





Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation



J. K. Huysmans

Die Kathedrale

Roman



Erster Band

Kurt Wolff Verlag München

Aus dem Französischen übertragen von Hedda Eulenberg

1.—3. Tausend / Gedruckt im Jahre 1923

von G. Krepfing in Leipzig / Einbandzeichnung von Emil Preetorius

Copyright 1923 by Kurt Wolff Verlag A.-G., München

Die Kathedrale

In Chartres schlägt einem am Ende des kleinen Platzes, über den zu jeder Jahreszeit die zänkischen Winde der Ebene fegen, plötzlich ein besänftigender Hauch wie weiche Kellerluft, noch durchschmachtet von einem milden halb erstickten Ölgeruch ins Gesicht, wenn man in die feierliche Finsternis des lauen Säulenwaldes eindringt. Durtal kannte ihn, diesen köstlichen Augenblick, in dem man wieder Atem schöpft, noch betäubt von dem schnellen Übergang aus den peitschenden Windstößen draußen in die Liebkosungen dieser samtenen Luft. Jeden Morgen um fünf Uhr verließ er seine Wohnung und mußte, um in das Gebiet des seltsamen Waldes zu gelangen, diesen wüsten Platz überschreiten. Und immer erschienen dieselben Leute an den Mündungen derselben Straßen; Nonnen mit gebeugtem Kopfe, ganz nach vorne geneigt, mit rückwärts flatternder Kopfhülle, überall vom Winde bedrängt, der sich wild in die mit großer Mühe zusammengehaltenen Röcke verfang. Dann andere Frauen, die gebückt und wie zusammengeschrumpft angestrengt ihre Kleider an sich gepreßt hielten, und, mit krummem Rücken von den Windstößen mißhandelt, sich vorwärts arbeiteten.

Noch nie hatte er um diese Stunde jemanden gesehen, der sich aufrecht hielt und ging, ohne den Hals vorzustrecken und die Stirne zu senken. Und alle diese verstreut herankommenden Frauen vereinigten sich zum Schluß in zwei Reihen; die eine wandte sich zur Linken und verschwand unter einem erhellten Vorhof, der etwas tiefer lag als der Platz, die andere ging rechts von ihnen gerade aus weiter und versank in der Nacht einer unsichtbaren Mauer.

Am Ende dieses Zuges eilten stets einige Geistliche, die sich verspätet hatten, heran, ergriffen mit einer Hand ihre Röcke, die sich wie Ballons aufblähten, drückten mit der andern ihren Hut fest auf den Kopf, standen einen Augenblick still, um das Brevier fester zu fassen, das unter dem Arme entgleiten wollte, verbargen ihr Gesicht gegen die Brust, drangen mit dem Nacken voran, um den Wind zu durchschneiden, mit roten Ohren und mit von Tränen geblendeten Augen; und wenn es regnete, verzweifelt an die Regenschirme angeklammert, die über ihnen Wellen schlugen, mit ihnen fortzufliegen drohten, und sie nach allen Richtungen hin und her rissen.

Am heutigen Morgen war das Überschreiten des Platzes noch schlimmer gewesen als gewöhnlich. Die Wirbelstürme, die, ohne durch irgend etwas aufgehalten zu werden, die Beauce durchsausen, heulten seit Stunden ohne Unterlaß. Es hatte geregnet und man stapfte durch Pfützen, die Hand sah man kaum vor den Augen und Durtal hatte einen Moment geglaubt, daß es ihm nie gelingen werde, durch die Mauermasse, die den Platz begrenzte, hindurchzudringen und die Thür aufzustößen, hinter der sich jener geheimnisvolle Wald auftat, der ganz vorm Winde geschützt, nach der Nachtlampe und dem Grabe duftete.

Er seufzte erleichtert auf und drang in den ungeheuren Baumgang ein, der sich jetzt vor ihm in der Finsternis dahinzog. Obgleich er den Weg kannte, trat er sehr behutsam ein in diese Allee, die von ungeheuern Bäumen gebildet wurde, deren Gipfel sich in der Dunkelheit verloren. Man konnte sich in einem Treibhaus glauben, das ein schwarzes Kuppelglas überwölbte; denn man ging

auf Fliesen und kein Himmel erschien, kein Lusthauch strich mehr über den Häuptern dahin. Selbst die wenigen Sterne, deren Lichter von weitem zwinkerten, gehörten keinem Firmamente an, denn sie zitterten fast unten an den Fliesen und schienen sich am Boden angezündet zu haben.

In dieser Dunkelheit vernahm man nur das Geräusch leichter Tritte. Man bemerkte nichts als schweigsame Schatten, die auf einem dämmerigen Hintergrunde mit schwärzeren Linien gezeichnet waren.

Und Durtal gelangte nun an einen anderen großen Baumgang, der die Allee, durch die er gegangen war, durchschnitt. Da fand er eine Bank gegen den Stamm eines Baumes gelehnt, und er setzte sich darauf und wartete, bis die Mutter erwache, bis die süßen Bittbesuche bei ihr, die am vorigen Abend unterbrochen werden mußten, wieder begännen.

Er dachte an die Jungfrau, deren immer wachsende Aufmerksamkeit ihn so oft vor unvorhergesehenen Gefahren, vor leichten Fehltritten und schwerem Fall bewahrt hatte. War Sie nicht der grundlos tiefe Brunnen der Güte, die Schützerin, die alle Gaben der Geduld zu vergeben hatte, die Pfortnerin der dürren und verschlossenen Herzen, war Sie nicht vor allem die immer tätige glückspendende Mutter?

Unverwandt über das Siechbett der Seelen gebeugt, wusch Sie die Wunden, verband die Verletzungen, stärkte bei den Ohnmachts- und Schwächeanfällen der Befehrungen. Durch alle Zeitalter hindurch war Sie die ewige Fürbitterin und die ewig Angerufene geblieben. Zugleich voll Barmherzigkeit und Dankbarkeit. Barm-

herzig gegen jedes Mißgeschick, das Sie erleichterte, und selbst dankbar für Ihre Hilfe. Sie war in der That unsern Fehlern verbunden. Denn ohne die Sünde des Menschen wäre Jesus nie in unserer niedrigen Gestalt geboren worden, und Sie hätte nicht die unbefleckte Gottesgebärerin werden können. Unser Unglück war also die Grundursache Ihrer Freuden gewesen, und dies war gewiß das aller- verwirrendste der Geheimnisse, dies erhabene Gut, das aus der Unmäßigkeit selbst des Übels hervorgegangen war; dieses rührende und über alle Verpflichtungen weit hinaus- gehende Band, das uns an Sie knüpfte, denn Ihre Dank- barkeit konnte überflüssig erscheinen, da Ihre unerschöpfliche Barmherzigkeit genügte, um Sie auf immer mit uns zu verbinden.

Und nun hatte Sie sich durch ihre wunderbare Demut den Massen erreichbar gemacht. Zu verschiedenen Zeiten war Sie an den verschiedenen Orten erschienen, hier wie aus der Erde hervorkommend, dort über die Abgründe hinstreichend, hier ließ Sie sich auf eine öde Bergspitze nieder, zog die Menge unübersehbar nach sich und vollführte Wunderheilungen. Dann, als sei Sie müde, diese Verehrung an so verschiedenen Orten hinzunehmen, schien es, als habe Sie sich an einem einzigen Platze festgesetzt, ja Sie hatte fast all ihre alten kleineren Leibgedinge auf- gegeben zugunsten des einen, gewaltigen, zugunsten von Lourdes.

Diese Stadt war im neunzehnten Jahrhundert die zweite Etappe ihres Aufenthaltes in Frankreich. Ihr erster Besuch hatte La Salette gegolten.

Jahre waren seitdem verflossen... Am 19. September 1846 hatte sich die Jungfrau zweien Kindern auf

einem Berge gezeigt, an einem Samstage, dem Tage, der ihr geweiht ist und der in diesem Jahre als Quatemberstag ein Bußtag war. Merkwürdigerweise ging dieser Tag obendrein dem Feste der Mutter von den sieben Schmerzen voraus, deren erste Vesper gerade begann, als Maria aus einem Lichtschein über dem Boden hervortrat.

Und Sie erschien als „Unsere liebe Frau der Tränen“ in dieser öden Landschaft, über diesen störrischen Felsen, diesen traurigen Bergen. Sie hatte schluchzend Vorwürfe und Drohungen ausgesprochen, und eine Quelle, die seit Menschengedenken nur zur Zeit der Schneeschmelze Wasser spendete, war seit der Zeit ununterbrochen geflossen.

Die Wellen, die dies Ereignis schlug, waren ungeheuer. Außer sich geratene Massen kletterten über schauerliche Wege bis in die hohen Regionen, wo kein Baum mehr wächst. Man schleppte, Gott weiß wie, ganze Karawanen Siecher und Sterbender mit über die Abgründe. Sie tranken von dem Wasser der Quelle und die gelähmten Glieder streckten sich gerade, die Geschwüre brachen beim Gesang der Psalmen auf und schmolzen dahin.

Doch nach und nach, ganz langsam, nach den niedrigen Zänkereien eines schmähligen Prozesses sank der Ruf von La Salette. Die Pausen zwischen den Pilgerfahrten wurden größer, Wunderheilungen stellten sich immer seltener ein. Es schien, als habe die Jungfrau sich entfernt, als verliere Sie die Zuneigung zu dieser Quelle des Erbarmens, zu diesen herben Bergen.

Augenblicklich kommen nur noch Leute aus der Dauphiné, nur noch verirrte Alpenwanderer hierher. Zuweilen steigen auch noch ein paar Kranke, die die Mineralquellen von La Mothe gebrauchen, nach La Salette hinauf.

Befehrungen und geistige Gnaden gibt es dort noch in Fülle, körperliche Heilungen aber werden fast nicht mehr bemerkt.

Kurz, wiederholte sich Durtal, die Erscheinung von La Salette ist berühmt geworden, ohne daß irgend jemand genau zu sagen wüßte, wie. Man kann es sich vielleicht so vorstellen: das Gerücht, das zuerst in dem Dorfe Corps, das am Fuße des Berges liegt, aufgetaucht war, verbreitet sich nach und nach im ganzen Departement, springt auf die umliegenden Provinzen über, sickert nun über ganz Frankreich, dringt über die Grenzen, verbreitet sich über Europa, durchschifft die Meere, landet in der Neuen Welt, die nun ihrerseits in Erschütterung gerät und sich ebenfalls aufmacht, um die Jungfrau anzurufen.

Die Bedingungen aber, unter denen diese Pilgerfahrten ausgeführt werden mußten, waren derartige, daß sie auch den zähesten Willen hätten entmutigen können. Ehe man die Herberge erreichte, die an die Kirche angekauert liegt, muß man Stunde um Stunde das einschläfernde Rollen der Eisenbahnwagen ertragen, soundsooft Mal umsteigen, ganze Tage im Postwagen sitzen, nachts in den Flohhecken der Gasthäuser schlafen und nachdem man sich den Rücken auf den, Wollkämmen ähnlichen, Matrasen unwahrscheinlicher Betten wundgerieben hat, muß man mit der Morgenröthe einen tollen Aufstieg beginnen, zu Fuß oder auf dem Rücken eines Maulthieres auf Zickzackwegen über Abgründe hin. Und endlich, dort oben angekommen, gibt es nichts mehr, weder Tannen- noch Knieholz, noch Gras, noch Wasser — nur die vollkommenste Hede; die Ruhe wird nicht einmal mehr von Vogelgeschrei gestört, denn bis zu dieser Höhe steigen selbst die Vögel nicht mehr empor!

Welch eine Landschaft! flüsterte Durtal und rief sich die Erinnerung an eine Reise wach, die er nach seiner Rückkehr aus La Trappe mit dem Dechanten Gébresin und dessen Haushälterin gemacht hatte. Er stellte sich wieder den entsetzensvollen Anblick vor, den die Gegend zwischen Saint-Georges de Commiers und La Mure bot, dachte an sein Grauen, als der Eisenbahnwagen langsam über die Abgründe dahinfuhr.

Unter ihnen war die Nacht, die in Spiralen in bodenlose Brunnenlöcher hinabstieg; über ihnen, bis dahin, wo sich der Blick verlor, Bergkessel, die den Himmel stürmten.

Der Zug stieg prustend empor, drehte sich um sich selbst, fiel in Tunnels ein, wühlte sich unter die Erde, schien den Tag vor sich herzustößen, trat wieder in eine Fanfare von Licht ein, fuhr anscheinend wieder zurück, stürzte sich in ein neues Loch, kam wieder unter schneidendem Pfeifen und betäubendem Rädergetöse zum Vorschein und lief auf schmalsten Windungen, die in die Flanke der Felsen gehauen waren, ängstend weiter.

Und plötzlich rückten die Berge auseinander, eine ungeheure Helligkeit überschwemmte die Wagen, die Landschaft trat, schrecklich, von allen Seiten sichtbar, hervor.

„Der Drac“ hatte der Dechant Gébresin ausgerufen und dabei in der Tiefe des Abgrundes auf eine flüssige ungeheure Schlange gewiesen, die sich durch die Felsen wand.

Das Reptil bäumte sich manchmal auf, stürzte sich auf Felsengruppen, die es wie wütend annagten. Und wie vergiftet von diesen Bissen veränderte sich das Wasser; es verlor seine stählerne Farbe, wurde weiß, bekam Schaum und schrie mit überschlagender Stimme auf, dann schien es fliehen zu wollen, wand sich in Finsternisse von Schluch-

ten, verweilte etwas in der Sonne auf Kieselsteinbetten und wälzte sich hier herum. Nun sammelte der Fluß wieder seine zerstreuten kleinen Wasserläufe, nahm seine Richtung wieder auf, schuppte sich von Schuppen frei, die wie irisierender Schaum kochenden Bleies aussahen, wurde wieder ganz Reptil, rollte seine Ringe wieder auf und verschwand, und ließ auf dem Boden seine weiße, von Kieselsteinen körnig gemachte Haut zurück, eine Haut von trockenem Sande.

Aus dem Fenster seines Abteils gebeugt, hing Durtal direkt über der Tiefe. Der Zug zog sich auf einer ganz engen Spur dahin; auf einer Seite drohten die hohen Steinquadern, auf der andern das Nichts. Mein Gott, wenn man entgleiste! Welch ein Fleischragout! sagte er sich.

Nicht weniger zermalmend aber als die ungeheuerliche Tiefe der Abgründe war, wenn man den Kopf hob, der Anblick des wütenden verzweiferten Himmelssturmes des Felsens. Man befand sich in diesem Wagen wirklich zwischen Himmel und Erde, der Boden, auf dem man rollte, blieb unsichtbar, da er in seiner ganzen Breite von dem Schienenpaar eingenommen wurde.

So glitt man, in der Luft hängend, in schwindelnder Höhe auf endlosen, geländerlosen Balkons dahin; unter einem fielen die Felsabhänge wie Lawinen herab, schossen geradezu nach unten, nackt, ohne die geringste Vegetation, ohne Baum oder Gras; an einigen Stellen schien die Natur wie mit Arthieben in ungeheure Haufen versteinerten Holzes aufgeteilt, an anderen war sie in riesige blättrige Blocks von Schiefer zerschnitten.

Und ringsherum ein Kreis von Bergen ohne Ende, die das Firmament verbargen, sich einer über den andern

schoben, den Zug der Wolken aufhielten und den Aufstieg zum Himmel verbarrikadierten.

Die einen erinnerten lebhaft mit ihren runzeligen grauen Rämmen an riesige Haufen von Austerschalen, andere, deren Gipfel rauchten wie gewaltige Kokspyramiden, waren bis zur halben Höhe mit Grün bedeckt. Tannenzwälder sträubten sich auf ihnen über Abgründen; oft wurden sie von Straßen in große weiße Kreuze viergeteilt und waren hier und da wie mit Nürnberger Spielzeug mit Dörfern übersäet, mit Sennereien, die einen Kopfsprung ins Wasser zu machen schienen, die sich, man wußte nicht wie, im Gleichgewicht hielten und in wilder Unordnung auf Stücke grünen Teppichs geworfen zu sein oder an die Flanken der Berge festgeklebt schienen. Wieder andere reckten sich empor wie gigantische verkalkte Mühlsteine, wie schlecht erloschene Krater, in denen noch Feuerbrünste brüteten, und die in langen Wolken rauchten, die im Fliehen sich von ihren Spitzen loszulösen schienen. Es war eine finstere Landschaft; man empfand beim Beschauen ein ungewöhnliches Unbehagen, vielleicht weil es die Idee der Unendlichkeit, die in uns ist, in Verwirrung brachte. Das Firmament war nur noch ein verlassenes Überbleibsel, ein Stückchen Ausschuß auf den öden Gipfeln der Berge — der Abgrund war alles. Er verkleinerte, verwinzigte den Himmel, setzte an Stelle der Klarheit der ewigen Räume die schwarze Großartigkeit der Abgründe.

Wirklich, das Auge wandte sich enttäuscht von diesem Himmel ab, der die Unbegrenztheit seiner Tiefen, die Unendlichkeit seiner Ausdehnung verloren hatte, denn die Berge schienen ihn zu erreichen, in ihn einzudringen und

ihn zu tragen; sie zerbröckelten ihn, indem sie ihn mit den zackigen Zähnen ihrer Gräten zersägten und immer nur knauerige Aurlappen und Wolkenfetzen durchließen.

Unfreiwillig wurde der Blick immer wieder gegen den Abgrund gezogen und der Kopf schwindelte, wenn er diese unmäßigen Löcher voll Nacht durchforschen wollte. Diese verschobene Unendlichkeit, in der das obere nach unten geraten war, wirkte grauenhaft.

„Der Drac,“ hatte der Dechant erzählt, „ist einer der fürchterlichsten Flüsse in Frankreich. Heute ist er friedlich, fast ausgetrocknet, kommt aber die stürmische Jahreszeit mit Schneefällen, so wird er wach, knistert wie ein Silbertier, pfeift und wird erregt, schäumt und springt und verschlingt oft mit einem Schlage Hütten und Dämme.“

Es ist scheußlich, dachte Durtal; dies gallstüchtig scheinende Ufer heckt doch sicher Fieber; es sieht verflucht und faulig aus mit seinen Seifenwasserrümpeln, seinen metallischen Tönungen, seinen im Schmutz gestrandeten Regenbogenfetzen.

Durtal erlebte jetzt in seiner Erinnerung all diese Einzelheiten wieder, sah den Drac und La Salette vor sich, wenn er die Augen schloß. Ach, sagte er sich, man muß sie loben, die Pilger, die sich in diese trostlosen Gegenden heraufwagen, um an dem Orte der Erscheinung zu beten. Sind sie einmal angekommen, so sehen sie sich auf eine kleine Ebene beschränkt, die nicht größer ist als der Platz Saint-Sulpice, und die an einer Seite von einer Kirche aus rohem Marmor, der mit senkrechtigem Zement beworfen ist, eingenommen wird, auf der anderen Seite streckt sich ein Kirchhof hin! Der Horizont war begrenzt von trockenen aschfarbenen Kegeln oder kahlen, höchstens hie und da mit

elendem Kraut bestandenen Bimssteinmassen. Höher hinauf erblickte man die glasigen Blöcke der Gletscher und den ewigen Schnee. Vor sich sah man zum Daraufgehen Stücke trübseligen Rasens mit Grindflecken von Sand. Um die Landschaft mit einem Worte zu bezeichnen: es war der Haarausfall der Natur, die Lepra der Erde.

Und was die Kunst auf dieser Stätte anbetraf — — — Auf dieser winzigen Promenade, nahe bei der Quelle, die in Röhren und Hähne eingefast war, erhoben sich an drei verschiedenen Stellen Bronzestatuen. Eine lächerlich angezogene Jungfrau mit einer Zuckerbretzelsfrisur und einer Mohitanermütze auf dem Kopfe, liegt weinend auf den Knien, den Kopf in die Hände verborgen. Dann steht dieselbe Frau aufrecht, die Hände nach Art der Geistlichen in ihre Ärmel gesteckt und blickt die beiden Kinder an, mit denen sie spricht: Maximin, der wie ein Pudel frisiert ist und einen Hut, der wie eine Sandkuchmelone ausieht, zwischen den Fingern dreht, und Melanie, kurzhalsig eingepfercht in einen Rüschenhut und einen Briefbeschwerer: Bauwau aus Bronze neben sich; und endlich sieht man dieselbe Person noch einmal, diesmal hebt sie sich auf die Zehenspitzen und schlägt in einer melodramatischen Haltung die Augen zum Himmel auf. Niemals hat sich der schreckliche Geschmack an der Häßlichkeit, der jetzt die Kirche entehrt, entschlossener gezeigt, als an dieser Stelle, und wenn vor der eindringlichen Häßlichkeit dieser unwürdigen Bildwerke, die in den Munitionsfabriken von Creusot gegossen worden sind, die Seele seufzen mußte, so litt auch der Körper auf diesem Plateau Erstickungsnot beim Anblick der Massen, die die Aussicht versperrten.

Und dennoch hatten sich tausende von Kranken hierher

aufgeschwungen und trosteten dem furchtbaren Klima, in dem im Sommer die Sonne einen verkalbt, während man zwei Schritte davon im Schatten friert.

Das erste und größte aller Wunder, das sich in La Salette zugetragen hatte, war das gewesen, die Massen überhaupt in diese steile Zone heraufzuziehen, denn alles hatte sich hier vereinigt, um sie abzustößen und entfernt zu halten!

Und sie sind gekommen, Jahre hindurch, bis Lourdes sie abwendig gemacht hat, denn erst von der neuen Erscheinung der Jungfrau her datiert der Verfall dieses Wallfahrtsortes.

Zwölf Jahre nach dem Ereignis von La Salette zeigte sich die Jungfrau wieder, diesmal nicht in dem Dauphiné, sondern tief in der Gascogne. Nach der tränenreichen Jungfrau, nach der schmerzreichen Mutter, stellt sich unsere liebe Frau vom Lächeln, die unbefleckte Empfängnis, die Schutzmeisterin aller glorreichen Freuden vor, und auch hier weist sie einer Hirtin eine Quelle, die Krankheiten heilt. Und nun beginnt eine Verwirrung. Man kann sagen, daß Lourdes in allem das Gegenteil von La Salette ist. Die Landschaft hier ist wundervoll. Die sanften Abhänge sind mit Grün bekleidet, die Berge lassen sich leicht besteigen. Überall gibt es schattige Gänge, große Bäume, lebhaftes Wasserläufe, sanfte Abhänge, breite, gefahrlose, jedem zugängliche Wege. Statt der Einöde eine Stadt, in der alle den Kranken nötigen Dinge zu haben sind. Man erreicht Lourdes, ohne sich in Ungezieferheiden begeben zu müssen, ohne in ländlichen Kneipen übernachten und die Stöße vorzüßstütllicher Kumpelkästen ertragen und an Abgründen vorüberkriechen zu müssen, man ist am Bestimmungsort, sowie man den Zug verläßt.

Diese Stadt ist ganz wunderbar geeignet, die Massen anzuziehen, und es kommt einem vor, als sei es gar nicht einmal nötig, daß sich die Vorsehung selber so mächtig bemühte, um sie dahin zu ziehen.

Und Gott, der La Salette der Menschheit aufzwang, ohne seine Zuflucht zu menschlicher Nachhilfe zu nehmen, ändert nun seine Taktik: mit Lourdes tritt die Reklame in Wirksamkeit.

Es ist wirklich sehr verwirrend: Jesus findet sich damit ab, die elenden Kunstgriffe menschlichen Handels anzuwenden, er läßt sich zu den widerwärtigen Kriegslisten herab, die wir anwenden, um ein Produkt oder ein Geschäft durchzusetzen. Und man fragt sich, ob das nicht die härteste Unterweisung in der Demut ist, die jedem Menschen gegeben wurde und zugleich der härteste Vorwurf gegen den schmutzigen Amerikanismus unserer Zeit . . . Gott ist wiederum dahin gebracht, sich zu uns zu erniedrigen, unsere Sprache zu sprechen, sich unserer Erfindungen zu bedienen, um sich verständlich und die Menschen gehorsam zu machen. Gott, der nicht mehr versucht, uns durch sich selbst seine Absichten klar zu machen, uns zu Ihm zu erheben!

Wirklich, die Art und Weise, die der Erlöser annimmt, um die in Lourdes aufgespeicherten Gnaden unter die Leute zu bringen, ist verblüffend.

Er beschränkt sich diesmal, um die Kenntnis der Wunder zu verbreiten, keineswegs auf ihre bloß mündliche Ausbreitung; nein, man sollte glauben, Lourdes sei für Ihn viel schwerer zu verherrlichen als La Salette — und Er ergreift gleich große Mittel. Er erweckt einen Mann, dessen Buch, in alle Sprachen der Erde übersetzt, die Kunde von der Erscheinung in die entferntesten Gegenden der Erde

trägt und Beweise für die Wahrhaftigkeit der in Lourdes geschehenen Heilungen bringt.

Damit dies Buch wirklich die Massen in Aufregung brachte, mußte der für diese Arbeit ausgesuchte Schriftsteller ein geschickter Zusammenträger sein, ein Mann, der dazu keinen persönlichen Stil, keine neue Idee hatte. Mit einem Worte, es mußte ein Mann ohne Talent sein; das war klar, denn vom Standpunkt des Kunstverständnisses aus steht das katholische Publikum noch tief unter dem profanen. Unser Herr traf eine gute Wahl, sie fiel auf Henri Lasserre.

Die von ihm geschleuderte Mine explodierte, riß die Seelen auf und schob die Menge auf den Weg nach Lourdes.

Jahre verfließen; der Ruf des Heiligtums ist fest gegründet; unbestreitbare, auf übernatürlichem Wege erfolgte und durch eine Ärzteschaft, deren guter Glauben und Wissenschaftlichkeit nicht zu bestreiten war, festgestellte Heilungen gehen dort vor sich. Lourdes steht in seinem Glanze. Doch nach und nach, obwohl die Pilgerfahrten nicht aufhören, verblaßt das Aufsehen, das die Grotte gemacht hatte. Es schwächt sich ab, wenn auch nicht in der religiösen Welt, so doch in der bemerkenswerten zahlreicheren Welt, der gleichgültigen oder der unsicheren, die es zu überzeugen galt. Und der Herr denkt, daß es gut sei, die Aufmerksamkeit der Welt wieder auf die Wohlthaten, die unsere Mutter dort verteilt, zu lenken.

Lasserre war nun nicht mehr das Werkzeug, das das schlecht ausgenügte Ansehen von Lourdes verjüngen konnte. Das Publikum hatte genug von seinem Buche. Es hatte es in jeder Form und Aufmachung geschluckt. Das Buch hatte seinen Zweck erfüllt; dies einst so praktische Werkzeug,

das in diesem Altknarius der Wunder verkörpert gewesen war, durfte nun beiseite gelegt werden.

Jetzt war ein Buch nötig, das ganz von dem seinen abwich, ein Buch, das auf dies ungeheuer weite Publikum wirken mußte, das seiner Sakristiansprosa ablehnend gegenüberstand. Lourdes mußte nun in weniger nachgiebige, dichtere Schichten kommen, in ein weniger plattes und schwerer zu befriedigendes Publikum. Dies neue Buch mußte also von einem talentierten Manne geschrieben werden, dessen Stil aber doch nicht so erhaben war, daß er die Leute erschreckte. Es war vorteilhaft, wenn dieser Schriftsteller schon sehr bekannt war, und seine ungeheuren Auflagen mit denen von Lasserre wetteifern konnten.

In der ganzen Literatur gab es nur einen, der diese unumgängliche Bedingung erfüllte: Emile Zola. Man würde vergeblich einen andern suchen. Er allein mit seinem breiten Ansehen, seiner riesigen Verkauflichkeit, seiner mächtigen Reklame, war geeignet, Lourdes wieder zu Ansehen zu bringen.

Wenig verschlug es, daß er das Übernatürliche leugnete, und sich bemühte, durch die dürftigsten Vermutungen unerklärliche Heilungen zu erklären, daß er den medizinischen Mist von Charcot knetete, um daraus seine armselige These zu backen, die Hauptsache war, daß weithintönende Debatten sich an sein Werk knüpften, von dem mehr als hundertfünftausend Exemplare den Namen Lourdes in allen Ländern bekannt machten.

Und weiter, die Armlichkeit seiner Argumente, die ganze Krampfhaftigkeit seines „heilenden Hauches der Menge“, den er ja ganz im Gegensatz zu der positiven Wissenschaft erfunden hatte, mit der er sich brüstete, um zu versuchen,

die außerordentlichen Heilungen, die er gesehen hatte, und deren Wirklichkeit noch deren Häufigkeit er anzustreiten wagte, zu erklären, war dies nicht alles nur dazu angethan, um voreingenommene Leute von der Wahrhaftigkeit der Wunder, die in jedem Jahre in Lourdes geschehen, zu überzeugen?

Das zugestandene Geschehen solch unerhörter Dinge genügte, um den Massen einen neuen Anstoß zu geben. Es ziemt sich noch zu erwähnen, daß das Buch keinerlei Feindschaft gegen die Jungfrau zeigte, von der im allgemeinen nur in ehrfurchtsvollen Ausdrücken geredet wurde, und ist es nicht angebracht zu glauben, daß der Skandal, den dies Werk verursachte, Lourdes nur günstig war? Im allgemeinen darf man wirklich behaupten, daß Lasserre und Zola zwei nützliche Werkzeuge waren, der eine ohne Talent und darum geeignet, die Massen, die tiefsten Schichten des Volkes zu bewegen, der andere im Gegenteil ein intelligenteres und literarisches Publikum, das an seinen wundervollen Stellen über die Lichterprozession und der vom Schmerzenssturm umtobten Jubelhymne des triumphierenden Glaubens der weißen Eisenbahnzüge aufs Tiefste bewegt wurde. Ach, Sie liebt Ihr Lourdes, Sie liebt es, die Jungfrau! Sie scheint hier all Ihre Kräfte, all Ihre Gnaden gesammelt zu haben. Ihre übrigen Heiligtümer sterben, damit dies hier lebe.

Warum?

Warum hat Sie zum Beispiel La Salette geschaffen, und hat es dann doch eigentlich im Stich gelassen?

Daß Sie hier erschienen ist, ist nicht schwer zu verstehen, antwortete sich Durtal. Die Jungfrau wird in der Dauphiné mehr verehrt, als in irgend einer andern

Provinz. Mit Ihr geweihten Kapellen ist das Land übersäet, das Sie vielleicht durch Ihre Gegenwart hat belohnen wollen.

Dann ist Sie hier mit dem ganz bestimmten Zweck erschienen, den Menschen und ganz besonders den Priestern Buße zu predigen. Sie hat durch Wunder die Botschaft, die Sie Melanie vertraut hatte, bestätigt. Dann, nachdem diese Mission einmal erfüllt war, durfte Sie das Interesse an einem Orte verlieren, an dem Sie gewiß nie lange zu verbleiben gedacht hatte.

Kann man nicht auch, meinte er nach einem Gedankenschweigen, die ganze Sache noch viel einfacher ansehen:

Maria hat geruht, sich unter den verschiedensten Umständen zu zeigen, um dem Geschmack, den Seelenbedürfnissen eines jeden von uns genutzutun. In La Salette hat Sie sich in einer elenden Landschaft, ganz in Tränen gebadet, für einige unter uns enthüllt, für die Seelen, die dem Schmerze ergeben sind, für die mystischen Seelen, die die Leiden der Passion noch einmal mit erleiden, die der Mutter auf ihrem zerreißenden Kreuzwege folgen. Dort ist Sie nicht so anziehend für die Menge, die weder die Traurigkeit noch die Tränen liebt, und fügen wir hinzu, noch weniger Vorwürfe und Drohungen hören will! Schon um ihrer Haltung und ihrer Sprache willen konnte die Jungfrau von La Salette nicht volkstümlich werden, während die von Lourdes, die lächelnd kam und keine Katastrophen prophezeite, den Hoffnungen und Freuden der Menge leicht zugänglich war.

Sie war in Ihrem neuen Heiligtum wirklich die Jungfrau für jedermann, nicht mehr die Jungfrau für die Mystiker und Künstler, die Jungfrau für die Wenigen von La Salette.

Welch ein Geheimniß, diese direkte Dazwischentunst der Mutter Christi hier auf Erden, dachte Durtal.

Und er sann weiter: man bemerkt bei näherer Betrachtung, daß man die Kirchen, die Sie gegründet hat, in zwei Gruppen teilen kann.

Die eine Gruppe enthält die Orte, wo Sie sich gewissen Leuten gezeigt hat, wo Wasser floß, wo körperliche Heilungen sich vollzogen: La Salette und Lourdes. Die andere Gruppe enthält die Orte, wo Sie sich nicht menschlichen Wesen gezeigt hat, oder wo Ihre Erscheinung bis in undenkliche Zeiten zurückgeht, bis in vergessene Jahrhunderte, tote Zeitalter. In diesen Kapellen wird nur gebetet und Maria erhört hier die Gebete ohne eine Quelle, Sie spendet hier mehr moralische als körperliche Heilungen. Solche Orte sind, um drei zu erwähnen, Notre-Dame de Fourvières zu Lyon, Notre-Dame de Sous Terre in Chartres und Notre-Dame des Victoires in Paris. Warum macht Sie diesen Unterschied? Niemand weiß es, und niemand wird es jemals wissen. Man könnte vielleicht denken, daß Sie voll Mitleid mit der ewigen Unruhe unserer Seele, die es müde werden könnte, zu beten, ohne je etwas zu sehen, diese Seele, indem Sie sich zeigte, im Glauben hat stärken und neue Schäflein hat um sich versammeln wollen.

Ist es, fuhr Durtal in seinen Gedanken fort, wenigstens möglich, hier kleine Marksteine, Zeichen von Regeln zu entdecken?

Beim Eindringen in diese Finsternis bemerkt man zuerst zwei Lichtpünktchen: Sie zeigt sich nur den Armen und Demütigen, Sie wendet sich an die einfachen Seelen, die die primitive Beschäftigung der Patriarchen fortsetzen, sie

enthüllt sich den Landkindern, Hirtinnen, Schäferinnen. In La Salette wie in Lourdes sind es junge Hirten, die Sie zu ihren Vertrauten wählt. Auf diese Weise erfüllt Sie nur den wohlbekannten Willen des Sohnes: denn Hirten waren die ersten, die in die Krippe zu Bethlehem lugten und aus den niedrigsten und einfachsten wählte Christus seine Jünger.

Und das Wasser, das als Träger der Heilungen dient, hat es nicht sein Vorbild im alten Testament im Jordan, der Naaman vom Aussatz befreit, und im Neuen in dem Fischteich, den ein Engel bewegt? Die andere Gesetzmäßigkeit ist auch erklärlich. Die Jungfrau achtet soviel wie möglich auf das Temperament der Person, die Sie anredet. Sie hält sich in der Tragweite seiner Intelligenz, infarniert sich in der materiellen Form, die dies Wesen verstehen kann. Sie nimmt die kleinlichste Gestalt an, wie diese Armen sie lieben, zieht ein weißes oder blaues Gewand an, schmückt sich mit einem Kranz von Rosen und Edelsteinen, legt die Schnurrpfeifereien einer Erstkommunikantin, die häßlichsten Sonntagstaatsstücke an.

Es gibt kein Beispiel, daß die Schäferinnen, denen Sie erschienen ist, Sie anders beschrieben hätten als wie als „eine schöne Dame“, als eine Jungfrau, wie Sie auf den simplen Dorfaltären steht, als eine Madonna aus dem Viertel Saint Sulpice, als eine Straßenedenkönigin.

Diese beiden Umstände findet man allgemein, sagte Durtal. Der Sohn scheint sich jetzt nicht mehr unter einem menschlichen Anblick den Massen zeigen zu wollen. Seit Er der seligen Marie-Marguerite erschienen ist, deren Er sich als Dolmetsch bediente, um zu den Völkern zu sprechen, hat Er dies Amt seiner Mutter überlassen.

Es ist wahr, da Er es sich vorbehält, die vertraulichen Zellen zu bewohnen, die geheimen Gebiete, die Schlösser der Seele, wie die heilige Theresia sagt, bleibt seine Gegenwart innerlich und meistens den Sinnen unzugänglich. Durtal schwieg, schüttelte den Kopf, und gestand sich die Leere seiner Nachforschungen ein, die Ohnmacht des menschlichen Verstandes, die unerforschlichen Absichten des Allmächtigen einzusehen, und er dachte von neuem an seine Reise in die Dauphiné, deren Erinnerung ihn nicht freiließ.

Ach! Und trotzdem sagte er sich, diese hohen Alpenketten, diese Berge von La Salette, dieses große langgestreckte weiße Gasthaus, diese mit kotigem Zement beschmierte halb byzantinische, halb romanische Kirche, und diese kleine Zelle, mit ihrem auf schwarzes Holz genagelten Gips-Christus, dies winzige gefaltete Zimmer, das so eng war, daß man nach keiner Richtung hin zwei Schritte in ihm machen konnte, wie war das alles doch von Ihr durchdrungen. Gewiß, Sie kam noch immer, trotzdem Sie den Ort verlassen zu haben schien, um ihren Gästen beizustehen. Man empfand Sie so nahe bei sich, so aufmerksam und der Klage voll, des Abends, wenn man allein mit einer Kerze war, wenn die Seele wie eine Hülse aufsprang, und die Samen ihrer Sünden, die Körner ihrer Fehler von sich schleuderte. Und die Reue, die oft nicht zu erlangen war, die oft so zweifelhaft blieb, wurde nun gewiß und ganz allgewaltig, so daß man von Tränen erstickt vor seinem Bette auf die Knie fiel und schluchzend den Kopf in die Kissen wühlte.

Das waren tödlich traurige und doch so sanfte Abende. Man zermühlte sich, man riß sich die Haut von der Seele,

aber fühlte man nicht die Jungfrau an seiner Seite so erbarmungsvoll, so urbarmherzig, wie Sie nach der Krisis die ganze blutende Seele in ihre Arme nahm, und sie wie ein krankes Kind in den Schlaf wiegte!

Während des Tages war dann die Kirche ein Zufluchtsort gegen den Schwindelwahnsinn, der sich auf einen niedersenkte. Das Auge, das von den Abgründen verwirrt wurde, und die Wolken, die sich auf den Flanken der Felsen als dicke weiße Flocken niederließen, durcheinanderbrachte, beruhigte sich wieder im Schutze der Mauern.

Und dann — um den ganzen Greuel der Landschaft und der Statuen wieder gut zu machen, um selbst die Komik der Hotelbediensteten abzuschwächen, die Bärte wie Maurer und knabenhafte Kleider trugen, Käppis und Blusen mit Säbelskoppeln, Hosen, wie aus schwarzem Ofenpfeifenrohr — fand man ganz außerordentliche Seelen dort, göttlich einfache Seelen entfalteten sich da.

Und Durtal erinnerte sich an ein wunderbares Schauspiel, dem er eines Morgens beigewohnt hatte.

Er saß im eisigen Schatten der Kirche auf dem glatten Rasenstückchen und blickte auf den Kirchhof vor sich, und auf die unbewegliche Woge der Berge. Ganz in der Ferne, hoch am Himmel, schienen Körner zu rieseln, eins nach dem andern auf der haarschmalen Borte eines Weges, der sich am Abgrund entlang zog. Nach und nach wurden diese Körner, die anfangs schwarz gewesen waren, heller und erwiesen sich als Glocken, auf denen eine weiße Kugel wandelte und bald war es eine Reihe mit weißen Hauben geschmückter Bäuerinnen. Im Gänsemarsch kamen sie auf dem Plaze an.

Nachdem sie sich vor dem Kirchhof bekreuzigt, hatten sie alle einen Becher Wasser an der Quelle getrunken, dann hatten sie eine Schwenkung gemacht und Durtal, der ihnen nun ins Gesicht sah, erblickte folgendes: an der Spitze schritt eine Frau, sie war gewiß hundertjährig, sehr groß und noch aufrecht, und trug den Kopf mit einer Kapuze bedeckt, unter der sich strohige, eisengraue Locken hervorstahlen. Ihr Gesicht war verhohelt wie eine Zwiebel: schale und sie war so mager, daß man, wenn man seitlich stand, das Licht durch ihre Haut schimmern sah.

Sie kniete vor der ersten Statue nieder und hinter ihr falteten ihre Kameradinnen, die in der Mehrzahl vielleicht um achtzehn Jahre alt waren, die Hände, schlossen die Augen — und nun ging eine Veränderung mit ihnen vor.

Unter dem Hauch des Gebetes entzündete sich die unter der Asche irdischer Beschäftigungen glimmende Seele und der Wind, der sie schürte, ließ sie wie eine innere Flamme durch die undurchsichtige Haut der Wangen scheinen und den trüben Zusammenklang der Züge durchleuchten.

Sie glättete die rissige Haut, erweichte bei den jüngeren die Züge der vulgären aufgesprungenen roten Lippen, verfeinerte die grobe wettergebräunte Farbe, strahlte aus in dem Lächeln des Mundes, der sich unter ihren stillen Bitten öffnete, unter ihren furchtsamen, doch einfach dargebotenen aufrichtigen Küssen, die ihnen gewiß zurückgegeben wurden in einer unaussprechlichen Umarmung des Kindes, das sie seit seiner Geburt so innig verhätschelten und das nun seit seinem Leiden auf dem Kalvarienberg der schmerzhafteste Bräutigam geworden war.

Sie nahmen vielleicht selbst ein wenig an den Wonnen

teil, die der Jungfrau vorbehalten sind, die zugleich Mutter und Braut und entzückte Dienerin eines Gottes ist.

Und aus dem Schweigen erhob sich eine Stimme, die aus der Tiefe der Zeitalter zu kommen schien: die Urahne begann: Pater noster — und alle wiederholten das Gebet des Herrn, erhoben sich aus ihrer Versunkenheit und glitten nun auf ihren Knien die Stufen des Kreuzweges empor, dessen vierzehn Stationen, die mit gußeisernen Medaillonbildern bezeichnet waren, sich den Weg hinaufschlängelten und die Statuengruppen trennten. Die Frauen kletterten so kniend weiter, blieben auf der Stufe, die sie erklettert hatten, so lange, bis sie ihre Ave gebetet hatten und krochen dann, sich auf den Händen stützend, eine Stufe höher zur nächsten Station. Als der Rosenkranz abgebetet war, erhob sich die Alte wieder und langsam folgten ihr alle in die Kirche, wo sie lange vor dem Altar hingeworfen beteten. Dann richtete sich die Ahne wieder auf, teilte an der Kirchthür das Weihwasser, führte ihre Schar an die Quelle, wo jede noch einmal trank und dann verließen sie, ohne ein Wort gewechselt zu haben, den Ort, stiegen im Gänsemarsch wieder den engen Pfad empor und waren zuletzt wieder die kleinen schwarzen Punkte, als die sie gekommen waren und verschwanden bald im Horizont.

„Diese Frauen sind seit zwei Tagen und zwei Nächten in den Bergen,“ sagte ein Priester, der sich Durtal genähert hatte; „sie kommen tief aus Savoyen und sind fast ohne Aufenthalt gepilgert, um einige Minuten hier zubringen zu können. Sie werden heute Nacht, wie es der Zufall gibt, in einem Stall oder einem Erdloch übernachten und morgen mit dem allerfrühesten werden sie ihre beschwerliche Wanderung wieder aufnehmen.“

Durtal stand erstarrt vor dem strahlenden Glanze solchen Glaubens. Es war also möglich, daß außerhalb der absoluten Einsamkeit und außerhalb des Klosters in den Schlupfwinkeln dieser Gipfel und Schluchten inmitten dieser rauhen harten Bauernbevölkerung diese Seelen ewig jung, ewig frisch, ewig kindlich blieben. Frauen lebten hier, ohne es zu wissen, das kontemplative Leben, vereinigten sich mit Gott, während sie in schwindelnder Höhe die steilen Abhänge eines kleinen Aßers bearbeiteten. Sie waren Lea und Rachel zu gleicher Zeit, Maria und Martha in einer Person. Und diese Frauen glaubten naiv und kindlich, wie man im Mittelalter glaubte. Diese Wesen mit den lückenhaften Gefühlen, den simpelsten rechtwinkligen Vorstellungen, die sich kaum auszudrücken vermochten, nicht lesen konnten, weinten vor Liebe vor dem Unerreichbaren, das sie durch ihre Demut, ihre Reinheit zwangen, sich ihnen zu enthüllen, sich ihnen zu offenbaren.

Wie gerecht es war, daß die Jungfrau diese vorzog, diese unter allen zu ihren Lieblingen machte.

Ach, sie sind nicht belastet mit der furchtbaren Last des Zweifels, sie besitzen eine fast vollständige Unkenntnis des Bösen; aber gibts nicht auch Seelen, ach nur zu erfahren in einer wahren Kultur von Fehlern, und finden doch Gnade vor ihren Augen? Hat Maria nicht auch wenig besuchte, wenig bekannte Heiligtümer, die aber doch dem Wucher der Zeiten, dem verschieden starken Ansturm der Jahre widerstanden haben, wo Sie uns empfängt, wenn wir einsam und ohne Geräusch kommen, um Sie zu lieben?

Und Durtal, der sich wieder nach Chartres zurückfand, erblickte um sich Leute, die in der lauen Finsternis des

dampfen Hochwaldes auf das Erwachen der Jungfrau warteten, um Sie zu begrüßen.

Mit der Morgenröte, die zu dämmern begann, verlor der Wald der Kirche, unter dessen Bäumen Durtal saß, an Zusammenhang. Die Formen, die sich bis jetzt in der Dunkelheit rein skizziert hatten, verfälschten sich in der werdenden Helle, die alle Linien schmolz. Unten, in einer sich zerstreuenden Wolke, stiegen, gepflanzt in von steinernen Brunnenrändern eingeengten Brunnen, die hundertjährigen Stämme fabelhafter weißer Bäume empor, dann verdichtete sich die Nacht, die auf dem Boden fast durchsichtig war und wurde an der Stelle, an der die Zweige einsetzen sollten, so undurchsichtig, daß man diese nicht mehr sah.

Als er das Haupt zum Himmel erhob, versank sein Blick in eine tiefe Schwärze, die weder Mond noch Sterne durchschienen.

Wenn er geradeaus vor sich in die Luft sah, so bemerkte er durch den Rauch der Dämmerung helle Degenklingen, ganz ungeheure Degenklingen ohne Griff und ohne Stichblatt, die sich gegen die Spitze zu verzüngten und diese Klingen, die hoch oben in unausmeßbarer Höhe hingen, schienen in dem Nebel, durch den sie glänzten, mit unbestimmten Reliefs oder Kerbschnitten graviert zu sein.

Er versuchte, zur Rechten und zur Linken den Raum zu durchdringen und er sah überall an allen Seiten in ungeheurer Höhe eine riesige Rüstung, aufgehangen auf ungeheueren nachtschwarzen Flächen, die aus gigantischen, mit Löchern übersäten Schilden bestand, die sich über fünf gewaltigen Degen erhoben, die ohne Stichblatt und Degenknauf zu sein schienen und deren Schneide mit un-

bestimmten Zeichnungen, verwirrtem Niello ausgeziert zu sein schienen.

Allmählich tastete sich die Sonne eines unbestimmten Winters durch den Nebel, der bläulich werdend langsam verdunstete und die riesenhafte Rüstung, die zur Linken Durtals gegen Norden hing, belebte sich zuerst. Rosenfarbige und punschrote Gluten entzündeten sich in den Vertiefungen des Schildes, während darunter in der mittleren Klinge aus dem stählernen Spitzbogen die gigantische Gestalt einer Negerin hervortrat, die mit einem grünen Kleide und einem braunen Mantel angetan erschien. Das in ein blauseidenes Tuch gehüllte Haupt war mit einer goldenen Aureole umgeben, und sie blickte hieratisch wild mit aufgerissenen ganz weißen Augen vor sich.

Und diese rätselhafte Mohrin hielt auf ihren Knien ein Negerkind, dessen Augäpfel wie zwei Schneebälle aus einem schwarzen Antlitz hervortraten.

Langsam erhellten sich nun auch die andern, noch finsternen Degenklingen um sie herum und Blut rieselte von ihren geröteten Spitzen wie von einem frischen Blutbade. Und diese purpurnen Rinnsale begrenzten die Umrisse von Wesen, die gewiß von den fernen Ufern des Ganges ausgegangen waren: auf einer Seite sah man einen König, der die Harfe spielte, auf der andern einen Fürsten, der ein Zepter emporhielt, das in den türkisenen Staubfäden einer fabelhaften Lilie endete.

Weiter zur Linken des königlichen Musikers, erhob sich ein anderer härtiger Mann, dessen Antlitz mit Rußsaft gefärbt schien, die Höhlen der leeren Augen waren mit runden Brillengläsern bedeckt, das Haupt mit einem Diadem und einer Tiara geschmückt, die Hände mit einem

Kelch und einer Patene, einem Weihrauchfaß und einem Brote beschwert; zur Rechten des Fürsten, der das Zepher trug, löste sich eine noch viel verwirrendere Gestalt von dem bläulichen Schwerte ab, eine Art Straßenräuber, der allem Anschein nach aus einem Sklaventerker von Persopolis oder Susa entwichen war. Auf dem Kopfe trug er einen kleinen zinnoberroten Hut von der Form eines umgestülpten, gelb eingefassten Marmeladetopfes, und gekleidet war er in ein lohfarbenes, unten weiß abgesetztes Gewand. Diese barbarische, wüste Gestalt trug einen grünen Zweig und ein Buch. Durtal wandte sich ein wenig und versuchte die Finsternis gerade vor sich mit seinen Augen zu durchdringen. Da leuchteten in schwindelnder Höhe am Horizont die Degen vor ihm auf. Die vagen Zeichnungen, die man in der Dunkelheit für eingelegte oder aufgelegte Gravüren auf dem Stahl hatte halten können, verwandelten sich nun in Gestalten, die in lange faltige Gewänder gekleidet waren; und auf dem höchsten Punkte des Firmamentes schwebte in einem Sprühregen von Rubinen und Saphiren eine gekrönte Frau mit bleichem Gesicht, die ebenso wie die Mohrin im nördlichen Schiff in Karmeliterbraun und Grün gekleidet war. Auch sie wies ein Kind dar, das wie sie selbst der weißen Rasse angehörte, mit einer Hand eine Weltkugel umfaßte, und mit der andern den Segen spendete.

Und endlich erhellte sich auch noch die dunkle Seite zur Rechten Durtals, auf die das Licht immer mit Verspätung fiel, die Seite des südlichen Schiffes, in der sich noch immer Licht und Finsternis wie in einem feinen Staubregen unordentlich stritten und den das Morgenrot nur noch wenig verdunsten ließ. Der Schild, der dem der Nord-

seite gegenüber hing, fing Feuer und unter ihm, in dem gravierten Schilde des Schwertes, das sich der Klinge gegenüber erhob, die da die königliche Negerin zeigte, erschien eine Frau mit ein wenig gebräunten Wangen und ein wenig mulattischem Typus, ebenso gekleidet wie die andern in Myrtengrün und Braun, die ein Zepter hielt und auch von einem Kinde begleitet war.

Und um sie her hoben sich noch unbestimmt die Gestalten von Männern ab, befestigten ihre Umrisse einer an dem andern und schienen sich in dem engen Raume, der ihnen frei stand, zu stoßen und zu drängen.

Eine Viertelstunde verging, ohne daß irgend etwas deutlicher hervortrat. Dann aber nahmen die Formen feste Gestalt an. Inmitten der Degen, die in Wirklichkeit riesige Glasscheiben waren, entstanden in dem vollen Lichte menschliche Gestalten. Überall flammten in den länglichen Spitzbogensfenstern bärtige unbewegliche Gesichter auf, und wie im brennenden Dornbusch am Berge Horeb Gott in Flammen dem Moses erschien, so ging hier aus all dem Buschwerk von Gluten mit einem unveränderlichen Ausdruck von gebieterischer Sanftmut und trauriger Grazie die Jungfrau stumm und starr mit goldgekröntem Haupte hervor.

Sie vervielfältigte sich, stieg von dem obersten Lichthimmel in niedrigere Stockwerke herab, um sich Ihren Schafen zu nähern und ließ sich zuletzt an einer Stelle nieder, wo man Ihr fast die Füße küssen konnte, an der Ecke eines immer dunklen Ganges, und bot hier einen ganz neuen Anblick dar.

Sie hob sich von der Mitte eines Fensters wie eine große blaue Pflanze ab, deren vorgetäushtes granatrotes

Blattwerk durch Stützen von schwarzem Eisen emporgehalten wurde.

Sie blickte mit Ihrem ein wenig kupferfarbigen, mit der langen Nase und den leicht geschlitzten Augen fast chinesisches anmutendem Gesicht und dem mit einem schwarzen, azurgeränderten Hute gezierten Kopf starr geradeaus, der untere Teil des Gesichtes, das kurze Kinn und der durch zwei ernste Furchen angedeutete Mund geben Ihr den Eindruck einer leidenden, ein wenig mürrischen Frau, und auch hier unter dem unvergeßlichen Namen „Unsere liebe Frau vom schönen Glase“ hat Sie ein Kind in einem Gewande von der Farbe trockner Rosinen bei sich, ein Knäblein, das in dem Gewirre der dunklen Töne, die es umgeben, kaum sichtbar wird.

Sie war es immer, die alle hier anriefen. Überall in dem hohen Walde dieser Kathedrale war die Jungfrau anwesend. Sie schien aus allen Enden der Welt unter dem Aussehen aller Rassen, die das Mittelalter kannte, herbeigeeilt zu sein. Schwarz war sie wie eine Afrikanerin, gelb wie eine Mongolin, milchkaffeefarbig wie eine Mestize, endlich weiß wie eine Europäerin und bestätigte sich so als die Mittlerin der ganzen Menschheit. Sie gehörte ganz jedem und ganz allen und versicherte durch die Gegenwart ihres Kindes, das auch die Gestalt, die jeder der großen Menschheitsfamilien eigentümlich ist, angenommen hatte, daß der Messias gekommen war, um alle Menschen ohne Ausnahme zu erlösen.

Und es schien, als ob der Tag in seinem Aufstiege dem Wachsen der Jungfrau folgen wollte. Er ward geboren in der Fensterscheibe, in der Sie noch als Kind erschien, in dem nördlichen Kreuzschiff, wo die heilige Anna, Ihre

Mutter, mit dem schwarzen Gesicht zu sehen war, ihr zur Seite der König David, der König mit der Harfe und Salomon, der Monarch mit der blauen Lilie, die sich alle von purpurnem Grunde abhoben und die Königswürde des Sohnes vorbildeten; dann Melchisedech, der Mann mit der Tiara, der das Weihrauchfaß und das Brot trug, und Aaron mit der merkwürdigen roten zitronengelb geränderten Mütze, den Vorbildern für das Opfer Christi.

Und am Ende der Abside, ganz hoch oben, sah man Maria noch einmal als Triumphierende, wie Sie den ganzen heiligen Wald beherrschte, begleitet von Personen des alten Testaments und vom heiligen Petrus. Sie war es auch wieder am Endpunkte des südlichen Kreuzschiffes, der heiligen Anna gegenüber, nun erwachsen und selbst Mutter geworden, und umgeben von vier ungeheuren Gestalten, die wie beim Pferdchenspiel vier kleine Personen wieder auf ihren Schultern trugen: die vier großen Propheten, die die Ankunft des Messias vorhergesagt hatten, Isaias, Jeremias, Daniel und Ezechiel, die die vier Evangelisten aufgepaßt trugen und so naiv die Parallele der beiden Testamente ausdrückten, die Stütze, die das Neue an dem Alten findet.

Dann, als sei Sie noch nicht häufig, noch nicht sicher genug gegenwärtig, als wünsche Sie, daß Ihre Getreuen, in welcher Richtung auch ihre Blicke gingen, Sie sehen müßten, bot sich die Jungfrau in kleinerer Gestalt an unwichtigeren Orten dar; Sie thronte in den Herzen der großen Fensterrosen, blieb nicht nur Bild, sondern verkörperte sich in einer Statue aus schwarzem Holz und zeigte sich von einem weiten Kleide wie von einer silbernen Glocke umgeben, auf einem Pfeiler.

Der lauwarme Wald war mit der Nacht verschwunden. Die Baumstämme blieben bestehen, aber sie erhoben sich in schwindelnde Höhe vom Boden, schossen in einem einzigen Schaft in den Himmel und vereinigten sich erst in ungeheurer Höhe unter dem Gewölbe der Schiffe. Der Wald war eine gewaltige Basilika geworden, durchblüht von feurigen Rosen, durchlöchert von glühenden Scheiben, auf denen sich Jungfrauen und Apostel, Patriarchen und Heilige drängten.

Das Genie des Mittelalters hatte die geschickte und fromme Belichtung dieser Kirche erdacht und seine Fenster nach dem Vorschreiten des Tageslichtes eingerichtet.

Sehr gedämpft flutete das Licht geheimnisvoll und immer wieder abgeschwächt die Kirchschiffe entlang. Es entzündete sich in den Fenstern, wurde dort durch dunkle Bischöfe und undurchsichtige Heilige wieder aufgehalten, die die Scheiben einnahmen, an denen noch rauchige Vorhänge in den bedeckten Farben persischer Teppiche die Helle weiter absperreten. Alle diese Fenstervierecke absorbierten das Sonnenlicht, ohne es zurückzuwerfen, hielten das Staubgold der Strahlen in ihrem auberginfarbigem Schwarzviolett auf, in ihrem Zunder- oder Lohbraun, in ihrem mit Blau überladenen Grün, in ihrem heftigen Weinrot, das an den dicken Saft der Maulbeeren erinnerte. Am Chor angelangt, sickerte das Licht in weniger schweren und lebhafteren Farben weiter, in dem Azur heller Saphire, in rosa Rubinen, in leichtem Gelb, in salzfarbigem Weiß. Die Dunkelheit zerstreute sich nach dem Kreuzschiff vor dem Altar; inmitten des Kreuzes trat die Sonne durch kleinere Scheiben, auf denen sich weniger Personen drängten, und die von einem fast farblosen Rande begrenzt waren, ohne Mühe ein.

Endlich in der Apfide, die den obersten Teil des Grundrißkreuzes darstellte, rieselte der Glanz von allen Seiten und versinnbildete das Licht, das die Welt vom Gipfel des Kreuzesbaumes überschwemmt. Die Scheiben wurden durchsichtiger, waren mit durchlässigen Tönen, himmlisch zarten Abschattungen verziert und eine einfache Strahlengarbe umgab das Bild der Madonna, die weniger hieratisch, weniger barbarisch als die andern erschien und ein weißes Kind trug, das mit aufgehobenem Finger die Erde segnete.

Jetzt vernahm man überall in der Kathedrale von Chartres das Klappern von Holzschuhen, das Kommen und Gehen von Röcken und das Klingeln der Messdiener.

Durtal verließ die Ecke des Kreuzschiffes, in der er, den Rücken an eine Säule gelehnt, gesessen hatte, und wandte sich zur Rechten, wo in einer Vertiefung eine Egge angezündeter Kerzen vor einer Statue der Jungfrau flammte. Gruppen von Pensionsfräuleins, die von Nonnen beaufsichtigt wurden, kleine Scharen von Bäuerinnen, Landarbeiter kamen aus allen Schiffen herzu, knieten vor der Statue nieder, und näherten sich dann der Säule, um sie zu küssen.

Der Anblick dieser Leute brachte Durtal auf den Gedanken, wie sehr ihre Bitten von den Gebeten verschieden waren, die im Schatten des Abends hier geseufzt wurden, von dem Flehen der geprüften Frauen, die von den geliebten Stunden des Tages gequält, in der Dämmerung hierherkamen. Diese Bäuerinnen hier beteten weniger um zu klagen, als um zu lieben. Diese Leute, die da auf den Fliesen knieten, kamen weniger für sich selbst als Ihretz, als der Jungfrau wegen. Augenblicklich herrschte eine Pause in den Seufzern, ein Waffenstillstand der

Tränen und diese seelische Haltung paßte gut zu dem besonderen Anblick, den Maria in dieser Kathedrale angenommen hatte. Sie bot sich uns hier hauptsächlich unter dem Bilde eines Kindes und einer jungen Mutter dar. Sie war hier vielmehr die Jungfrau mit dem Kinde, als die Mutter der sieben Schmerzen. Die alten Künstler des Mittelalters schienen gefürchtet zu haben, Sie zu betrüben, wenn sie Ihr hier schmerzliche Erinnerungen wachriefen und wollten durch dies Zartgefühl der ihre Dankbarkeit beweisen, die sich in diesem Heiligtume immer als die Spenderin der Wohltaten, die Schatzmeisterin der Gnaden gezeigt hatte.

Durtal fühlte in sich ein Echo der Gesänge nachklingen, die die entrückten Seelen um ihn herum erzittern ließen, und er schmolz hin in der liebkosenden Süßigkeit der Hymnen und empfand kein anderes Verlangen mehr, ließ seine unerfüllten Wünsche schweigen, verhehlte seine geheimen Schmerzen und dachte nur daran, seiner Mutter einen liebevollen Gutenmorgen zu wünschen, jetzt, da er sich Ihr wieder nach langen Pilgerfahrten im Land der Sünde nach endlosem Umherschweifen in der Irre wieder genahet hatte.

Und nachdem er Sie nun gesehen, und mit Ihr geredet hatte, stand er auf und ließ seinen Platz ändern. Er ging nach Hause, um ein wenig zu frühstücken. Mit einem letzten Blick umfing er noch einmal die bewundernswürdige Kirche und ließ die kriegerischen Formen ihrer Bauweise noch einmal vor seinen Augen vorübergleiten: die Schilder der Rosen, die Degenklingen der Fensterscheiben, die helmartigen Konturen und Sturmhauben der Fensterbogen, die Ähnlichkeit gewisser in Blei gefaßter Grisailen

der Fenster mit dem schuppigen Panzerhemd der Krieger, und als er draußen einen der Thürme betrachtete, der wie ein Lannenzapfen geschuppt erscheint oder wie ein schuppiges ritterliches Koller, sagte er sich, daß in der That die Herbergmacher des lieben Gottes ihre Vorbilder von dem kriegerischen Anzug der Ritter hergenommen hatten, daß sie auf diese Weise das Ungedenken an deren Heldentaten verewigen wollten, indem sie überall ein vergrößertes Abbild der Waffenstücke anbrachten, mit denen die Kreuzfahrer sich umgürtet hatten, als sie sich einschifften, um das heilige Grab zu befreien.

Und auch das Innere der Basilika schien als Ganzes den gleichen Gedanken ausdrücken zu wollen und die symbolischen Bilder der Einzelheiten vervollständigen zu sollen, indem sie das Gewölbe des Schiffes wie den Boden einer Barke formten und den umgekehrten Kiel eines Bootes nachahmten und dadurch an die Rundung der Schiffe erinnerten, die einst ihre Segel nach Palästina gerichtet hatten.

Nur waren heutzutage diese Erinnerungen an heroische Zeiten müßig. In dieser Stadt Chartres, wo der heilige Bernhard den zweiten Kreuzzug gepredigt hatte, lag das Schiff auf immer unbeweglich mit umgekehrtem Kiel vor Anker. Über der gleichgültig gewordenen Stadt wachte nur noch allein die Kathedrale und bat um Gnade für die Leblosigkeit und Glaubenslaunigkeit der Bürger, und reckte die beiden Thürme in den Himmel wie zwei Arme und ahmte mit der Form der Glockentürme zwei gegeneinander gelegte, gefaltete Hände mit den zehn gestreckten Fingern nach, die Geste, die die Bildhauer voriger Zeiten den Heiligen und toten Kriegern auf ihren steinernen Sarkophagen verliehen haben.

Seit drei Monaten schon wohnte Durtal in Chartres.

Als er aus La Trappe nach Paris zurückgekommen war, hatte er sich in einem furchtbaren Zustand geistiger Blutharmut befunden. Seine Seele hütete das Zimmer, erhob sich kaum, schleppte sich auf dem Liegestuhl herum, schlummerte in einer fühllosen Lauheit dahin, noch eingeschläfert von dem Murmeln bloßer Lippengebete und abgeleierter Worte, die daherschnurrten wie eine ausgeleierte Maschine, deren Sperrklinke von selber läuft und die sich nun im Leeren dreht, ohne daß man sie berührt.

Manchmal jedoch empörte er sich und es gelang ihm, die Herrschaft an sich zu reißen, das unordentliche Uhrwerk seiner Gebete zum Stillstehen zu bekommen und er versuchte dann, sich zu erforschen, sich ein wenig zu überschauen und mit einem Blicke die verwirrten Linien seines Wesens zu umfassen. Und vor den Wohnungen seiner Seele, die im Nebel verloren lagen, mußte er an die seltsame Übereinstimmung zwischen den Offenbarungen der heiligen Theresa und den Erzählungen von Edgar Poe denken.

Die Säle seines inneren Schlosses waren leer und kalt und wie die Räume des Hauses Usher von einem regungslosen Leiche eingekreist, dessen Dünste bald die bröckelnde Kruste der Mauern durchfressen haben würden. Und er schleppte sich einsam und unruhig durch dies verfallene Gemäuer, dessen verschlossene Türen sich nicht mehr öffneten. Die Wanderungen in seinem Innern waren in einen Kreis beschränkt und wenn er in sich hineinsah, verengerte sich die Aussicht merkwürdig. Er wußte sehr wohl, daß die Gemächer, die die innerste Zelle umgaben, die dem Herrn

aufbewahrt bleibt, verschlossen waren, zugeschraubt mit nicht wieder zu eröffnenden Schrauben, verwahrt durch dreifache unverrückbare Eisenstangen. Er beschränkte sich also darauf, in den Vorzimmern und der Umgebung herumzustreichen.

Als er bei „Unserer lieben Frau vom Heerde“ gewesen, war er weiter gegangen, hatte sich bis an die Umzäunung gewagt, die die Wohnung Christi umgibt; er hatte am Horizont die Grenzlinie der Mystik gesehen, doch ohne Kraft, den Weg fortzusetzen, war er hingefallen; und dies war jetzt doppelt beklagenswert, denn wie die heilige Theresa sagt: „im geistigen Leben nicht fortschreiten, heißt zurücksinken“. Und er hatte wirklich Rückschritte gemacht und lag nun halb gelähmt nicht einmal in den Vorzimmern zu ihm herum, sondern draußen auf den Höfen.

Bis hierher hatte er alle Erscheinungen, die die unvergleichliche Abtissin beschrieben hat, richtig gefunden. Bei ihm waren die Schlösser der Seele unbewohnt wie nach einer langen Trauer, aber in den offenen Gemächern kreisten wie die Schwester des beunruhigenden Usher die Gespenster eingestandener Sünden, toter Fehler umher.

Gleich dem beklagenswerten Kranken Edgar Poes vernahm Durtal mit Entsetzen leises Auftreten von Füßen in den Treppen, flagende Schreie hinter den Türen.

Und doch zeigten sich die Gespenster alter Übeltaten nur in unbestimmten Figuren, ohne ins Feste zu gerinnen und Körper anzunehmen. Die lästige Sünde, die ihn am meisten gequält hatte, die Sünde der Sinne ließ ihn in Ruhe. La Trappe hatte alle alten Wollüste mit der Wurzel ausgerissen. Die Erinnerung daran besuchte ihn zwar noch zuweilen, und zwar gerade an die betrürendsten und

niedrigsten Dinge, aber er sah sie mit Ekel auf den Lippen vorüberziehen, und erstaunte nur darüber, daß er so lange der Narr ihrer unsauberen Kunstgriffe gewesen, und er verstand die Macht dieser Vorspiegelungen gar nicht mehr, die Illusion der fleischlichen Dasein, die er in der Wüste seines Daseins, das auf die Einsamkeit und die Bücher beschränkt gewesen, zu finden geglaubt hatte.

Seine Einbildungskraft konnte ihn wohl noch quälen, aber ohne Verdienst, ohne Kampf, rein durch göttliche Gnade war er seit seiner Rückkehr aus dem Kloster nicht mehr gestrauchelt.

Wenn er sich aber nun auch in einer Hinsicht ermannt hatte, wenn er die schwerste seiner Sünden los geworden war, so sah er doch ein neues Unkraut aufschießen, dessen Wachstum sich bisher unter der dichten Üppigkeit der anderen Laster verborgen hatte. Er hatte anfangs geglaubt, er sei nun weniger abhängig von seinen Sünden, weniger niedrig, und doch war er noch ebenso eng ans Übel gebunden, nur die Natur und die Art der Fesseln hatten sich geändert, sie waren nicht mehr dieselben.

Abgesehen von dem Zustand der Dürre, der schuld war, daß er, sowie er in eine Kirche trat oder bei sich niederkniete, eine Kälte seine Gebete erfrieren und seine Seele vereisen fühlte, verspürte er die dumpfen Angriffe und die stumme Belagerung eines lächerlichen Hochmutes.

Er mochte sich noch so sehr in acht nehmen, er war jedesmal schon überwältigt, ehe er Zeit gehabt, sich vorzusehen.

Es begann immer unter dem Deckmantel ganz gemäßigter sanfter Gedanken. Wenn er zum Beispiel sich eine Entbehrung auferlegt hatte, um seinem Nächsten einen Dienst erweisen zu können, oder wenn er einer Per-

son nicht geschadet hatte, gegen die er einen berechtigten Zorn empfand, sogleich schlich sich eine gewisse Genugthuung in ihn ein, ein gewisses Hochgefühl, das in den dummen Schluß mündete, daß er besser sei als viele andere, und auf dieses Gefühl einer niedrigen Eitelkeit pflanzte sich noch der Stolz auf eine Tugend, die er nicht einmal mit Anstrengung erworben hatte, der Hochmut auf seine Keuschheit, der sich so hinterlistig einschleicht, daß die meisten Menschen, die von ihm ergriffen sind, es nicht einmal ahnen.

Er gab sich viel zu spät Rechenschaft von diesen Angriffen, gewöhnlich erst dann, wenn sie ganz deutlich hervortraten und er fürchten mußte, immer wieder in dieselbe Falle zu fallen. Er mußte sich sagen, daß das wenige Gute, das er erreicht hatte, in der Bilanz seines Lebens wettgemacht wurde durch die unverschämten neuen Ausfälle seiner Laster.

Er geriet außer sich, redete sich wieder in seinen alten Irrsinn hinein und rief, am Ende seiner Kraft:

La Trappe hat mich gebrochen. Ich bin dort von meinen lüsternen Begierden geheilt worden, habe aber Krankheiten davon getragen, die ich nicht kannte, ehe ich dort operiert wurde. Das Kloster, das so demütig ist, hat mir den Hochmut erweckt und die Eitelkeit vergrößert. Dann hat man mich ziehen lassen, so schwach, so müde, daß ich mich von dieser Entkräftung noch nicht wieder habe erholen können und auch keinen Geschmack mehr an der geheimnisvollen Nahrung habe, die mir doch nötig ist, wenn ich nicht doch für Gott sterben soll.

Und zum hundertsten Male fragte er sich: bin ich nun glücklicher als vor meiner Befehung? Und doch mußte er,

wenn er nicht lügen wollte, hierauf mit ja antworten. Er führte im ganzen ein christliches Leben, betete schlecht, aber betete doch wenigstens ohne Unterlaß — nur — nur — ach, wie waren die armen Wohnungen seiner Seele wurmzernfressen und elend! Und er fragte sich angsterfüllt, ob es nicht wie bei dem Herrenhause Edgar Poes damit enden würde, daß sie an einem Tag der Krisis in die schwarzen Sündengewässer des Teiches zusammenstürzen würden, der die Mauern schon untergrub? Wenn er an diesem Punkte seines qualvollen Wiederkäuens angelangt war, eilte er zum Dechanten Gévresin, der ihn trotz seiner Unlust veranlaßte, zur Kommunion zu gehen. Seit seiner Rückkehr von Unserer lieben Frau vom Heerde waren seine Beziehungen zu dem Priester noch engere, ja ganz intime geworden.

Er kannte nun das Innere dieses Geistlichen, der aus dem Mittelalter herein gewandert, weit vom modernen Leben entfernt lebte. Früher, wenn er bei ihm klingelte, hatte er niemals der Dienerin Aufmerksamkeit geschenkt, die, eine ältere Frau, schweigsam grüßend, die Thür öffnete.

Jetzt besuchte er manchmal die eigentümliche liebevolle Person.

Das erste Zusammentreffen hatte stattgefunden, als er eines Tages dem Dechanten, der leidend war, Gesellschaft leisten wollte. Sie saß neben dem Bette des Priesters, hatte die Brille vorne auf der Nasenspitze und küßte eins nach dem andern fromme Bilder, die in ein in schwarzes Tuch gebundenes Buch eingefügt waren. Sie hatte ihm einen Platz angeboten, ihr Buch geschlossen, die Brille heraufgerückt und an der Unterhaltung teilgenommen. Er aber hatte später dies Zimmer verlassen, sprachlos über

den Anblick einer Person, die den Geistlichen „Vater“ nannte und ganz einfach, wie von der natürlichsten Angelegenheit, von ihrem Verkehr mit Jesus und den Heiligen sprach; sie schien in vollkommener Freundschaft mit ihnen zu leben und redete von ihnen wie von Bekannten, mit denen man ohne Zwang plaudert.

Das Aussehen dieser Frau, die der Priester ihm unter dem Namen einer Frau Celeste Bavoil vorstellte, war zum mindesten eigentümlich. Sie war mager, schlank, aber doch klein. Vom Profil aus wirkte sie mit ihrer gebogenen Nase und dem harten Munde wie die Maske eines toten Cäsars; von vorne jedoch erweichte sich die Härte des Profils zu einem vertraulichen Bauerngesicht, schmolz zu dem sanften Ausdruck einer friedlichen Nonne hin und stand ganz im Mißverhältnis zu der feierlichen Energie der Züge.

Man sollte glauben, es müsse diese Frau mit der stolzen Nase, dem regelmäßigen Gesicht, den kleinen weißen Zähnen, den lebhaften, in Licht schwimmenden, wie bei einer Maus eilig herumgehenden Augen unter prachtvollen Wimpern trotz ihres Alters schön sein. Es schien wenigstens, als müsse die Vereinigung solcher Elemente dem Gesicht einen Stempel von Distinktion, von großer Noblesse verleihen, aber der Schluß entsprach hier nicht den Prämissen. Das Ganze war etwas anderes als die Sammlung der Einzelheiten. Dies Versagen, dachte er, kommt von anderen Eigentümlichkeiten her, die dem Ausdruck der Hauptlinien widersprechen, zuerst von der Magerkeit der Wangen, die die Farbe altgewordenen Holzes hatten und hier und da Sommersprossen zeigten, dann von den plattgestrichenen weißen Haaren, die fest unter der Bänderhaube saßen, weiter von dem ganzen beschei-

denen Anzug, dem schwarzen, übel sitzenden Kleide, das sich unter der Kehle bauschte und am Rücken die Stangen des Korsetts unter dem Stoff erkennen ließ.

Es handelt sich bei ihr, schloß er, weniger um einen Kontrast, um eine Mesalliance der Züge, als um einen ausgesprochenen Kontrast zwischen dem Anzug und dem Gesicht, der Gestalt und dem Körper.

Kurz, wenn man sie in ihrem Wesentlichen bezeichnen wollte, so mußte man sagen, sie roch nach Kapelle und nach Ufer. Sie hatte ebensoviel von einer Nonne, wie von einer Bäuerin. Ja, sagte er sich, das stimmt beinahe, aber es ist doch noch nicht ganz richtig. Sie ist etwas weniger als dies und etwas mehr, sie ist weniger würdig und weniger vulgär. Von hinten gesehen ist sie mehr Stuhlvermieterin in der Kirche als Nonne, von vorne gesehen ist sie viel mehr als eine Landarbeiterin. Man muß nicht vergessen, daß sie, sowie sie von den Heiligen spricht, sich erhöht und eine andere wird; sie schwingt sich auf einer Flamme der Seele empor. Aber alle meine Annahmen sind eigentlich müßig, schloß er, denn ich kann sie nicht nach einem kurzen Eindruck, nach einem schnellen Blick erklären. Gewiß aber weiß ich schon jetzt, daß sie, obwohl sie dem Geistlichen nicht gleicht, sich auch wie er als eine doppelte Person darstellt. Er mit dem naiven Auge, den Blicken eines Erstkommunikanten und dem bittern Munde eines alten Mannes; und sie, hochmütig von Aussehen und demütig von Herzen; und so wird bei beiden durch entgegengesetzte Zeichen, durch einander widersprechende Züge das gleiche Resultat erzeugt, ein Ganzes, das von väterlicher Nachsicht und reifer Güte spricht.

Und Durtal war oft wiedergekommen, um mit ihnen

zusammen zu sein. Der Empfang war immer der gleiche. Frau Bavoil begrüßte ihn mit der unveränderlichen Rede: „Da ist unser Freund“, während der Priester mit den Augen lachte und ihm die Hand drückte. Immer, wenn er Frau Bavoil sah, betete sie. Vor ihren Kochtöpfen, wenn sie stopfte, wenn sie Staub puzte, wenn sie die Tür öffnete, überall perlte der Rosenkranz ohne Unterlaß durch ihre Finger.

Das Leben dieser eher schweigsamen Dienstperson bestand darin, daß sie die Jungfrau, deren Kultus sie sich geweiht hatte, unablässig verherrlichte. Oft zitierte sie auch aus dem Gedächtnis Stellen aus den Schriften einer ein wenig bizarren Mystikerin vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts, der Jeanne Chépard de Matel, der Gründerin des Ordens vom fleischgewordenen Worte, dessen Angehörige ein ziemlich auffallendes Gewand tragen: ein weißes Kleid, das durch einen scharlachfarbenen Gürtel um die Taille gehalten wird, einen roten Mantel und ein blutfarbenes Skapulier, auf dem in blauer Seide der Name Jesus in einer Dornenkrone gestickt ist, den mit einem flammenden von drei Nägeln durchbohrten Herzen die Worte umranken Amor Meus. Durtal hielt anfangs diese Frau Bavoil für ein wenig überspannt, und blickte, während sie eine Stelle ihrer Jeanne de Matel über den heiligen Joseph hersagte, den Priester an, der aber nicht mit der Wimper zuckte.

„Dann ist Frau Bavoil wohl eine Heilige“, fragte er ihn eines Morgens, da sie allein waren.

„Die liebevolle Frau ist eine Säule des Gebetes,“ erwiderte der Priester ernst. Und eines Nachmittags, als der Dechant Gébresin einmal abwesend war, wandte er sich an die Frau selbst.

Da erzählte sie ihm von ihren langen Pilgerfahrten durch Europa, Pilgerfahrten, die sie durch Jahre hindurch fortgesetzt hatte, immer zu Fuß, die Landstraßen entlang, Almosen erbittend.

Sie hatte sich überall hinbegeben, wo die Jungfrau ein Heiligtum besaß, ein Päckchen mit Wäsche in der einen, einen Regenschirm in der andern Hand, ein Kreuz aus blankem Eisen auf der Brust, einen Rosenkranz am Gürtel. Nach ihrem Notizbüchlein, das sie täglich nachgeschrieben hatte, mußte sie auf diese Weise zehntausendfünfhundert Meilen zu Fuß zurückgelegt haben. Dann war das Alter gekommen und sie hatte, wie sie sich ausdrückte, von ihrer alten Tapferkeit verloren. Der Himmel, der ihr damals durch eine innere Stimme den Zeitpunkt ihrer Wanderfahrten angegeben, befahl ihr nun keine Ortsveränderungen mehr. Er hatte sie zum Dechanten Gébresin geschickt, damit sie sich dort ausruhen könne. Aber ihre Lebensweise war ihr ein für allemal angegeben worden. Als Lager diente ein Strohsack, der auf dem Holzboden lag, ihre Nahrung war ländlich und klösterlich wie sie selbst und bestand stets nur aus Brot, Milch und Honig, in den Fastenzeiten wurde die Milch durch Wasser ersetzt.

„Und Sie nehmen niemals eine andere Nahrung zu sich?“

„Niemals.“

Und sie fügte hinzu:

„Ach, lieber Freund, man hat mich da oben in Strafe genommen,“ und machte sich unbefangen über sich und ihre Lebensweise lustig.

„Wenn Sie mich gesehen hätten, wie ich aus Spanien wiederkam, wo ich in Saragossa die Madonna del Pilar,

unsere liebe Frau, auf der Säule besucht hatte! Da war ich eine Negerin! Mit meinem großen Kreuz auf der Brust und meinem Kleid, das wie ein Nonnengewand aussah, fragte man von allen Seiten, was ist denn das für eine Betschwester? Ich sah aus wie eine Kohlenhändlerin, die ihre Sonntagskleider anhat. Etwas Weißes war nur an der Mütze, an den Manschetten und dem Kragen zu sehen, alles andere war schwarz, das Gesicht, die Hände, der Rock war schwarz."

"Aber war es nicht langweilig, so allein zu reisen?"

"O nein, lieber Freund, die Heiligen ließen mich auf den Straßen nicht allein. Sie bezeichneten mir das Haus, in dem ich ein Nachtlager finden würde und wenn ich dort anfragte, war ich sicher, gut aufgenommen zu werden."

"Hat man Ihnen denn nie die Gastfreundschaft verweigert?"

"Nie! Ich war ja auch nicht sehr anspruchsvoll; auf der Reise hat ich immer nur um ein Stück Brot und ein Glas Wasser und zum Schlafen um ein Bund Stroh im Stall."

"Und wie haben Siedenn den Dechanten kennen gelernt?"

"Ach, das ist eine lange Geschichte. Stellen Sie sich vor, daß mich der Himmel einmal zur Buße ein ganzes Jahr und drei Monate von der heiligen Kommunion verbannte! Wenn ich zur Beichte ging und von meinem Verkehr mit Unserm Herrn, mit der Jungfrau und den Engeln sprach, so behandelte mich mein Beichtvater wie eine Irrsinnige, wenn er mich nicht gar für vom Teufel besessen hielt; jedenfalls wollte er mich zum Schluß nicht absolvieren. Ich war manchmal schon froh, wenn er mir nicht gleich nach den ersten Worten das Gitter des Beichtstuhles vor der Nase zuschlug.

„Ich glaube sicher, ich wäre vor Kummer gestorben, wenn sich zum Schluß der Herr nicht doch meiner erbarmt hätte. Eines Sonnabends, als ich in Paris war, schickte er mich nach Notre-Dame des Victoires, zu unserer lieben Frau vom Siege, wo der Dechant angestellter Geistlicher war. Er hörte mich an, stellte mich auf lange und schwere Proben, dann aber erlaubte er mir, zur Kommunion zu gehen. Ich besuchte ihn dann oft als sein Beichtkind, und als die Nichte, die ihm damals das Haus führte, ins Kloster eintrat, übernahm ich ihre Stelle, und nun seit zehn Jahren bin ich seine Haushälterin.“

Bei mehreren anderen Besuchen hatte sie diese Erzählung noch ergänzt. Seit sie nicht mehr in der Fremde und in den Provinzen herumzog, schloß sie sich in Paris den Pilgerzügen an, die zu Ehren der Jungfrau dorthin kamen und sie nannte von den besuchten Heiligtümern Notre-Dame des Victoires, Unsere liebe Frau vom Siege; Notre-Dame de Paris, Unsere liebe Frau von Paris; Notre-Dame de bonne Esperance, Unsere liebe Frau von der guten Hoffnung in Saint Séverin; Notre-Dame de tout Aide, Unsere liebe Frau von der immerwährenden Hilfe in der Abbay aux Bois; Unsere liebe Frau vom Frieden bei den Nonnen der Rue Picpus; Unsere liebe Frau der Kranken in der Kirche Saint-Laurent; dann noch Unsere liebe Frau von der glücklichen Befreiung; weiter eine schwarze Jungfrau, die aus der Kirche Saint Etienne des Grès sich bei den Dames Saint-Thomas de Villeneuve in der Rue de Sèvres befand. Außerhalb von Paris hatte sie alle Madonnen der Vororte begrüßt: Unsere liebe Frau der Wunder in Saint Maur, Unsere liebe Frau der Engel in Bondy, Unsere liebe Frau der Tugenden in Aubert-

villiers, Unsere liebe Frau der guten Aufsicht in Longpont, Unsere liebe Frau von Spire, von Pontoise usw. Ein anderes Mal, da Durtal die Strenge der Vorschriften zu bezweifeln schien, die ihr Christus auferlegte, erwiderte sie:

„Erinnern Sie sich nur, lieber Freund, was einer großen Dienerin des Herrn, der Maria d'Ugréda zugestoßen ist! Als sie einmal sehr krank war, gab sie den Bitten ihrer geistlichen Töchter nach und nahm einen Bissen Geflügelfleisch zu sich. Aber sie wurde gleich darauf von Jesum ausgescholten, der ihr sagte: Ich mag nicht, daß meine Bräute Feinschmeckerinnen sind.

„Ich laufe sicher Gefahr, mir einen gleichen Tadel zuziehen, wenn ich es wagen würde, ein Stück Fleisch oder einen Tropfen Kaffee oder Wein zu kosten.“

Immerhin liegt auf der Hand, dachte Durtal, daß diese Frau keineswegs geistesgestört ist. Sie hat nicht das geringste von einer Wahnsinnigen, noch von einer Hysterischen. Sie ist gewiß zerbrechlich und vertrocknet, aber kaum nervös und trotz ihrer kärglichen Mahlzeiten geht es ihr sehr gut, sie ist sogar niemals krank. Sie ist außerdem eine Frau von gesundem Menschenverstand und eine bewundernswürdige Haushälterin. Sie steht mit dem Morgenrot auf, geht zum Tisch des Herrn, wäscht und bleicht die Wäsche selbst, näht Bettücher und Hemden, flickt die Soutanen, wirtschaftet mit unglaublicher Sparsamkeit und sieht trotzdem zu, daß es ihrem Herrn an nichts mangelt. Dies weise Führen des praktischen Lebens hat keinerlei Beziehung zu einem Leben des Wahnsinns und der Ekstasen. Er wußte außerdem noch, daß sie sich stets geweigert hatte, einen Lohn anzunehmen. Allerdings könnte ja in den Augen einer Welt, die nur von zulässigem

Diebstahl träumt, die Uneigennützigkeit dieser Frau genügen, um ihre Geistesverwirrung zu beweisen. Aber trotz der Ideen, unter denen er aufgewachsen war, glaubte Durtal nicht, daß die Verachtung des Geldes notwendig Verrücktheit sein müsse und je mehr er darüber nachdachte, um so mehr kam er zu der Überzeugung, daß sie eine Heilige sei, eine Heilige und ein höchst natürliches liebevolles und heiteres Wesen.

Was er auch konstatieren konnte, war, daß sie ihm gegenüber außerordentlich gefällig erschien. Seit seiner Rückkehr aus la Trappe hatte sie ihm unablässig beigestanden, versuchte immer wieder, ihm den Kopf zurechtzusetzen, wenn sie ihn traurig sah und nahm sich trotz seiner Einrede seiner Kleider an, wenn sie argwöhnte, daß irgendwo eine Naht geplatzt oder ein Knopf abgesprungen sei.

Diese Vertraulichkeit hatte sich noch vergrößert durch das gemeinschaftliche Leben während seiner Reise, die sie zusammen machten, als er sie auf ihre Bitten nach La Salette begleitet hatte. Und nun sollte plötzlich dieses liebevolle Wandern der Tage für ihn vorbei sein. Der Dechant verließ Paris.

Der Bischof von Chartres war gestorben und sein Nachfolger war einer der ältesten Freunde des Dechanten. Am selben Tage noch, an dem der Abbé Le Tillon des Moflaines den Bischofssitz erhielt, bat er Gévresin ihm zu folgen. Der alte Priester kämpfte einen harten Kampf. Er fühlte sich krank, müde, zu keiner Arbeit mehr aufgelegt und wünschte im Grunde seines Herzens nur, sich nicht mehr wegrühren zu müssen, anderseits aber fehlte ihm der Mut, dem neuen Bischof, seinem Freunde, seine geringe Hilfe abzuschlagen. Er versuchte mit Berufung auf sein

Alter den Prälaten von seinem Wunsche abzubringen, erreichte aber dadurch nur die Zusage, ihn nicht zum Generalvikar, sondern nur zum einfachen Kanonikus zu machen. Gebresin schüttelte noch immer sanft den Kopf. Endlich behielt der Bischof aber doch die Oberhand, indem er sich auf die Nächstenliebe seines Freundes berief und ihn dabei bat, diesen Posten im Nothfall als eine Buße auf sich zu nehmen.

Als der Dechant sich nun für die Abreise entschieden hatte, begann er Durtal mit Bitten zu bestürmen, daß auch er Paris verlassen und mit ihm sich in Chartres niederlassen möge.

Obwohl er von der Abreise des Geistlichen, die er aus allen Kräften zu verhindern versucht hatte, tief bekümmert war, scheute Durtal doch vor einer Übersiedelung mit ihm lebhaft zurück und weigerte sich durchaus, sich in diesem Landstädtchen zu vergraben.

„Aber lieber Freund,“ fragte ihn Frau Bavoil, „ich möchte gern wissen, warum sie sich darauf versteifen, hier in Paris fest zu wurzeln. Sie leben doch auch hier in vollständiger Einsamkeit, nur in Gesellschaft ihrer Bücher. Sie können dort mit uns ebenso leben.“

Und nun zum Schluß aller Argumente, die er gegen die Provinz vorgebracht hatte, erwiderte Durtal: „Aber in Paris da gibt's die Quais, da gibt es Saint Séverin, Notre-Dame, da gibt es köstliche Klöster — — —“

Der Geistliche gab zur Antwort: „In Chartres werden Sie ebenfalls Klöster finden. Des weiteren haben Sie da noch die schönste Kathedrale der ganzen Welt, und was die Bücher angeht, so muß ich gestehen, Ihre Bibliothek ist so gut versehen, daß ich zweifle, ob Sie sie durch ihre Spaziergänge auf den Quais sehr vervollständigen können. Und außerdem

wissen Sie so gut wie ich, daß man die Bücher, wie Sie sie suchen, auch nicht auf den Bücherauslagen und Bücherwagen der Straßen auftreibt. Diese Bände finden Sie nur in den Katalogen der Buchhandlungen und nichts auf der Welt kann es verhindern, daß man Ihnen diese nachschickt, wo immer Sie sich auch aufhalten mögen."

"Ich sage ja auch nicht — — — aber es gibt auf den Quais auch noch andere Dinge als diese Schmökerbuden; da gibt es Bibelots zu besehen, da ist die Seine, da hat man eine Landschaft —"

"Je nun, sollten Sie Heimweh nach diesen Spaziergängen bekommen, dann setzen sie sich auf den Zug und lustwandeln einmal wieder einen ganzen Nachmittag lang an den Geländern am Flusse entlang. Es ist leicht, von Chartres nach Paris zu kommen, es gibt morgens und nachmittags Züge, die in zwei Stunden hinfahren."

"Aber," rief Frau Bavoil aus, „handelt es sich denn wirklich darum! Es handelt sich darum, eine Stadt zu verlassen, die nicht besser ist als jede andere, um auf dem Grund und Boden der Jungfrau selbst zu wohnen. Denken Sie doch daran, daß Notre Dame de Sous Terre die älteste Kapelle ist, die Maria in Frankreich hat. Denken Sie daran, daß man dort bei Ihr lebt, ganz bei Ihr, und daß sie einen mit Gnaden überhäuft."

"Kurz," faßte der Dechant ihre Reden zusammen, „dieses Exil hindert Sie in keiner Weise in der Ausführung Ihrer künstlerischen Absichten. Sie möchten ein Leben der Heiligen schreiben. Werden Sie nicht besser in der Stille der Provinz arbeiten können als im Lärm von Paris?"

"Die Provinz! — die Provinz! sie bringt mich schon von vornherein in Verzweiflung," rief Durtal aus. „Wenn Sie

sich nur vorstellen könnten, in welchem Licht und in welchem Geruch sie sich meiner Einbildungskraft aufdrängt! Sie kennen doch alle aus alten Häusern die großen zweiflügeligen Wandschränke, die im Innern mit blauem immer feuchtem Papiere ausgeschlagen sind! Bei dem bloßen Worte ‚Provins‘ sehe ich solch ein Ding sich öffnen und spüre, wie mir der ganze, darin eingeschlossene Geruch in einer dicken Wolke ins Gesicht schlägt! Und wenn ich dieses Vorstellungsbild durch den Geschmack hervorrufen will, so brauche ich nur eins von den Biskuits zu essen, die nach Fischleim riechen und nach Gips schmecken, auf den es geregnet hat. Ich brauche bloß dies fade und kalte Zeug zu knabbern oder den Geruch eines aufstieghenden Wandschranks zu spüren und sofort bin ich von dem Grabesbild solch eines verlorenen Winkels besessen. Ich bin überzeugt, Euer Chartres riecht auch so!“

„Oh! oh!“ rief Frau Bavoil aus, „davon können Sie doch gar nichts wissen! Sie sind noch nie da gewesen!“

„Lassen Sie ihn nur reden,“ meinte lachend der Geistliche, „Er wird schon von seinen Vorurteilen zurückkommen.“

Wirklich, dachte Durtal, als er allein war, ich habe nichts von der Hauptstadt. Ich habe dort keinen Bekannten und werde noch viel einsamer sein, wenn meine Freunde Paris verlassen haben. Ich kann eigentlich ebensogut in Chartres leben. Ich kann dort in einer friedlichen Umwelt die Bezirke einer Kathedrale studieren, die noch ganz anders interessant ist, als Notre-Dame in Paris und dann ... und dann ... erhebt sich noch eine andere Frage, von der der Dechant nicht spricht, die mich aber doch sehr beunruhigt. Wenn ich allein hier bleibe, muß ich mir einen anderen Beichtvater suchen, muß wieder durch die Kirchen irren,

wie ich durch das materielle Leben irre, um ein mir zusagendes Restaurant zu finden. Ach nein, ich habe nun genug von diesen geistigen und moralischen Gelegenheitsmittagsstischen, ich habe meine Seele irgendwo in Pension gegeben, wo es ihr gefällt, da mag sie bleiben. Und dann noch eins: ich kann in Chartres besser leben als hier. Ohne mehr auszugeben, kann ich mich bequemer einrichten und gut bedient am eigenen Herde sitzen.

Und so hatte er sich denn entschlossen, seinen Freunden zu folgen und eine ziemlich geräumige Wohnung der Kathedrale gegenüber gemietet. Und er, der sich immer in engen Zimmerchen bedrückt gefühlt hatte, genoß endlich die provinzielerische Freude an großen Zimmern und weit an den Wänden entlang aufgestellten Bücherreihen. Frau Bavoil hatte ihm eine etwas vertrauliche und geschwägige, aber sonst brave und fromme Haushälterin ausfindig gemacht. Und er hatte sein neues Dasein unter dem fortgesetzten Staunen über diese ungemeine Basilika verbracht, die einzige, die er nicht kannte, wahrscheinlich, weil sie so nahe bei Paris lag, und weil er als richtiger Pariser sich nur von der Stelle bewegt hatte, um ganz weit zu verreisen. Die Stadt selbst schien ihm völlig uninteressant zu sein. Sie hatte nur einen einzigen kleinen Spaziergang, unten am Ausgang der Stadt an der Porte Guillaume, wo singende Wäscherinnen ein Wasserläufchen mit schillernden Seifenblasen beblühten. Er war auch entschlossen, nur morgens früh beim Morgenrot oder abends auszugehen. Dann konnte er allein in einer Stadt herumträumen, die schon am Nachmittag ausgestorben dalag. Der Geistliche und seine Haushälterin wohnten im bischöflichen Palaste, im Schatten der Abside der Kathedrale. Sie bewohnten

oberhalb leerer Stallungen die erste und einzige Etage, eine Reihe kalter, mit Steinfiesen belegter Zimmer, die der Erzbischof ein wenig hatte herstellen lassen.

Einige Zeit nach ihrer Ankunft in Chartres hatte der Dechant auf Durtals Frage, warum er so nachdenklich sei, geantwortet:

„Ich finde mich allerdings augenblicklich in einer schwierigen Lage. Ich habe Vorurteile zu zerstreuen . . . auf die ich immerhin gefaßt sein mußte. Das war mit ein Grund, warum ich Paris nicht verlassen wollte . . . doch die heilige Jungfrau ist gut, es kommt schon langsam alles ins Reine.“

Und als Durtal weitere Aufklärung zu wünschen schien, fuhr er fort: „Sie können sich denken, daß die Ernennung eines Kanonikus, der in der Diözese fremd ist, von der Geistlichkeit zu Chartres nicht mit einem gleichgültigen Auge angesehen worden ist. Das Mißtrauen gegen einen fremden Priester, den ein neuer Erzbischof mitbringt, ist im Grunde ja auch gut begreiflich. So ist denn jeder vor ihm auf seiner Hut, man siebt seine geringsten Worte, zerpfückt seine kleinsten Handlungen.“

„Und ist nicht auch,“ fragte Durtal, „ein Mund mehr von den mageren Bissen zu nähren, die der Staat ausgekehrt hat?“

„Das nicht, ich beziehe keinen Gehalt, und schmälere so niemandes Interessen. Ich hätte es übrigens sonst nicht angenommen. Der einzige Vorteil, den ich aus meiner Anwesenheit bei einer Eminenz ziehe, ist der, daß ich nichts für mein Logis zu zahlen habe, da ich hier in der Dependence des bischöflichen Palastes einquartiert bin.“

„Es gibt auch keine Sporteln für die Kanonici?“

„Keine.“

„Wovon leben sie denn?“

„Wenn sie kein Vermögen haben, leben sie ärmer wie der ärmste Arbeiter. Der eine gibt ein Wochenblättchen ‚Notre Dame de Chartres‘ heraus, der andere ist Dirigent des Knabenchores — kurz ein jeder versucht auf seine Weise sich ein Lager und ein Stück Brot zu erwerben. Aber um auf den besagten Hammel zurückzukommen, ich habe natürlich unter der Kälte gelitten, die man mir entgegenbrachte und hatte, wie gesagt, eine Menge Befürchtungen zu zerstreuen. Es ist mir gelungen, glaube ich. Und ich danke Gott, daß er mir eine wertvolle Hilfe geschickt hat in der Person eines Vikars der Kathedrale, der mir bei meinen Confratres gute Dienste geleistet hat. Es ist der Vikar Plomb, Sie kennen ihn?“

„Nein.“

„Das ist ein sehr kluger, gelehrter Priester, tief in die Mystik verliebt und hingerissen von der Kathedrale, die er in all ihren Teilen durchforscht hat.“

„So! Dieser Vikar interessiert mich. Vielleicht ist er mir doch schon einmal aufgefallen! Wie sieht er denn aus?“

„Er ist klein, jung, bleich, ein wenig pockennarbig, trägt das Haar als Stiftekopf und eine Brille mit Seitenbügeln so auf die Nase gesetzt, wie ein Reiter zu Pferde sitzt.“

„Ja, ich habe ihn schon gesehen.“ Und als er allein war, dachte Durtal über diesen Vikar nach, der ihm schon manchesmal in der Kirche oder auf dem Platze vor ihr aufgefallen war.

Man läuft immer Gefahr sich zu täuschen, wenn man

Leute nach dem Augenschein beurteilt, sagte er sich, aber wie sehr bewahrheitet sich dieser Gemeinplatz erst, wenn es sich um einen Geistlichen handelt!

Dieser Vikar Plomb sieht doch wirklich aus wie ein banger Küster. Man denkt, er geht herum und hält Maulaffen feil — so etwas lirtisches, ungeschicktes habe ich in meinem Leben noch nicht wieder gesehen — und das wäre ein Gelehrter, der die Mystik liebt, und den der Anblick der Kathedrale hinreißt!

Es scheint klug zu sein, sich bei einem Geistlichen nicht nach dem Augenschein zu richten. Ich jedenfalls, der ich nun in dieser Welt leben will, werde mich bemühen, jedes Vorurteil von mir abzustreifen und die Priester dieser Diözese eher kennen zu lernen, ehe ich sie beurteile.

3.

Im Grunde, sagte sich Durtal, der auf dem kleinen Platze herumträumte, kennt niemand genau den Ursprung der gotischen Formen bei einer Kathedrale. Die Archäologen und die Architekten haben vergebens alle möglichen Mutmaßungen aufgestellt. Sie sind darin einig, dem Romanischen eine orientalische Abstammung zuzusprechen, und das mag zugegeben werden. Das Romanische mag aus der lateinischen und byzantinischen Kunst herkommen und mag nach der Definition Quicherats der Stil sein, der aufgehört hat, römisch zu sein, obwohl er noch sehr viel vom römischen hat, und der noch nicht gotisch ist, obwohl er schon viel vom gotischen hat. Wenn man die Kapitäle betrachtet, ihre Konturen und Zeichnungen, so wird man sehen, daß sie viel mehr assyrisches und persisches als römisches, byzantinisches

und gotisches haben. Doch die Vaterschaft des Spitzbogensstils nachzuweisen, ist eine andere Sache.

Die einen behaupten, daß der Spitzbogen schon in Aegypten, in Syrien und in Persien existierte; andere betrachten ihn als einen Abkömmling der sarazenischen und arabischen Kunst; jedenfalls ist nichts weniger bewiesen.

Übrigens muß gleich bemerkt werden, daß der Spitzbogen, den man für das wesentliche Kennzeichen einer ganzen Architekturepoche hält, es keineswegs gewesen ist, wie es uns Quicherat und nach ihm Lecoy de la Marche gezeigt haben. Die Schule von Chartres hat in dieser Hinsicht das alte Lied der Architekten, diesen Gemeinplatz der Kunstbongzen Lügen gestraft. Wir haben außerdem eine Menge Beweise, daß der Spitzbogen zugleich mit dem Rundbogen bei romanischen Kirchen systematisch verwandt worden ist, so bei den Kathedralen von Abignon, von Frejus, bei Notre-Dame in Arles, bei Saint-Front in Périgueux, bei Saint-Martin d'Alinay in Lyon, bei Saint-Martin-des-Champs in Paris, bei Saint-Etienne in Beauvais, bei den Kathedralen in Bézelay, in Beaume, bei Saint-Philibert in Dijon, bei den meisten Kirchen, die von der Schule von Cluny gebaut worden sind. Aber dies alles wirft kein Licht auf die Abstammung der Gotik, die dunkel bleibt, vielleicht weil sie so klar am Tage liegt. Ohne die Theorie verspotten zu wollen, die in dieser Frage nur eine materielle, technische sieht, eine Frage der Tragfähigkeit und des Widerstandes, eine Erfindung der Mönche, die eines Tages entdeckt hatten, daß die Solidität ihrer Gewölbe viel besser durch den Spitzbogen als durch den vollen Bogen gewährleistet war — scheint es nicht doch, als ob die romantische Doktrin Châteaubriands, über die

man sich soviel lustig gemacht hat, und die die wenigst komplizierte, natürlichste ist, auch als die offenbarste und richtigste anzusprechen ist!

Mir scheint es ganz sicher zu sein, fuhr Durtal fort, daß der Mensch im Walde den so viel besprochenen Anblick der Kirchenschiffe und Spitzbögen gefunden hat. Die erstaunlichste Kathedrale, die die Natur selbst aus einer Überfülle von Spitzbogen erbaut hat, befindet sich in Jumieges. Hier bei den prächtigen Ruinen der Abtei, deren beide Türme vollständig erhalten sind, mündet das dachlose, mit Blumen gepflasterte Kirchenschiff in ein Chor aus Buschwerk, das von einer Abside prächtiger Bäume umstanden wird. Drei ungeheure Alleen aus vielhundertjährigen Bäumen erstrecken sich in gerader Linie, die eine, mittlere, ist sehr breit, die beiden zu ihren Seiten etwas enger; sie stellen das genaue Bild eines Hauptschiffes mit den Nebenschiffen dar, aus schwarzen Säulen und Bündelpfeilern aus Laub errichtet. Das Spitzbogengewölbe ist wundervoll aus den Kronen der beiderseitigen Baumreihen gebildet, die sich in ihrer Mitte zusammenneigen. Man muß dies einmal im Winter gesehen haben, wenn die Stämme weiß wie ungeheure Marmor- oder riesige Birkenstäbe dastehen, um zu verstehen, wie sich in den betrachtenden Menschen das erste Samenkorn der Idee senken konnte, solche Alleen aufzubauen, bis die Architekten dazu kamen, endgültig das Romanische zu erweitern und durchweg den Spitzbogen an Stelle des Rundbogens zu setzen.

Es gibt keinen Park, der nicht mit mehr oder weniger Genauigkeit diese Konturen wiedergibt. Aber was die Natur nie geben konnte, das war die tiefe Symbolik, die hingerissene und ruhevolle Mystik, die die Gläubigen in diese

Kathedralen hineinbauten. Ohne diese wären die Kirchenbauten in rohem Zustande geblieben, wie die Natur sie erschuf, eine seelenlose Skizze, das Embryo einer Basilika, die sich mit den Jahreszeiten, ja mit den Tagen änderte, die zugleich tot und lebendig war, sich nur unter dem Brausen der Sturmorgel belebte und beim geringsten Windhauch ihr Dach zerriß und entstellte. Sie war oft verzerrt und oft ganz totenstill, jedem Luftzug untertan und willenloser Regenbehälter, von nichts anderem erleuchtet, als hin und wieder vom Sonnenlichte, das durch grüne Laubmaschen hineinfiel. Der Mensch sammelte diese verstreuten Lichter, verdichtete sie in den Rosen und den spitzen Scheiben und warf sie so in die Alleen mit den weißen Säulen; selbst in den dunkelsten Tagen leuchteten die Scheiben, hielten bis zum letzten Strahl des Sonnenuntergangs das Licht fest, umwoben Christus und die Jungfrau mit unwirklichem Glanze, verliehen ihnen schon auf dieser Erde den einzigen Schmuck, der verklärten Leibern zukam, Gewänder aus Glut und Flammen.

Wenn man es recht bedenkt, sie sind übermenschlich, sie sind göttlich, die Kathedralen.

In unsern Ländern aus der romanischen Krypta hervorgegangen, aus dem Gewölbe, das gedrückt erschien wie die Seele durch Demut und Furcht, die Seele, die sich vor der niederschmetternden Majestät Gottes beugt, deren Lob sie kaum zu singen wagt, sind unsere Basiliken der Gottheit vertraulicher geworden, sie haben in einem Aufschwung den Halbkreis des Rundbogens gesprengt, haben ihn zu einem mandelförmigen Oval verlängert, haben das Dach durchbrochen, das Schiff erhöht, plauderten in tausend Skulpturen am Chor hinauf und schleuderten wie Gebete

die leidenschaftlichen Pfeiler empor. Sie haben die freundschaftliche Zärtlichkeit der Gebete versinnbildet, sie sind dem Allerhöchsten gegenüber zutunlicher, leichteren Herzens, kühner geworden.

Sie haben alle ein Lächeln, sowie sie ihr trübes Knochengerüst verlassen und mit Nerven jung, fein und stark in die Höhe schweben. Das Romanische ist alt geboren, es bleibt jedenfalls immer finster und furchtsam. Selbst wenn, wie in Jumièges, sich ein ungeheurer Bogen-Querbalken wie eine gigantische Pforte gegen den Himmel öffnet, bleibt der Eindruck bei aller Großartigkeit ein trauriger. Der Rundbogen neigt sich nun einmal zur Erde, kann nicht wie der Spitzbogen nach oben streben.

Ach, die Tränen und schmerzhaften Seufzer dieser dicken Wände, dieser dunstigen Gewölbe, dieser niedrigen, schwer auf schweren Säulen lastenden Bogen, dieser schweigsamen Steinblöcke, dieser nüchternen, spärlichen Ornamente, die in so wenig Worten ihre Symbole erzählen! Das Romanische ist La Trappe unter der Architektur. Die strengen Orden wohnen in romanischen Klöstern, man kniet dort in Asche und singt mit zur Erde gebeugtem Haupte und klagender Stimme Bußpsalmen. Furcht vor der Sünde herrscht in diesen schweren massiven Gewölben und die Furcht vor einem Gotte, dessen Härte sich erst mit der Ankunft des Sohnes mildert. Von seinem asiatischen Ursprung her hat das Romanische noch immer etwas aus der Zeit von vor Christi Geburt behalten, man betet hier mehr zum unbittlichen Adonai, als zu dem liebevollen Kind und der sanften Mutter. Das Gottische ist weniger furchtsam, mehr den beiden andern Personen und der Jungfrau hingegeben. Weniger strenge und mehr künstlerische Orden wohnen in

den gotischen Klöstern, das zu Boden gebeugte Haupt richtet sich hier auf, die niedergeschlagenen Augen erheben sich, die Grabesstimmen werden seraphisch.

Hier herrscht mit einem Wort die Entfaltung der Seele, wie im Romanischen ihr in sich Zusammengedrücktsein. Das ist für mich die genaue Bedeutung dieser Stile, dachte Durtal.

Man kann aber aus diesen Bemerkungen noch eine andere Definition ziehen: das Romanische versinnbildet das alte Testament, wie das Gotische das neue.

Die Ähnlichkeit wird immer größer, je länger man darüber nachdenkt. Die Bibel, das unbeugsame Buch Jehovas, der schreckliche Koder des Vaters, ist er nicht dargestellt durch das harte, zwangvolle Romanische, und die sanften trostreichen Evangelien durch die hingebende zärtliche, demütig hoffnungsvolle Gotik!

Wenn diese Auffassung mit den Symbolen nun ihre Richtigkeit hat, so scheint es weiter, als ob die Zeit sich dem Gedanken des Menschen dienstbar mache, um die vollständige Idee zu realisieren, und die beiden Stile zu vereinigen, wie in der heiligen Schrift die beiden Bücher vereinigt sind; und gewisse Kathedralen bieten uns denn auch einen eigentümlichen Anblick. Einige, die bei ihrem Entstehen finster waren, erheitern sich, ja lächeln sogar bei ihrer Beendigung. Was noch von der alten Abtei zu Cluny übrig ist, erscheint in dieser Hinsicht als typisch. Sie ist mit der ganz erhaltenen von Paray-le-Monial eins der prächtigsten Bauwerke des romanisch-bourguignonischen Stiles, der mit seinen kannelierten Pilastern das betrübliche Überleben einer von den Römern nach Frankreich eingeführten griechischen Kunst darstellt. Aber wenn man mit Quicherat

zugibt, daß diese Basiliken, deren Entstehung zwischen das Jahr 1000 und 1200 zu legen ist, rein romanisch sind, so mischen sich ihre Konturen doch schon; auf jeden Fall finden wir den Spitzbogen schon in Andeutungen. In der Kathedrale von Paray harmonisiert der Rundbogen schon mit dem Spitzbogen, der im Gipsel des Bauwerkes auftritt, und der schon eine weniger klagende Seelenlage versinnbildet, der liebevollere, weniger herbe Gedanken Christi ahnen läßt und das nachsichtige Lächeln der Mutter vorbereitet.

Aber, sagte sich Durtal plötzlich, wenn meine Theorien richtig sind, so wäre die Architektur, die allein den vollständigen Katholizismus, die gesamte Bibel, beide Testamente zugleich versinnbildet, entweder das Romanische mit dem Spitzbogen oder die Architektur des Übergangs, die halb romanisch, halb gotisch ist.

Übrigens, kam er jetzt plötzlich zu einem Schluß, den er nicht vorausgesehen hatte, es ist vielleicht nicht unerläßlich, daß der Parallelismus in der Kirche selbst in Erscheinung tritt, daß die heiligen Schriften in einem einzigen Bande vereinigt sind. Hier in Chartres z. B. liegt das Werk vollständig vor, obwohl es in zwei verschiedenen Bänden enthalten ist — die Krypta, auf der die gotische Kathedrale aufgebaut ist, ist romanisch.

Dies ist sogar in doppelter Weise symbolisch und unterstützt noch die in den Glasfenstern ausgesprochene Idee. Dort tragen die Propheten auf ihren Schultern die vier Evangelisten. Das Alte Testament dient auch hier dem Neuen als Basis, als Sockel.

Welch ein Sprungbrett für Träume ist dies Romanische! dachte Durtal weiter. Ist es nicht auch der weihrauch-

duftende dunkle Heiligenschrein der schwarzen Jungfrauen! Dies ist um so sicherer, als die farbigen Madonnen alle dick und unterseht sind, als sie nie so schlank in die Höhe steigen wie die weißen Jungfrauen der Gotik. Die Schule von Byzanz kannte Maria nur gebräunt, von der Farbe grau leuchtenden Ebenholzes, wie sie die alten Schriftsteller beschreiben. Doch malten und meißelten sie sie entgegen dem Wortlaut des Hohen Liedes schwarz, aber sehr wenig schön. Es ist eine niedergedrückte, ewig traurige Jungfrau, die gut in die Höhlen paßt, die sie bewohnt. So erscheint uns ihre Gegenwart in der Krypta von Chartres ganz natürlich, aber in der Kathedrale, selbst auf dem Pfeiler, wirkt sie da nicht ganz seltsam, hier wo sie unter der weißen Himmelsflucht der Spitzbogen gar nicht in ihrem wirklichen Milieu ist?

„Nun, lieber Freund, Sie träumen?“

Durtal fuhr auf wie jemand, den man aus dem Schläfe weckt.

„Ach Sie sind's, Frau Bavoil.“

„Ja, ich bin's. Ich komme vom Markt und aus Ihrer Wohnung.“

„Aus meiner Wohnung?“

„Ja, ich sollte Sie zum Frühstück einladen. Die Haushälterin des Herrn Vikar Plomb ist heute abwesend, er speist darum bei uns. Da hat der Vater gedacht, dies sei eine vorzügliche Gelegenheit, sie miteinander bekannt zu machen.“

„Ich danke vielmals, aber ich muß doch wohl erst der Mutter Mesurat Bescheid sagen, damit sie mein Kotelette nicht aufs Feuer setzt.“

„Das ist nicht nötig. Ich habe Frau Mesurat schon Nach-

richt gegeben. Übrigens sind Sie noch immer zufrieden mit ihr?"

„Ich hatte seinerzeit einmal,“ entgegnete Durtal lachend, „in Paris einen Diener, einen Herrn Rateau, einen Trunkenbold erster Ordnung, der alles auf den Kopf stellte und den Möbeln militärisch zu Leibe rückte. Nun habe ich diese gute Frau, deren Arbeitsweise etwas von der seinigen abweicht. Aber die Resultate sind die gleichen. Sie wirkt durch Überzeugung, durch Sanftmut, sie wirft die Möbel nicht durcheinander, schnaubt nicht, indem sie die Matratzen in Feden haut, stößt nicht mit dem Besen wie mit einem Bajonett gegen die Wände, nein, sie sammelt den Staub mit Sanftmut und Ruhe, kehrt ihn zärtlich zusammen und häuft ihn zu kleinen Hügeln, die sie in den Ecken versteckt. Sie ruiniert mir keineswegs die Betten durch Klopfen, sie beschränkt sich darauf, sie mit den Fingerspitzen zu liebkosen, die Betttücher mit den Händen glattzustreichen und die Rissen ein wenig zu tätscheln. Der eine stellte fortwährend das Haus auf den Kopf, die andere rührt nichts vom Flecke.“

„Oh! Aber sie ist doch eine so ordentliche Frau!“

„Jawohl, ich bin auch trotz allem sehr froh, sie zu haben!“

Sie waren also plaudernd vor dem kleinen Törrchen des erzbischöflichen Palastes angekommen, gingen an einer Türe, die in die Pförtnerstube führte, vorüber, gelangten in einen geräumigen, mit Kieselsteinen bestreuten Hof, der auf ein großes Bauwerk aus dem 17. Jahrhundert hinführte. Es wies keinerlei Verzierung, keine irgendwie schön ausgestattete Tür auf, war nichts als eine Fassade aus Ziegelsteinen und abgenutztem Sandstein, ein nacktes eisiges Gebäude, das mit seinen hohen Fenstern, hinter denen man graugestrichene zusammengeklappte Fensterläden wahr-

nahm, dem Verfall überlassen war. Der Eingang befand sich auf der Höhe einer ersten Etage. Man gelangte über einen Perron hinauf, der an jeder Seite durch eine Treppe flankiert wurde. Im Hofe selbst standen hohe Pappeln aufgereiht, die der alte Erzbischof, der vor dem Kriege in den Tuileries gewesen war, die Hecke der hundert Garden nannte.

Frau Bavoil und Durtal durchschritten diesen Hof und wandten sich dann zur Rechten gegen einen Seitenflügel des schiefergedeckten Baues. Dort auf dem ersten Stockwerk unter einem durch *voils de boeuf* beleuchteten Speicher wohnte der Abbé Gébresin.

Sie stiegen eine enge, von einem verrosteten Eisengeländer begleitete Treppe hinauf. An den Wänden rieselte Feuchtigkeit herab, sickerte Masse wie schwarze Kaffeetröpfchen durch, die Stufen waren ausgetreten und wurden am Rande dünn, wie vielgebrauchte Löffel, sie führten auf eine ockerfarbig angeschmierte Tür, die in der Mitte durch einen riesigen tintenschwarzen gußeisernen Knopf verziert war. An einer Klingelschnur schaukelte sich ein kupferner Ring und schlug im Luftzug gegen die sich entblätternde Gipswand des Korridors. Ein unbestimmbarer Geruch wie nach alten Äpfeln oder stickigem Wasser erfüllte das Treppenhaus, das in ein Vestibül auslief, das mit Ziegelsteinen gepflastert war, die wie Sternkorallen geordnet, fast den Eindruck von Landkarten machten, auf der die Meere von dem hindurchgedrungenen Regen wie mit Urin gezeichnet erschienen.

Die kleine Wohnung des Dechanten war mit einer niederträchtigen Tapete neu tapeziert worden und roch nach Grab. Man sagte sich bald, daß kein Sonnenstrahl den Schatten der Kathedrale, der gerade auf diese Seite fiel, jemals zer-

streuen und die Feuchtigkeit der Wände je austrocknen konnte, die als ein Staub von Farinzucker sich unten an den Fußleisten sammelte und auf den Lack des eiskalten Fußbodens stäubte.

Welch ein Elend! Dieser von Rheumatismus gequälte Greis in dieser Behausung! dachte Durtal.

Als er in das Zimmer trat, fand er den alten Herrn, ein wenig aufgetaut an einem Kotsfeuer sitzen. Er lag, in eine Decke eingehüllt, am Fenster, dessen Vorhänge er, um besser sehen zu können, aufgezo-gen hatte, sein Brevier. Das Zimmer war mit einem eisernen Bett möbliert, das weiße, mit rotem Kalikot eingefasste Vorhänge hatte. Am Kopfende des Bettes stand ein Tisch mit Decke und Schreibzeug und ein Betpult, dem zu Häupten ein Christus an die Wand genagelt war. Der Rest des Zimmers wurde von Bücherbrettern eingenommen, die bis an die Decke reichten und von drei Fauteuils, wie man sie nur noch in Klöstern und Seminaren findet, Lehnstühle zum Drinertrinken, aus Stroh geflochten wie Kirchenstühle. Einer stand vor dem Tisch, die beiden anderen zur Rechten und Linken vor dem Kamin, auf dem eine Empirependüle zwischen zwei Vasen stand, aus deren Innerem sich in Sand hineingesteckte entfärbte Zweige trockenen Schilfes erhoben.

„Kommen Sie nur näher zum Feuer,“ empfing ihn der Dechant, „denn trotz der Glut friert man hier zu Eis!“

Als Durtal die Rede auf seinen Rheumatismus brachte, machte er eine resignierte Bewegung.

„Das ganze Palais befindet sich in diesem Zustande,“ sagte er. „Monseigneur selber, der fast gelähmt ist, hat im ganzen Schloß keinen halbwegs gesunden Raum auf-finden können. Ich glaube, sein Logis ist fast noch feuchter

als das meine. Man müßte unbedingt eine Heizung einbauen, aber aus Mangel an Geld hat man sich nie dazu entschließen können.“

„Monseigneur kann sich aber doch wenigstens überall Öfen hinsetzen lassen!“

„Ach!“ lachte der Dechant, „er hat doch gar kein Vermögen! Er bezieht im ganzen für alles und alles zehntausend Franken. Nebeneinnahmen gibt es gar nicht hier in dieser armen Stadt, dafür hat er aber noch für den Gärtner und den Pförtner zu sorgen. Aus Sparsamkeitsrücksichten muß er Küche und Wäsche durch ein Kloster besorgen lassen. Da er das Geld nicht hat, Pferde und Wagen zu halten, muß er für seine geistlichen Reisen eine Kutsche mieten. Ziehen Sie nun noch die Almosen ab, die er gibt und was, glauben Sie wohl, bleibt ihm zum Leben? Er ist ärmer als wir beide zusammen!“

„So ist dies Chartres ja das große Stelldichein der unbegüterten Frömmigkeit!“

„Sie haben's gesagt — Bischof, Kanonici, Priester, ein jeder ist in den engsten Verhältnissen.“

Es läutete draußen, Frau Bavoil führte den Vikar Plomb ein. Durtal erkannte ihn wieder. Er sah noch erschrockener aus wie gewöhnlich. Er grüßte, linksch zurückschreitend und war durch seine Hände geniert, die er in die Tasche steckte.

Nach Verlauf einer halben Stunde schien er sich freier zu fühlen, er begann zu lächeln und plauderte endlich auch, und Durtal sah mit Erstaunen, daß der Dechant in seinem Urteil Recht gehabt hatte. Er war ein sehr intelligenter, sehr gebildeter Priester und was vielleicht noch mehr gefiel, sein Wesen war keineswegs durch den Mangel an Er-

ziehung entstellt, durch die gewisse Enge der Ideen, durch das albern frömmliche Wesen, das dem Gebildeten so oft den Umgang mit Geistlichen unmöglich macht.

Sie saßen jetzt im Eßzimmer, das ebenso trübselig wie die andern Räume, doch etwas wärmer war. Denn ein Rachelofen schnob, schnarchte und heulte Wärme in den Raum.

Nachdem sie nun ihre Eier gegessen hatten, befestigte sich die Unterhaltung, die bis jetzt, wie es sich gerade ergab, hin und her gegangen war, auf die Kathedrale.

„Sie ist das fünfte Gebäude auf einer Druidengrotte,“ sagte der Vikar Plomb, „ihre Geschichte ist seltsam.“

Das erste, zur Zeit der Apostel durch den Bischof Aventin aufgerichtet, wurde dem Erdboden gleichgemacht. Von einem andern Kirchenfürsten namens Castor wieder aufgebaut, wurde es zum Teil von Hunold, dem Herzog von Aquitanien, verbrannt, von Godessald wieder restauriert, wiederum von Hastings, dem Normannenhäuptling, in Brand gesteckt, noch einmal von Gislebert repariert und endlich wiederum gänzlich zerstört durch Richard, den Herzog der Normandie, bei der Belagerung und Plünderung der Stadt.

Wir haben nicht sehr viel verlässliche Dokumente über diese beiden Basiliken. Wir wissen nur, daß der römische Gouverneur des Landes um Chartres die erste von Grund aus zerstörte, eine große Anzahl Christen, unter denen sich auch seine Tochter Modeste befand, erschlagen ließ, und ihre Leichname in einen nahe bei der Druidengrotte gegrabenen Brunnen werfen ließ, der seit der Zeit den Namen der Brunnen der starken Heiligen erhielt.

Ein drittes, von dem Bischof Bulphard gebautes

Heiligtum wurde im Jahre 1020 unter der Regentschaft des heiligen Fulbert, der eine vierte Kathedrale gründete, vom Feuer zerstört. Diese wurde im Jahre 1194 vom Blitze, der nur die beiden Glockentürme und die Krypta stehen ließ, niedergeschlagen. Die fünfte endlich, die unter der Regierung Philippe Augusts, der als Regnault de Mouçon Bischof von Chartres war, errichtet wurde, ist die, die wir heute sehen. Sie wurde am 17. Oktober 1260 in Gegenwart des heiligen Ludwig eingeweiht. Doch haben die Feuersbrünste nicht aufgehört, sie heimzusuchen. Im Jahre 1506 schlug der Blitz in den nördlichen Turm, dessen Gerippe aus mit Blei verkleidetem Holz bestand. Ein furchtbarer Sturm, der von sechs Uhr abends bis vier Uhr des Morgens dauert, bläst das Feuer an, dessen Glut die sechs Glocken wie Wachskerzen schmelzen macht. Dennoch gelingt es, die Flammen zu beschränken, und die Kirche selbst zu retten. Aber die Heimsuchung hört nicht auf. In den Jahren 1539, 1573, 1589 schlägt der Blitz in den neuen Turm. Mehr als ein Jahrhundert vergeht und das Spiel beginnt immer wieder von vorn. In den Jahren 1701 und 1740 wird derselbe Turm von neuem vom Blitze getroffen.

Nun bleibt die Kathedrale endlich intakt bis zum Jahre 1825, wo am Pfingstmontag, während man bei der Vesper das Magnifikat singt, der Blitz sie von neuem trifft.

Und endlich, am 4. Juni 1836, bricht wieder durch die Unvorsichtigkeit zweier Bleidecker, die auf dem Dache arbeiten, Feuer aus. Es hält elf Stunden an und verzehrt das ganze Holzwerk, den ganzen inneren Wald des Dachwerkes und es kann nur ein Wunder genannt werden,

daß die Kirche bei dieser Katastrophe nicht vollständig zugrunde ging.

Sie müssen zugeben, meine Herren, daß diese ununterbrochene Folge von Unglücksfällen eine ganz auffallende Erscheinung ist!

Allerdings! Doch ebenso auffallend ist es, daß gerade eine besondere Wut des himmlischen Feuers, die Kirche zu zerstören, festgestellt werden muß."

"Wie ist das zu erklären?" fragt Durtal.

"Der Autor der ‚Parthénie‘, Sebastian Bouillard, glaubt, daß zur Strafe für gewisse Sünden diese Unglücksfälle zugelassen wurden und deutet an, daß die Verbrennung der dritten Kathedrale vielleicht durch das schlechte Benehmen gewisser Pilger hervorgerufen wurde, die zu dieser Zeit, Männer und Frauen durcheinander im Kirchschiff kampierten. Andere glauben, daß der Böse, der sich des Bliges in gewissen Fällen bedienen kann, das Heiligtum auf jeden Fall zerstören wollte."

"Aber warum hat die Jungfrau es nicht besser verteidigt?"

"Machen Sie sich klar, wie oft Sie verhindert hat, daß Ihr Haus wirklich zu Boden brannte! Denken Sie daran, daß Chartres die erste Kultstätte ist, die Unserer Lieben Frau in Frankreich errichtet worden ist. Sie schließt sich direkt an die Messianischen Zeiten an, denn noch ehe die Tochter Joachims geboren war, hatten die Druiden in der Grotte, die unsere Krypta geworden ist, ‚der Jungfrau, die gebären soll‘, ‚Virgini Pariturae‘, einen Altar errichtet. Auch sie haben durch Gnade die Vorstellung von einem Erlöser gehabt, der von einer unbefleckten Mutter abstamme. Es scheint also, daß Chartres mehr wie irgend ein anderer Ort durch Freundschaftsbande mit Unserer

Lieben Frau verbunden ist. Und man versteht auch, warum der Satan sich in den Kopf gesetzt hat, das Heiligtum zu vernichten."

"Wissen Sie übrigens," sagte Durtal, "daß diese Grotte in einer sozusagen offiziellen Beilage zum alten Testament vorgebildet worden ist? In ihrem Leben des Heilandes erzählt die bewundernswürdige Seherin Katharina Emmerich von einer Grotte in der Nähe des Carmel, neben der ein Brunnen war, bei dem eine Jungfrau steht. Zu dieser Stelle, erzählt sie weiter, machten die Juden, die die Ankunft des Messias erwarteten, mehrmals im Jahre ihre Pilgerfahrten. Ist das nicht das Bild der Grotte von Chartres und des Brunnens der starken Heiligen?"

"Nehmen Sie doch noch ein Stück Filet," bat Frau Bavoil, die mit einer Flasche in der Hand eintrat.

"Nein, danke!"

"Aber der Herr Vikar?"

Der Vikar Plomb verneigte sich ablehnend.

"Sie essen aber gar nichts!"

"Wie, ich esse nicht? Ich muß gestehen, ich fühle mich sogar ein wenig beschämt, daß ich so gut gefrühstückt habe, trotzdem ich noch heute morgen im Leben des heiligen Laurentius, des Erzbischofs von Dublin, gelesen habe, daß er sich statt jeder weiteren Mahlzeit damit begnügte, sein Brot in Seifenlauge zu tauchen."

"Warum dies?"

"Damit er mit dem Königlichen Propheten sagen könne, daß er sich von Asche nähre — da ja Seife Asche enthält. Das war ein Festessen der Buße, das wenig Ähnlichkeit mit der Mahlzeit hat, die wir uns eben einverleibten," fügte der Vikar lächelnd hinzu.

„Ich sehe, daß Sie das aus dem Konzept bringt, liebe Frau Bavoil,“ sagte der Dechant Gébresin. „Sie verspüren noch gar kein Gelüst nach solchen Leckerbissen. Welch' ein Leckermaul Sie noch sind! Sie brauchen noch Milch oder Wasser, um Ihre Brosamen anzufeuchten!“

„Du lieber Gott,“ fuhr Durtal ernsthaft fort, „was die Leckereien der Heiligen angeht, so gibt's noch allerlei besseres. Ich erinnere mich, in einem alten Buche in der Geschichte der gottseligen Katharina de Cardone gelesen zu haben, daß sie, ohne sich ihrer Hände zu bedienen, knieend sich mit den Eseln von Gras nährte.“

Frau Bavoil ahnte nicht, daß ihre Freunde scherzten und erwiderte nur demütig:

„Der liebe Gott hat mir nie befohlen, Asche auf meine Schnitten zu streuen oder das Gras abzuweiden. Wenn er mir den Befehl dazu gibt, werde ich es natürlich tun... aber es wäre ja...“

Und sie machte ein so wenig begeistertes Gesicht, daß alle lachten.

„Die augenblicklich stehende Kathedrale,“ begann der Vikar nach einer Pause, „stammt also aus dem 12. und 13. Jahrhundert, den neuen Glockenturm und zahlreiche Einzelheiten ausgenommen.“

„Die Namen der Architekten, die die Kirche bauten, kennt man nicht?“

„Sie sind unbekannt, wie die fast aller Erbauer von Basiliken,“ erwiderte der Vikar Plomb. „Man weiß allerdings, daß im 12. und 13. Jahrhundert die Benediktiner der Abtei von Tiron die Arbeiten an unserer Kirche leiteten. Diese Gemeinschaft hatte im Jahre 1117 ein Kloster in Chartres gegründet. Wir wissen auch, daß dieses

mehr als fünfhundert Mönche barg, kunstübende Männer, Bildhauer, Steinmetzen, Holzschnitzer.

Es wäre also ganz natürlich, anzunehmen, daß diese Mönche die Pläne zu Notre-Dame gezeichnet und die Scharen von Künstlern angestellt hätten, deren Abbildung wir in einem der Glasfenster der Abside sehen, wo Männer, in hohen, Filtriersäcken ähnlichen Plüschkappen Königsstatuen meißeln. Ihr Werk ist im Anfang des 16. Jahrhunderts durch Jehan le Texier, den man auch Jehan de Beauce nannte, vervollständigt worden. Er schuf den nördlichen, den sogenannten neuen Turm und den dekorativen Teil, der im Inneren die Gruppen, die das Chorumgeben, umfaßt.“

„Hat man wirklich niemals den Namen eines der ersten Architekten, Bildhauer und Glasmaler dieses Domes ausfindig gemacht?“

„Man hat eine Menge Nachforschungen angestellt und ich persönlich kann sagen, ich habe weder Zeit noch Mühe gescheut, aber ich habe nicht den geringsten Erfolg gehabt. Das einzige, was wir wissen, ist dies: oben auf dem südlichen, dem sogenannten alten Turm, nahe an der Türöffnung, die der neuen Turmspitze gegenüber liegt, hat man folgende Inschrift entdeckt: ‚Harman 1164‘. Ist dies der Name eines Architekten, eines Arbeiters oder eines Nachtwächters, den man auf den Turm postiert hatte? Man weiß es nicht. Didran hat auf dem Pilaster des westlichen Portals, über dem abgeschlagenen Kopf eines Schlächters, der einen Ochsen absticht, das Wort ‚Rogerus‘ in Charakteren aus dem 12. Jahrhundert gelesen. Ist dies der Architekt, der Bildhauer, der Stifter dieser Fassade oder der Schlächter? Weiter ist noch eine

Inschrift ‚Robir‘ in den Sockel einer Statue in der nördlichen Vorhalle eingegraben. Wer ist Robir? Niemand weiß es.

Langlois zitiert einen Glasmaler aus dem 13. Jahrhundert, *Élément de Chartres*, dessen Namen ‚*Elemens vitrearius Carnutensis*‘ auf einem Glasfenster in der Kathedrale zu Rouen zu lesen ist. Von hier aber bis zu der Annahme, daß dieser Element, bloß weil er aus Chartres stammt, eins oder ein paar der Glasfenster in Chartres geschaffen haben müßte, ist ziemlich weit. Wir finden in dieser Stadt kein weiteres Anzeichen, weder seines Lebens noch seiner Arbeiten. Wir können noch hinzufügen, daß wir auf einer der Fliesen unserer Kirche lesen können: Petrus Val....., ist es der abgekürzte oder vollständige Name eines Stifters oder eines Malers? Wir möchten noch einmal zugeben, daß wir nichts davon wissen.

Fügen wir hinzu, daß man zwei der Helfer von Jehan de Beauce aufgefunden hat, Thomas Le Basseur, der ihm beim Bau des neuen Turmes half und einen Herrn Bernier, dessen Namen wir auf alten Rechnungen finden, wenn wir aus andern alten Abrechnungen ersehen, daß Jehan Soulas, Bildhauer in Paris, die schönsten Gruppen gemeißelt hat, die die Einfriedigung des Chors verherrlichen, wenn wir nach diesem bewunderungswerten Bildhauer noch ein paar andere, schon bei weitem weniger interessante erwähnen, weil bei ihnen die heidnische Kunst zum Vorschein kommt und die Mittelmäßigkeit beginnt: François Marchant, Bildhauer zu Orleans, Nicolas Gumbert de Chartres, so haben wir unsere ganze Wissenschaft von den Künstlern, deren Name aufbawahrt zu werden verdient und die vom 12. bis zum Ende der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Chartres arbeiteten, zusammen.

Von dieser Zeit an sind die Namen der Künstler, die auf uns gekommen sind, nur mit Abscheu zu nennen: Thomas Boudin, Legros Jean de Dieu, Berruer, Luby, Simon, Magières, die es wagen, das Werk von Soulas fortzusetzen! Weiter Louis, der Architekt des Herzogs von Orleans, der mit seinen Arbeiten das Chor herunterbringt und ruiniert; dann dieser niederträchtige Bridan, der zur miserablen Freude einiger Kanonici den groben und großspurigen Klotz der Himmelfahrt aufstellt!“

„Ach!“ rief der Dechant Gébresin, „es waren ebenfalls Kanonici, die es für richtig gehalten haben, zwei alte Glasfenster im Chor herauszubrechen, und sie durch weiße Scheiben zu ersetzen, damit das Machwerk dieses Bridan in ein besseres Licht käme!“

„Nehmen Sie nichts mehr?“ fragte Frau Bavoil, trug auf das ablehnende Zeichen der Tafelgenossen Käse und Süßspeise ab und brachte den Kaffee.

„Da Ihnen die Kathedrale so sehr gefällt, wird es mir eine Freude sein, alle Details mit Ihnen durchzustudieren,“ schlug der Vikar Plomb vor.

„Ich nehme Ihr Anerbieten sehr gerne an,“ antwortete ihm Durtal, „denn ich bin ganz hingerissen, ganz besessen von dem Gedanken an Notre-Dame. Sie kennen doch auch die Theorien Quicherats über die Gotik, nicht wahr?“

„Ja! Und ich halte sie für richtig. Ich bin, wie er, überzeugt, wenn das Wesen, das hauptsächlich Kennzeichen des Romanischen das Gewölbe und nicht das Deckengetäfel ist, daß als Ursprung und Hauptcharakterzug des Gotischen der Strebepfeiler und nicht der Spitzbogen erscheint.“

„Mit einigem Vorbehalt stimme ich dem Einfall Quiche-

rats bei, daß die Geschichte der Architektur im Mittelalter nur die Geschichte des Kampfes der Architekten gegen den Druck und die Schwere des Gewölbes ist. Doch handelt es sich in dieser Kunst noch um etwas anderes als um eine praktische Frage, in allen andern Punkten hat er gewiß recht.

Heute können wir im Prinzip behaupten, daß wir, wenn wir uns der Ausdrücke Spitzbogen und Gotik bedienen, Worte anwenden, die man ihres wahren Sinnes entkleidet hat, denn die Goten haben nichts mit der Baukunst zu schaffen, die sich ihres Namens bemächtigt hat und das Wort Spitzbogen ist seiner Herkunft nach auch nicht geeignet, jenen gebrochenen Bogen zu bezeichnen, den man während so langer Jahre für die Basis, ja für die Persönlichkeit selbst des Stiles genommen hat.“

Nach einem Schweigen fuhr der Vikar fort: „Wie können wir die Werke der Vergangenheit beurteilen anders als mit Hilfe dieser Bogen, die in Widerlager verankert sind oder der runden hakenartigen Gewölbe, denn die Gebäude selbst sind alle im Laufe der Jahrhunderte verfälscht worden oder unvollendet geblieben. So sollte Notre-Dame in Chartres neun Glockentürme haben und hat ihrer nur zwei. Die Basiliken von Reims, Paris und Laon und andere sollten ursprünglich noch einen pfeilspitzen Turm auf dem Glockenturm bekommen. Wo sind sie geblieben? Wir können uns gar keine Vorstellung machen, welche Wirkung die Architekten eigentlich hervorbringen wollten. Und außerdem waren die Kathedralen für einen Rahmen gebaut, den man zerstört hat, für ein Milieu, das nicht mehr ist. Sie waren von Häusern umgeben, deren Haltung mit der ihrigen übereinstimmte; heutzutage sind sie von fünf-

stöckigen Kasernen umstanden, von trübseligen, unnoblen Straf- und Besserungsanstalten — überall legt man sie frei, die doch nie gebaut worden sind, um sich isoliert auf einem freien Plage zu erheben, überall herrscht das größte Mißverständnis für die örtliche Stimmung, in der sie aufgerichtet wurden, für die Atmosphäre, in der sie lebten; gewisse Einzelheiten, die uns bei einigen dieser Gebäude unerklärlich erscheinen, waren wahrscheinlich bei der Form und den Erfordernissen der Umgegend unerläßlich. Aber in all diesen Dingen können wir nur mutmaßen und auf's Geratewohl annehmen. Wir wissen nichts... nichts!"

„Jedenfalls," sagte Durtal, „haben Archäologie und Architektur nur eine zweitklassige Arbeit verrichtet. Diese Wissenschaften haben uns einfach den Organismus, den Körper der Kathedralen enthüllt. Wer wird uns ihre Seele offenbaren?"

„Was verstehen Sie unter diesem Worte?" fragte der Dechant Gévresin.

„Ich spreche nicht von der Seele des Bauwerkes, im Augenblick als der Mensch mit göttlichem Beistande sie schuf. Diese Seele ist uns, und ganz besonders hier in Chartres nicht unbekannt, weil kostbare Dokumente von ihr erzählen; aber von der Seele, die die andern Kirchen bewahrt haben, von der Seele, die sie jetzt haben und die wir durch unsere mehr oder weniger hingeebene Anwesenheit, durch unsere mehr oder weniger häufigen Kommunionen, durch unsere mehr oder weniger heißen Gebete unterhalten.

Nehmen wir einmal Notre-Dame in Paris. Sie ist vom Grund bis zur Spitze ausgeflüßt und instand gesetzt worden, die Skulpturen sind ergänzt, wo sie nicht ganz

modern sind, und trotz aller Dithyramben Victor Hugos bleibt sie eine Kirche zweiten Ranges; immerhin, sie hat ihr Mittelschiff, ihr wunderbares Kreuzschiff; sie ist vor jedem Tiefer sinken geschützt durch eine alte Statue der Jungfrau, vor der M. Dlier viel gekniet hat. Also man hat versucht, in dieser Kirche den Kultus Unserer Lieben Frau zu erneuern, Pilgerzüge dahin zu leiten, aber alles erstarb im Keime. Diese Kathedrale hat keine Seele mehr, sie ist ein lebloser Steinkadaver; versuchen Sie nur dort eine Messe zu hören, oder zum Tisch des Herrn zu gehen und Sie werden eine Eiskälte in sich einströmen fühlen. Kommt dies von ihrer Verlassenheit her, von den einschläfernden Gottesdiensten, dem albernen Liedersalat, der da gesungen wird, von dem frühen Torschluß abends und dem späten Öffnen morgens lange nach Sonnenaufgang? Oder hängt es mit den geduldeten Besuchen unanständiger Touristen zusammen, eleganter Londoner Gassenjungen, wie ich sie einmal unter Hintansetzung der selbstverständlichsten Anstandspflichten laut schwagend vor dem Hauptaltar sitzen gesehen habe, während der Segen mit dem Allerheiligsten gegeben wurde. Ich weiß nicht, woher es kommt, ich behaupte nur, die Jungfrau wohnt dort nicht wie in Chartres ununterbrochen Tag und Nacht.

Nehmen Sie noch Amiens mit seinen weißen Fenstern und seiner harten Helle, seinen durch hohe Gitter verschlossenen Kapellen, seinem Schweigen bei den seltenen Gebeten, seiner Einsamkeit. Auch diese Kirche ist leer. Und ich weiß nicht, warum sie für mich einen alten Geruch nach Jansenismus an sich hat. Man fühlt sich nicht wohl in dieser Kirche, man betet dort schlecht. Und doch ist das Schiff wundervoll und die Skulpturen des Chorumganges,

die sogar denen von Chartres überlegen sind, muß man geradezu einzig nennen.

Aber auch diese Kathedrale hat keine Seele. Und ebenso steht's mit der zu Laon, die nackt und eisig auf immer tot ist. Andere sind in einem Zwischenzustand und liegen lau in Todesmattigkeit, zum Beispiel die Kathedralen von Reims, Rouen, Dijon, Tours, le Mans; doch kann man sich dort noch einigermaßen im Gebete entspannen; Bourges mit seinen fünf gewaltig sich dahinschleudernden Säulenstraßen und dem Ungeheueren seines verlassenen Kirchschiffes und die melancholische Kathedrale von Beauvais, die nur noch ein Haupt und wie in ewig ungehörtem Aufschrei verzweifelt emporgeredte Arme hat, sie haben immerhin noch etwas von ihrem früheren Fluidum behalten. Man kann sich dort noch sammeln, aber nirgendwo fühlt man sich so wohl, nirgendwo kann man besser beten als in Chartres."

"Das stimmt," rief Frau Bavoil, „und weil Sie es so gut gesagt haben, sollen Sie ein Gläschen Johannisbeerlikör haben."

"Gewiß, gewiß, er hat recht, unser Freund," wandte sie sich an die Priester, die lachten. „Überall anders, ausgenommen in Notre-Dame des Victoires in Paris, und ganz besonders ausgenommen in Notre-Dame de Fourvière in Lyon, muß man warten, muß im Vorzimmer sitzen, wenn man sie sehen will, und manchmal kommt sie überhaupt nicht, während sie einen in unserer Kathedrale sogleich empfängt, so wie sie ist; ich habe übrigens früher schon einmal unserm Freunde gesagt, er möge einmal der ersten Messe in der Krypta beiwohnen, da wird er sehen, wie unsere Mutter ihre Besucher empfängt."

„Ja, Chartres ist bemerkenswert mit seinen beiden schwarzen Madonnen, Notre-Dame du Pilier oben in der Kathedrale selbst und Notre-Dame de Sous Terre unten im Keller, aus dem die Kathedrale aufstrebt. Kein Heiligtum, glaube ich, beherbergt zwei wundertätige Marienbilder; der alten Reliquie, die unter dem Namen das Hemd der Jungfrau bekannt ist, gar nicht zu gedenken.“

„Und woraus besteht denn, Ihrer Meinung nach, die Seele von Chartres?“ fragte der Vikar Plomb.

„Gewiß nicht aus denen der Bürgerinnen dieser Stadt und der Kirchenvorsteher,“ sagte Durtal. „Nein, sie wird gebildet von den Schwestern, den Bäuerinnen, den religiösen Pensionaten, den Schülern des Seminars und vielleicht ganz besonders von den Kindern des Knabenchores, die die Säule küssen und sich vor der schwarzen Jungfrau auf die Knie werfen.“

„Das kirchliche Bürgertum, vor dem würden die Engel selbst Reißaus nehmen! Mit einigen wenigen Ausnahmen blüht in dieser Kaste ein Pharisäertum, nicht zu sagen,“ warf der Vikar Plomb ein und fügte in halb scherzendem, halb traurigem Tone hinzu: „Und ich bin hier in Chartres der traurige Gärtner dieser Seelen!“

„Kommen wir wieder auf den Ausgangspunkt unseres Gespräches zurück,“ begann der Dechant Gébresin von neuem. „Wo ist die Gotik entstanden?“

„Für Frankreich bestätigt es Lecon de la Marche ausdrücklich: der Strebepfeiler erschien als wesentlicher Bestandteil eines Stils, seit den ersten Jahren der Regierung Ludwigs des Dicken in der Landschaft zwischen der Seine und der Aisne. Seiner Meinung nach ist der erste Versuch dieser Art die Kathedrale von Laon. Andern zufolge ist sie

im Gegentheil nur eine Nachzüglerin anderer früherer Kathedralen und man zitiert die Kirchen von Saint-Front zu Perigueux, von Bézelay, von Saint-Denis, von Reims, die alte Stiftskirche von Poissy und niemand kennt sich aus.

Eins nur ist gewiß: die Gotik ist eine Kunst des Nordens, sie trat in der Normandie auf und ging von da nach England über; im zwölften Jahrhundert eroberte sie die Ufer des Rheins und im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts drang sie nach Spanien. Die gotischen Kirchen im Süden sind nur Importen, die sehr schlecht zu den Menschen, die sie bevölkern, und zu dem heftig blauen Himmel, der sie verdirbt, passen.“

„Bemerken Sie,“ sagte Durtal, „daß dieser Teil der Mystik in unserem Lande nicht mit den andern übereinstimmt.“

„Wieso?

„Nun, unserm Frankreich ist bei der Verteilung der religiösen Künste nur die Baukunst zugefallen. Denken Sie nur einmal bei der Malerei an die Primitiven. Die Maler und auch die Bildhauer sind alles Italiener, Spanier, Flamen, Deutsche. Die man uns als Kompatrioten aufdrängen will, sind nach Burgund verpflanzte Flamen oder gelehrige Franzosen, deren abgeleitete Bilder ganz flämisches Siegel tragen. Sehen Sie sich im Louvre die einmal an, die wir unsere Primitiven nennen; betrachten Sie einmal in Dijon das, was aus den Zeiten übrig geblieben ist, da Philipp der Kühne die nördliche Kunst in seine Provinzen einführte. Ein Zweifel ist gar nicht möglich. Alles kommt aus Flandern. Jean Perreal, Bourdichon, Beauneveu, Fouquet sind alles, was Sie wollen, nur nicht die Bringer einer originalen Kunst in Gallien. Und gerade so verhält es sich mit den mystischen Schriftstellern. Wozu

soll ich Ihnen die Nationalitäten aufzählen, zu denen sie gehören? Auch sie sind Spanier, Italiener, Deutsche, Flamen — nicht einer ist Franzose.“

„Verzeihung,“ rief Frau Bavoil, „Verzeihung, da ist doch die ehrwürdige Jeanne de Matel, die in Roanne geboren wurde!“

„Allerdings, aber sie ist die Tochter eines italienischen Vaters, der aus Florenz stammt,“ ergänzte der Abbé Gébresin und faltete, da er die Mone läuten hörte, seine Serviette zusammen. Die Herren verrichteten stehend das Tischgebet und Durtal traf eine Verabredung mit dem Vikar Plomb zu einem Besuch der Kathedrale. Unterwegs grübelte er noch über diese seltsame Verteilung der Kunst im Mittelalter nach und wie es komme, daß Frankreich das Übergewicht in der Baukunst erlangt und in allen anderen Künsten so unterlegen geblieben war.

Man muß gestehen, fuhr er weiter fort, daß es heute sogar in seiner einzigen Kunst die Oberherrschaft verloren hat, denn seit langer Zeit bringt das Land keinen Architekten mehr hervor. Die Leute, die sich augenblicklich unter diesem Namen verstecken, sind Maurermeister, die jeder Persönlichkeit, jeder Wissenschaft bar sind. Sie sind nicht einmal mehr fähig, ihre Vorgänger geschickt zu bestehlen. Sie sind nichts weiter als Kapellenflücker, Kirchenschuster, Mauerzusammenschlager und Dachbesohler!

4.

Frau Bavoil hatte recht: um zu empfinden, welchen Empfang die Jungfrau ihren Besuchern bereiten konnte, mußte man der ersten Messe in der Krypta beiwohnen, mußte man vor allem dort kommunizieren.

Durtal versuchte es einmal. Eines Tages, da der Dechant Gëoresin ihm geraten hatte, zu den Sakramenten zu gehen, folgte er der alten Frau und begab sich mit der Morgendämmerung in das Souterrain.

Man stieg auf einer Kellertreppe dort hinunter, die durch eine kleine schwälende Lampe mit einem angerauchten Zylinder erhellt wurde; nachdem man unten am Ende der Stufen angekommen war, ging man, sich zur Linken wendend, in der Finsternis weiter; bei gewissen Biegungen schwälten Windlichter und zeigten den Bogen an, den man hier zwischen Licht und Finsternis durchschritt, so daß man sich allmählich Rechenschaft von der Form der Krypta geben konnte.

Sie stellte die Hälfte einer Radnabe dar, von der aus nach jeder Richtung hin Wege liefen, um den Umkreis des Rades selbst zu erreichen. In die runde Allee, in der man ging, mündeten die Korridore, an deren Enden man Glasfenster sah, die aus der undurchdringlichen Nacht der Mauern fast hell herausfahen.

Durtal gelangte, als er der Rundung des Ganges nachging, an eine grüne Windfangtür, die er aufstieß, worauf er in einen Gang trat, der in einen Halbkreis mündete, den ein Mittelaltar zierte. Zur Rechten und zur Linken zeichneten zwei winzige Gänge die Kreuzarme eines kleinen Querschiffes. Der größere Gang, in den er eingetreten war, war das Hauptschiff, das an jeder Seite von Stuhlreihen eingenommen wurde, zwischen denen ein enger Durchgang zum Altar führte. Man konnte kaum etwas erkennen, das Heiligtum war nur durch ein paar Lampen erhellt, die wie rötlich oder trübgolden glänzende Lichter an der Decke aufgehangen waren. Eine sonderbare Lauheit hauchte

durch das Kellergewölbe, das ein seltsames Parfüm ausströmte, eine Erinnerung an feuchte Erde und die Ausdünstung von heißem Wachs. Doch war dies beides nur der Grund, der Canवास des Geruches, denn er verschwand fast unter den Stidereien der anderen Düfte, die ihn bedekten, unter dem erloschenen Gold von Öl, in das man alte Spezereien eingeweicht, oder sehr alten Weihrauch aufgelöst hatte. Es war ein geheimnisvoller, vielfältiger durcheinander gewirrter Geruch, wie die Krypta selbst, die mit ihren ängstlichen Lichtern an der Decke und den nächtlichen Mauern ein seltsames Gemisch von Buße und Süßigkeit darstellte.

Durtal begab sich durch den Hauptgang in den kleinen Quergang rechts des Schiffes und nahm Platz. Dieser ausgestreckte Arm des Querschiffes hatte einen Altar, der ein griechisches Relieftrenz in einem purpurnen Kreise trug. Überall hing das enorme Gewölbe so tief herunter, daß der ausgestreckte Arm eines Mannes es berühren konnte; es war schwarz wie die Wände eines Ofens, als wäre es verräuchert von den Feuersbrünsten, die die Kathedrale über ihm verzehrt hatten.

Nach und nach hörte man das Klappern von Holzschuhen, dann die leisen Schritte der Nonnen, es folgte eine Stille, von Nießsalven unterbrochen, die in Taschentüchern erstickt wurden und alles schwieg wieder.

Ein Küster trat durch eine kleine Thür in den anderen Flügel des Querschiffchens und zündete die Kerzen am Hauptaltar an; Kränze von emaillierten Herzen leuchteten in dem Halbkreis auf und in dem Widerstrahl der flackernden Kerzen beglänzten sie eine starre dunkle Statue der Jungfrau, die ein Kind auf den Knien trug. Das war die

berühmte Notre-Dame de Sous-Terre, oder vielmehr eine Kopie, denn das Original war im Jahre 1793 vor dem großen Portal der Kirche inmitten einer rasenden Schar von Sansculotten verbrannt worden.

Ein Chorknabe erschien und schritt vor einem alten Priester her und zum ersten Male sah Durtal wirklich einen Messediener und verstand die unglaubliche Schönheit, die das durchdachte Darbringen dieses Opfers auswirkt.

Das knieende Kind, mit hingegebener Seele und gefalteten Händen sprach laut und langsam und sagte mit soviel Aufmerksamkeit, mit soviel Ehrfurcht die Antworten des Psalms daher, daß der Sinn dieser bewundernswerten Liturgie, die uns nicht mehr erstaunt, weil wir sie seit langem nur noch eilig ganz leise hingeflüstert vernehmen, sich dem andächtigen Durtal überwältigend enthüllte.

Und der Priester, ob er nun wollte oder nicht, folgte, fast unbewußt vielleicht, dem Ton des Kindes, richtete sich nach ihm, rezitierte mit Langsamkeit und Bedeutung, sprach die Verse nicht mehr nur einfach mit den Lippen aus, sondern durchdrang die Worte, die er sagen wollte, zitternd, stockend oft, ergriffen wie bei der ersten Messe von der Größe des Aktes, den er vollführte. Durtal fühlte in der That, wie die Stimme des zelebrierenden Priesters zitterte; wie der Sohn selbst, den er vor dem Vater versinnbildlichte, stand er vor dem Altar und bat für die Sünden der Welt um Gnade, in seiner Betrübniß und in seiner Hoffnung von der Unschuld des Knaben unterstützt, dessen liebevolle Furcht weniger bewußt und weniger lebhaft war, als die seine.

Als er die trostlosen Worte aussprach: „Mein Gott, mein Gott, warum ist meine Seele betrübt und warum

hast Du mich verlassen?" war der Priester das Abbild des leidenden Christus auf dem Calvarienberge, doch sprach auch der Mensch in ihm, der Mensch, der seiner persönlichen Nöte und Verfehlungen wegen die Niedergeschlagenheit empfindet, die ihm der Text des Psalms unterlegt. Und der kleine Messediener stärkte ihn, forderte ihn auf, zu hoffen, und nachdem er das Confiteor vor dem Volke gebetet hatte, das sich mit ihm reinigte, stieg der Priester, gefestigt, die Stufen des Altars empor und begann die Messe.

Wirklich in dieser Atmosphäre von Gebeten, die von der niedrigen schweren Decke zurückzufallen schienen, in der Mitte der knieenden Schwestern und Frauen, hatte Durtal die Empfindung der ersten in den Katakomben versteckten Christen. Das war dieselbe hingeebene Zärtlichkeit, derselbe Glaube. Man konnte sich die Furcht, hier überrascht zu werden und den Wunsch, bei jeder Gefahr für seinen Glauben einzustehen, wohl vorstellen. Man fand in diesem wunderbaren Kellergewölbe die Gefühle der Neubekehrten wieder, die sich in Rom in ihren unterirdischen Zufluchtsstätten versammelten.

Die Messe ging weiter und Durtal sah mit Entzücken auf das Kind, das in einem kleinen Schauer der Erregung die Wein- und Wasserkännchen küßte, ehe es sie dem Priester reichte.

Durtal wollte nichts mehr sehen, er versuchte sich zu sammeln, als der gelebrierende Priester sich die Hände abtrocknete, denn die mit leisen Stimmen rezitierten Verse waren die einzigen Gebete, die er ehrlicherweise dem Höchsten darzubringen hatte.

Er hatte weiter nichts — aber dies eine wenigstens besaß er, die leidenschaftliche Liebe zur Mystik und zur Liturgie,

zum gregorianischen Kirchengesang und zu den Kathedralen. Ohne zu lügen und ohne sich selbst etwas vorzumachen, konnte er in aller Sicherheit ausrufen: „Herr, ich habe die Schönheit Deines Hauses geliebt und den Ort, wo Deine Herrlichkeit wohnt.“ Das war die einzige Kompensation, die er dem Vater für seine innere Unzufriedenheit, seine Unregelmäßigkeiten, seine Verirrungen und Rückfälle anbieten konnte. Ach, dachte er, wie kann ich die Gebete wiederkäuen, mit denen die Gebetbücher angefüllt sind und den Herrn „den liebenswürdigsten Jesus“ nennen, und ihm sagen, daß Er der Geliebte meines Herzens ist, daß ich den festen Entschluß fasse, nie jemand anders als ihn zu lieben, daß ich lieber sterben will, als ihm jemals mißfallen. Nur Ihn lieben! Gut, wenn man Mönch und Einsiedler ist, aber als Mensch, der in der Welt lebt! Und dann, wer, außer den Heiligen, zieht den Tod der kleinsten läßlichen Sünde vor? Warum ihn also mit diesen Affenspielen und Vorspiegeleien prellen? Nein, sagte Durtal, außer den ganz persönlichen Anliegen, den intimen Unterhaltungen, wo man es einfach wagt, ihm alles zu erzählen, was einem durch den Kopf geht, können nur die Gebete der Liturgie ungestraft von einem jeden von uns nachgebetet werden, denn ihr Wesen besteht eben darin, daß sie sich durch alle Zeiten an jeden Seelenzustand, an jedes Alter anpassen. Wenn wir die Gebete ausnehmen, die einige Heilige verfaßt haben und die meistens nur Bitten um Erbarmen und Beistand sind, Klagen und Anrufungen der Barmherzigkeit, bleiben nur die Gebete aus den kalten und faden Sakristeien des 17. Jahrhunderts, wenn sie nicht, was noch schlimmer ist, von den Frömmigkeitsverkäufern unserer Zeit angefertigt worden sind, alle diese

anspruchsvollen und lügnerischen Leiern, die der Bußfertige nicht weit genug von sich weisen kann, der mangels anderer Tugenden sich wenigstens aufrichtig zeigen will.

Hier ist es gewiß allein dies außergewöhnliche Kind, das den Herrn ohne Heuchelei auf diese Weise unterhalten dürfte, dachte Dartal weiter und schaute wieder zu dem kleinen Messediener hin. Er empfand zum ersten Male, was das war, unschuldige Kindheit, eine kleine Seele ohne Sünde, weiß und makellos. Der Kirche, die als Handlanger vor dem Altar ganz unschuldige, ganz reine Wesen sucht, war es hier in Chartres gelungen, Seelen zu prägen, aus gewöhnlichen Straßenkindern erlesene Engelbilder zu münzen. Selbst wenn diese Kinder einer besonders ausgewählten Aufzucht unterworfen gewesen wären, hätte noch eine ausgesprochene Gnade der Jungfrau dazu gehört, die ihrem Dienst geweihten Kinder so umzumodeln und sie allen andern ganz unähnlich zu machen, sie am Ende des 19. Jahrhunderts mit der glühenden Reinheit, der ganzen Gottesliebe des Mittelalters zu erfüllen.

Die Messe ging weiter, versunken folgten die Hörer, bis das Kind, immer hingebender und aufmerksamer klingelte. Es war wie eine Funkengarbe, die sich am rauchigen Gewölbe brach, das Stillschweigen wurde noch tiefer hinter dem knieenden Knaben, der mit einer Hand das Messgewand des Priesters hochhielt, der nun über den Altar gebeugt regungslos da stand. Dann erhob sich unter neuem silberigen Grüßen der Klingel die Hostie und gleich darnach erblühte über den geneigten Köpfen in dem hellen Knistern der Glöcklein die goldene Tulpe eines Kelches. Auf ein letztes eiliges Klingeln senkte sich die schimmernde Blume wieder und die gebeugten Leiber richteten sich wieder auf.

Durtal dachte:

Wenn wir doch Dem, dem wir ein Obdach weigerten, als seine Mutter in Kindsnot war, in unseren Seelen eine liebevolle Heimstätte bereiteten! Aber ach, abgesehen von den Nonnen, diesen Kindern, diesen Geistlichen, abgesehen von den Bäuerinnen, die ihn noch lieben, wie viele gibt es, die wie ich, durch seine Ankunft verschüchtert, sich unfähig fühlen, ihm die Unterkunft zu bereiten, die er erwartet, ihn in einem sauberen zurechtgemachten Zimmer zu empfangen?

Ach, man muß gestehen, daß sich nichts geändert hat, und alles ist wie ehemals. Unsere Seele ist noch immer die listige Synagoge, die ihn verrät und der abscheuliche Kaiphas heult auf in uns im Augenblick, wo wir ein wenig demütig sein und betend ihn lieben wollen. Mein Gott, mein Gott, wäre es nicht besser, ich flöhe von hier, als daß ich mich so häßlich vor Dich hinschleppe? Er mag mir noch so sehr zureden, der Dechant Gévresin, ich solle zu den Sakramenten gehen, er ist nicht in mir, er weiß nicht, was in den Schlupfwinkeln meiner Seele herumtobt, was aus den Ruinen meines Herzens hervortriecht. Er glaubt, es handele sich nur um Trägheit, um einen Zustand der Erschlaffung. Ach, es handelt sich um mehr. Ich fühle eine Unfruchtbarkeit, eine Kälte, die selbst gegen seine geringen Ansprüche unwillig wird und revoltiert.

Der Augenblick der Kommunion kam heran. Das Kind hatte das Kommuniontuch von der inneren Seite der Kommunionbank auf die äußere gelegt, Nonnen, arme Frauen, Bauern näherten sich ihr, mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte. Das Kind nahm eine Kerze und schritt dem Priester voran, die Augen hielt es geschlossen, aus Furcht die Hostie zu erblicken.

Ein solches Übermaß von Liebe und Ehrfurcht sprach aus dem kleinen Wesen, daß Durtal stutzig vor Bewunderung dastand und aus Furcht aufseufzte. Ohne sich in der Finsternis, die auf ihn herabsank, irgend etwas erklären zu können, empfand er in den Wellen der inneren Bewegung, die ihn durchliefen und die kein Wort ausdrücken kann, einen Aufschwung gegen den Herrn und zugleich ein Zurückweichen.

Gewaltsam drängte sich ihm der Vergleich zwischen der Seele dieses Kindes und der seinigen auf. Das Kind und nicht ich sollte zur Kommunion gehen, rief er aus und er verharrte leblos mit gefalteten Händen in einem zugleich bittenden und ängstlichen Zustand, nicht wissend, wozu er sich entschließen sollte, als er sich sanft an die Kommunionbank gezogen fühlte und dort das Sakrament empfing. Und er versuchte sich wieder zu erkennen, zu beten in diesem Augenblick, mitten in dem schauernden Unbehagen, das ihn durchwogte und daß sich körperlich in einen Mangel an Luft übersetzte, in den sonderbaren Zustand, wo es einem vorkommt, als sei der Kopf leer, als funktioniere das Gehirn nicht mehr, als sei das ganze Leben in das Herz geflüchtet, das nun anschwillt und uns zu ersticken droht, und wo es einem im geistigen vorkommt, wenn man genügend Energie zusammenraffen kann, um in sich hinein zu schauen, als beuge man sich unter schauerlichem Schweigen über ein schwarzes Loch.

Mühsam riß er sich zusammen und gelangte schwankend wieder an seinen Platz. Ach, nicht einmal in Chartres war es ihm gelungen, die Erstarrung abzuschütteln, die ihn im Augenblick der Kommunion überfiel. Es war eine Lähmung aller Kräfte, ein Stillstand aller Fähigkeiten. In

Paris hatte er auf dem Grunde seiner in sich selbst eingesponnenen Seele, die wie eine Larve verpuppt war, immer einen Zwang empfunden, eine unabscüttelbare Hemmung, wenn es galt, Christum zu erwarten und anzureden und auch eine tödliche Schwäche, über die er nicht Herr werden konnte.

Und dieser Zustand blieb wie eine Schicht kalten Nebels um ihn herum, oder vielmehr wie eine Leere rings im Kreise, ein gänzlichcs Verlassensein der Seele, die ohnmächtig dahingefunken war.

In Chartres empfand er zwar diesen Zustand der Verzichtung auch noch, aber zum Schlusse fühlte er doch, wie eine nachsichtige Zärtlichkeit ihn umgab und wieder erwärmte. Die Seele brauchte nicht zu warten, bis sie wieder allein zu sich kam, ihr wurde geholfen, offenbar stand ihr die Jungfrau bei und brachte sie wieder zu sich. Und diese persönliche Mitwirkung der Jungfrau in dieser Krypta teilte sich auch dem Körper mit. Das Erstickungsgefühl wurde nicht durch einen Mangel an Luft hervorgerufen, sondern kam im Gegenteil von einem Zuviel, von einer innerlichen Fülle, die nach und nach verebbte und zum Schluß wieder ein ruhiges Atmen erlaubte.

Und Durtal brach erleichtert aus der Kirche auf. Mit der Morgendämmerung war das Souterrain heller geworden. Die Gänge, an deren Ende sich gegen Fensterscheiben angelehnt Altäre erhoben, waren ihrer Lage nach noch dunkel, doch am Ende eines jeden unterschied man deutlich ein bewegliches goldenes Kreuz, das sich mit dem Rücken eines Priesters hob und senkte, zwischen zwei bleichen schimmernden Sternen, die zu beiden Seiten des Tabernakels flackerten, während ein dritter, niedrigerer und hell-

rosenfarbiger das Meßbuch und das weiße Leinen des Altartuches beleuchtete. Durtal begab sich nun in den Garten des erzbischöflichen Palastes, in den er, wenn es ihm beliebe, einzutreten die Erlaubnis hatte.

Der Garten lag schweigend da, mit seinen ans Grab erinnernden Alleen, seinen aufgereckten Pappelbäumen, dem niedergetretenen, halb toten Rasen. Dort gab es keine Blume, denn die Kathedrale tötete alles in der Runde. Die ungeheure und verlassene Abside, von keiner Statue geschmückt, erhöhte sich dort im Schwung der Strebepfeiler, die wie gigantische Rippen aus dem Drang der Gebete, die ihre Flanken zerrissen hatten, herausgetrieben worden waren; sie verbreitet überall in ihrer Umgebung Feuchtigkeit und Schatten. Und in diesem toten Bereich, wo die Bäume erst in einer ziemlichen Entfernung von der Kathedrale grünen konnten, öffneten sich zwei kleine Bassins wie Brunnenmünder, das eine bis an den Rand bedeckt von Wasserlinsen, das andere mit einer tintenschwarzen Lake gefüllt, in der drei rote Fische herumschwammen.

Durtal liebte diese verlassene Stätte, die nach Sumpf und Grab roch und auch an den Dunst von Frischlingen erinnerte, liebte den wilden Geruch, der aus einem von Blättern gedüngten, faulenden Erdreich kommt.

Langsam ging er in diesen Alleen hin und wieder, in die der Bischof nie hinabstieg, wo die Chorknaben nur in ihren Erholungspausen den von der Kathedrale noch verschonten Rasen zertrampelten.

Überall krachten unter dem Tritt die auf dem Boden liegenden Dachschiefer, die der Wind von den Dächern hierher verschlagen hatte und das Krächzen der Dohlen durchkreuzte anrufend und antwortend den stillen Park.

Durtal langte schließlich auf einer Terrasse an, von der man auf die Stadt hinabsah und stützte den Ellbogen auf die Balustrade von grauem Stein, der trocken, löcherig an Bimsstein erinnerte und mit orangen- und schwefelfarbenen Flechten überwachsen war.

Unter ihm breitete sich ein Tal grauer Dächer aus, deren zarter Rauch ein bläuliches Netz über dies Haupt der Stadt legte. Tiefer war alles unbeweglich und ohne Leben. Die Häuser schiefen, keins erwachte auch nur einmal zu solch einem Tagesblick, wie er aus einem sich öffnenden Fenster schießt. Kein Scharlachfleck, wie man ihn doch so oft in den Provinzstraßen sieht, brannte auf — ein lüftendes rotes Eiderdaunenkissen, in der Mitte durch den Stüßbalken eines Fensters unterbrochen, alles war geschlossen und trübe und alles schwieg; man hörte nicht einmal das Bienenkorbsummen, das sonst über bewohnten Stätten brummt. Abgesehen von einem fernen Wagenrollen, einem Peitschenknall, dem Bellen eines Hundes, war alles stumm; die Stadt lag im Schlafbann, das Land war tot!

Und jenseits des Tales auf dem andern Ufer wurde die Aussicht noch trüber, schien alles noch schweigsamer. Die Ebenen der Beauce zogen sich ins Endlose dahin, ohne ein Lächeln, unter einem farblosen Himmel, den, der Kathedrale gegenüber, die Linien einer gemeinen Kaserne häßlich durchschnitten.

Ach! Die Traurigkeit dieser Ebenen, die regungslos da liegen, ohne eine Erhöhung des Bodens, ohne einen Baum! Man fühlte, daß sich das Land hinter dem Horizonte ebenso flach weiterdehnte; und über diese Eintönigkeit strich die bittre Wut der Winde unablässig dahin, schwoll zum Sturm an, fehrte die Abhänge, rasierte die

Wipfel und sammelte sich um diese Basilika, die hier hoch oben seit Jahrhunderten ihrem Anprall Trotz bot. Um sie zu entwurzeln, hatte schon der Blitz mithelfen müssen, der die Thürme in Brand setzte, und selbst die vereinte Wut des Feuers und des Sturmes hatten den alten Stamm nicht auszureißen vermocht, der in immer mächtigere Schößlinge wieder ausgetrieben war.

Durtal fröstelte an diesem Morgen in dem matten Licht des regnerischen Wintertages unter den Peitschenhieben des Windes. Er verließ die Terrasse, floh in die geschützteren Gänge und stieg endlich in die sich nach unten ziehenden Gärten hinab, wo man durch das Gestrüpp ein wenig vor dem Winde geschützt war. Die Gärten purzelten hier höchst unordentlich den Berg hinab, unausrottbare Brombeerbüsche hatten mit ihren Ragenkrallen in die anderen Stauden ein, und bedeckten unentwirrbar die Abhänge.

Man mußte sich sagen, daß die Bischöfe wohl infolge von Geldmangel sich seit langem nicht mehr für diese Anpflanzungen interessierten. Von diesen Küchengärten war nur ein einziger von Unkraut frei gejätet und wies Spinat und Karottenanpflanzungen und eine Schar mit Rauhreif bedeckter Kohlköpfe auf.

Durtal setzte sich auf den Überrest einer ehemaligen Bank und versuchte, ein wenig in sich hineinzusehen; aber er fand auch im Innern die Trostlosigkeit der Beaucelandschaft vor ihm wieder. Er schien die kalte, einförmige Gegend wie ein Spiegel zurückzuwerfen, nur heulte kein Sturm mehr über seine Seele, die nur von rauhen trockenen Windstößen herumgezerrt wurde. Er zankte sich mit sich herum, es gelang ihm nicht, sich in einem ruhigen Ton ruhige Beobachtungen über sich mitzuteilen. Sein Ge-

wissen haderte mit ihm und verwickelte ihn in bissige Zwiegespräche.

Wie war dieser Hochmut abzuschwächen, bis man ihn glücklich ganz vernichtet hatte? Er schlich sich so niederträchtig heimlich ein, umgarnte und band einen, ehe man seine Anwesenheit auch nur ahnte; und überdies, meinte Durtal, liegt mein Fall doch ganz besonders noch und wird mit der üblichen religiösen Behandlungsweise schwer zu heilen sein. Ich habe ja nicht einen naiven Hochmut, der ganz einfach und selbstverständlich ans Tageslicht tritt; nein, ich habe den ruhenden latenten Ehrgeiz, den das Mittelalter kindlich „die falsche Herrlichkeit“ nannte, eine wahre Essenz von Hochmut, die mit Eitelkeit verdünnt ist und die aus mir herausdünstet, in flüchtigen Gedanken, in wortlosen Reflexionen. Darum kann ich mir auch nicht helfen, wie sich ein einfach Hochmütiger helfen könnte, indem er auf sich acht gibt und sich zum Schweigen zwingt. Man muß ja sprechen, um vor sich zu renommieren und sich alberne Lobsprüche zu zollen, durch Aufmerksamkeit, Geduld und Willensstärke aber kann man dahin gelangen, sich einen Maulkorb anzulegen; mein Laster aber ist stumm und unterirdisch, es tritt nicht hervor, ich sehe und höre es nicht. Es kriecht im verborgenen in mir herum und springt mir plötzlich an den Hals, ohne daß ich es habe kommen hören.

Der Abbé hat gut sagen: schützen Sie sich durch das Gebet. Ich täte nichts lieber, aber sein Heilmittel schlägt nicht an; meine Herzensdürre und meine Zerstreuung nimmt ihm alle Wirksamkeit. Ach! Diese Zerstreuung! Ich habe sie nur, wenn ich beten will. Es genügt, daß ich niederkniee, um mich zu sammeln, um sogleich mich zu zersplittern. Der Gedanke, daß ich beten soll, wirkt wie ein

Steinwurf in einen Sumpf, das ganze Wesen gurgelt und gerät in Aufruhr.

Die Leute, die sich nicht damit abgeben, glauben, nichts sei leichter als zu beten. Ich möchte sie einmal sehen! Sie müßten mir bestätigen, daß alle die profanen Vorstellungen, die sie sonst immer ungeschoren lassen, sich gerade in dem Augenblick einstellen, da sie sie gar nicht brauchen können. Aber, wozu dies Gerede? Man erweckt schlafende Laster nur, wenn man sie betrachtet.

Und er versenkte sich wieder in seine Gedanken an die laue Krypta von Chartres. Auch sie, wie alle Gebäude der romanischen Zeit, versinnbildet den Geist des alten Testaments. Doch sie ist nicht nur einfach dunkel und traurig, sie ist auch sanft und entgegenkommend, weich und gütig. Und wenn wir annehmen, daß sie das steinerne Bild des alten Bundes ist, versinnbildet sie uns nicht auch, abgesehen von ihrer Ganzheit noch im besondern die großen Veterinnen, die Vorbilder der Jungfrau in der Schrift? Ist sie nicht die steinerne Übersetzung der Seiten, die den berühmten Frauen der Bibel gewidmet sind, die die prophetischen Inkarnationen der neuen Eva darstellen?

Die Krypta wiederholt also im Bilde die tröstlichsten und heldenhaftesten Seiten des heiligen Buches, denn in diesem frommen Keller herrscht die Jungfrau. Er gehört Ihr mehr als dem eifernden Adonai, wenn man so sagen darf. Und diese Jungfrau ist in bemerkenswerter Weise in Übereinstimmung mit dem Milieu geblieben, in dem Sie sich befindet, eine schwarze runzelige Madonna, untersezt wie der Schrein aus Bruchstein, der Sie einschließt.

Sie war ohne Zweifel von derselben Idee geschaffen,

die auch Christus schwarz und häßlich wollte, weil er die Sünden der Welt auf sich genommen habe. Der Christus der ersten Jahrhunderte der Kirche, der aus Demut sich in die niedrigste Form gekleidet hat. Maria hatte in diesem Falle Ihren Sohn nach Sich gebildet, denn auch Sie wollte aus Güte häßlich und niedrig geboren werden, um besser die Armen und Elenden, die Enterbten, deren Bild Sie annahm, zu trösten.

Und Durtal dachte weiter:

Welch ein Raum ist diese Krypta, die seit Jahrhunderten Könige und Königinnen besucht haben! Philipp August und Isabella vom Hennegau, Blanka von Kastilien und der heilige Ludwig, Philipp von Valois, Johann der Gute, Karl der Fünfte, Karl der Sechste, Karl der Siebente und der Achte, Anna aus der Bretagne, Franz der Erste, Heinrich der Dritte, und Louise von Vaudemont, Katharina von Medizis, Heinrich der Sechste, der in dieser Krypta gesalbt wurde, Anna von Oesterreich, Ludwig der Bierzehnte, Maria Leszczyńska und so viel andere... der ganze Adel von Frankreich, Ferdinand von Spanien und Leon von Lusignan, der letzte König von Armenien und Peter von Courrenay, der Kaiser von Konstantinopel — alle haben sie dort gekniet wie heute die armen Leute dort knien und haben Unsere Liebe Frau unterm Boden, Notre-Dame de Sous Terre, angefleht.

Und was noch interessanter war, die Jungfrau hatte an dieser Stelle viele Wunder getan. Sie hatte Kinder gerettet, die in den Brunnen der starken Heiligen gefallen waren, die Leute beschützt, die ihre Reliquien bewahrten, während die Kathedrale über ihnen in Flammen aufging, die Mengen geheilt, die die Brennseuche des Mittel-

alters zum Wahnsinn treiben wollte, und mit vollen Händen Gnaden ausgeteilt.

Die Zeiten hatten sich sehr geändert, doch liebe warme Beter hatten sich immer wieder vor der Statue auf die Kniee geworfen, hatten das durch die Jahre zerrissene Band wieder verknotet, die Jungfrau in ihren Gebetschlingen eingefangen und festgehalten und statt, wie anderswo, zu fliehen, hatte Sie sich in Chartres festgesetzt.

In unbegreiflicher Milde hatte Sie die Beleidigung der Feste des zehnten Tages und die Schändung durch die Göttin der Vernunft, die man an Ihrem Plaze auf dem Altar aufgestellt hatte, ertragen, eine schmutzige Liturgie obfzöner Gefänge, und statt der Weihrauchwolken Pulverqualm über sich ergehen lassen. Sie hatte um der Liebe der vergangenen Generationen willen verziehen, und auch um der schüchternen und aufrichtigen Zuneigung der demütigen Seelen willen, die nach diesen Prüfungen wieder zu Ihr gekommen waren.

Diese heilige Höhle quoll über von Erinnerungen. Noch mehr wie von dem Rauch der Kerzen war die Patina ihrer Mauern von den Ausstrahlungen der Seelen gebildet worden, von den Emanationen der Reue und der Bitten. Wie dumm war es darum gewesen, diese Krypta mit Nachbildungen der Katafombenbemalung anzupinseln, die glorreiche Schwärze dieser Mauern mit Farben zu beschmücken, die übrigens bald wieder verschwanden und nur Spuren des Paletteabschabfels in dem heiligen Schweiß der Gewölbe hinterließen.

Als Durtal den Garten verlassend, solche Betrachtungen noch weiter fortspann, traf er den Dechanten Gévresin,

der sein Brevier lesend, ebenfalls herumpromenierte. Er fragte gleich, ob Durtal kommuniziert habe.

Und da er hörte, daß sein Beichtkind immer wieder auf die Schmach seiner Erstarrung und den Zustand schlaf-süchtiger Klagseligkeit, in den ihn die Angst vor dem Sakramenti verseze, zurückkam, erwiderte ihm der alte Priester:

„Darüber haben Sie sich nicht zu beunruhigen. Beten Sie nur, so gut Sie können, das Übrige ist meine Sache. Daß Ihr wenig glorreicher Seelenzustand Sie demütig macht, das ist alles, was ich verlange.“

„Demütig! Ich dünste Eitelkeit aus, wie ein löcheriges Faß Alkohol!“

„Es tröstet mich, daß Sie sich wenigstens kennen,“ erwiderte ihm der Dechant lächelnd. „Schlimmer wäre es, wenn Sie über sich im unklaren und so hochmütig wären, es von sich nicht zu glauben.“

„Aber, wie soll ich mich nun benehmen? Sie empfehlen mir, zu beten, aber lehren Sie mich auch das Mittel, mich nicht gleich in alle Winde zu verflüchtigen. Denn sowie ich mich zusammenraffen will, fließe ich auseinander. Ich lebe in einer fortgesetzten Auflösung. Es ist eine ausgemachte Tatsache, jedesmal, wenn ich meinen Käfig schließen will, sofort fliegen meine Gedanken auf und betäuben mich mit ihren Geschnatter und Getreische.“

Der Abbé dachte nach.

„Ich weiß,“ sagte er dann, „nichts ist schwerer als den Geist von den Bildern zu befreien, die ihn bedrängen. Man kann sich trotzdem konzentrieren, wenn man drei Punkte bedenkt:

Zuerst muß man sich demütigen, indem man über die

Gebrechlichkeit seiner Vernunft nachdenkt, die unfähig ist, sich vor Gott nicht zu zerstreuen, dann darf man nicht über sich zornig werden und sich beunruhigen, denn das würde nur dazu dienen, die Hefe auf dem Grunde der Seele aufzurühren und noch mehr Ablenkungen an die Oberfläche kommen zu lassen; und weiter darf man nie vor dem Ende des Gebetes über die Natur der Zerstreungen nachdenken. Das hieße nur, sie vergrößern und sie in gewissem Sinne bejahen. Man ließe auch kraft des Gesetzes von der Ideenassoziation, neue Ausweichungen des Denkens zu schaffen, Gefahr, jeden Ausweg, sie zu vermeiden, unmöglich zu machen.“

Das ist alles sehr schön, dachte Durtal, aber wenn es sich darum handelt, diese Ratschläge in die Praxis umzusetzen, so ist das eine andere Sache. Sind das nicht alte ehrliche Hausmittelchen, die nichts nützen und nicht schaden?

Sie gingen schweigend weiter und gingen durch den Hof des Bischofspalastes zur Wohnung des Priesters. Unten am Fuß der Treppe erblickten sie Frau Bavoil, die Arme tief in einen Kübel mit Wäsche eingetaucht.

Während sie ihr Leinenbürstete, sah sie Durtal an, und, als könne sie in seinen Gedanken lesen, fragte sie sanft:

„Warum, lieber Freund, dies Begräbnisgesicht, wenn man kommuniziert hat?“

„Wer hat Ihnen gesagt, daß ich zur Kommunion gegangen bin?“

„Ich bin während der Messe in die Krypta gekommen und habe gesehen, wie Sie zum Tisch des Herrn gegangen sind. Darf ich es Ihnen sagen, Sie wissen nicht, wie man es anfängt, wenn man mit unserer Mutter plaudern will.“

„So?“

„Ja, Sie sind gezwungen, während Sie alles tut, um Sie unbefangen zu machen. Sie drücken sich an den Wänden vorbei, statt durch den breiten Gang gerade: wegs auf Sie zuzugehen. So muß man Sie nicht an: reden.“

„Aber wenn man Ihr nun nichts zu erzählen hat.“

„Nun, dann muß man wie ein Kind irgend etwas Schönes dahersagen und Sie wird auch zufrieden sein. Ach, diese Männer! Sie wissen nicht, wie man Ihr den Hof macht, sie verstehen nichts von einer zärtlichen Schmei: chelei, nicht einmal etwas von einer gutmütigen List. Wenn Ihnen nichts Eigengewachsenes einfällt, so borgen Sie doch irgendwo. Wiederholen Sie mit der ehrwür: digen Jeanne de Matel:

Heilige Jungfrau, der Abgrund der Unwürdigkeit und Niedrigkeit ruft den Abgrund der Kraft und Herrlichkeit an, um von Deiner unaussprechlichen Glorie zu reden. Wie, ist das nicht gut, lieber Freund? Versuchen Sie es nur einmal. Sagen Sie das Unserer Lieben Frau einmal vor und Sie wird Ihnen schon die Zunge lösen, da werden die eigenen Gebete von selber kommen. Solche kleine Tricks sind bei Ihr erlaubt, man muß nur demütig genug sein und sich nicht in der Anmaßung wiegen, man habe dies nicht nötig.“

Durtal konnte sich nicht enthalten, zu lachen.

„Sie wollen mich wohl zu einem Pfiffikus, zu einem Profitchenmacher im geistigen Leben erziehen?“

„Na, was wäre denn dabei? Nimmt der liebe Gott das übel? Sieht er nicht nur auf die Absicht, und würden Sie selber jemanden zurückstoßen, der Ihnen ein wenn auch

schlecht zusammengebrachtes Kompliment macht, wenn Sie einsehen, daß er es nur tut, um Ihnen zu gefallen?"

„Zu was anderm, Frau Bavoil," unterbrach sie der Dechant lachend. „Ich habe heute morgen Monseigneur getroffen. Er bewilligt Ihr Gesuch und erlaubt Ihnen, soviel von dem Garten zu bebauen, als Sie nur wollen."

„Ach!" rief sie erfreut aus, und erheitert durch Durtals Erstaunen fuhr sie fort: „Sie haben wohl auch festgestellt, daß, abgesehen von ein paar Bröckchen Land, auf denen der Gärtner Seiner Eminenz ein paar Karotten und ein wenig Kohl zieht, der ganze Garten unbebaut daliegt. Das ist verlorenes Gut, das niemandem nützt. Anstatt Gemüse zu kaufen, werde ich nun selber welches ziehen, da Monseigneur mir erlaubt, seine Felder zu bestellen, und ich werde auch Ihrer Haushälterin genügend abgeben können."

„Danke, aber verstehen Sie sich denn auf den Gartenbau?"

„Ich! ich bin doch vom Lande. Ich habe meine ganze Jugend in Gemüsegärten verbracht, das ist mein ganz spezielles Fach! Und wenn ich jemals in Verlegenheit käme, glauben Sie, meine Freunde von Oben würden mir nicht zu raten wissen?"

„Sie sind erstaunlich, Frau Bavoil," antwortete Durtal, trotz allem von den Antworten dieser alten Haushälterin außer Fassung gebracht, die so ruhig erklärte, daß sie mit dem Jenseits plaudere.

5.

Es regnete ohne Unterlaß. Durtal frühstückte unter den scharfen, dienstbeflissenen Augen der Frau Mesurat, seiner Haushälterin. Sie war eine von den Frauen, die sich mit ihrer starken Taille und den männlichen Bewe-

gungen sehr gut hätte in Männerkleidung sehen lassen können, ohne aufzufallen. Sie hatte einen birnenförmigen Kopf, schlappe Hängebacken, eine prunkvolle, nach unten gebogene Nase, die bis auf ihre Unterlippe herunterroch, die wie eine Konsole aus dem Gesichte herausragte und einen intensiven Ausdruck von Mißachtung zur Schau trug, von dem sie offenbar keine Ahnung hatte. Sie erweckte in einem die absurde Vorstellung eines feierlichen und schnurrigen, in eine Haushälterin verkleideten Marlborough.

Sie servierte ewig dasselbe Stück Fleisch in einer unrühmlichen Sauce, und hatte sie die Platten einmal auf den Tisch niedergesetzt, so pflanzte sie sich in Schußweite auf und wollte wissen, ob es auch gut schmecke.

Sie war imposant und ergeben und unerträglich. Durtal kroch in sich zusammen, bot alle Anstrengung auf, um sie nicht in die Küche zurückzuschicken und steckte endlich die Nase in ein Buch, um ihr nicht antworten zu müssen und sie nicht zu sehen.

Am heutigen Tage schob Frau Mesurat, erbittert durch Durtals Schweigen, den Vorhang vom Fenster zurück und, um wenigstens selber etwas zu sagen, murmelte sie: „Ist das die Menschenmöglichkeit, so ein Wetter!“

In der That stand der Himmel vollständig trostlos ganz in Tränen. Es regnete ununterbrochen in dicken Streifen, endlose Wassersträhnen zogen unablässig nieder. Die Kathedrale stieg aus einem See von Schmutz auf, aus dem wilde Tropfen wieder emporsprangen, und die beiden Türme schienen in dem dichten Netz von Regenfäden sich einander immer mehr zu nähern und zusammengenäht zu werden. Der überwiegende Eindruck war der einer grau-

wässerigen Atmosphäre, durch deren Masse Himmel und Erde mit tausend Strichen aneinandergebunden wurden. Doch hatte das Knäuel, das all diese Fäden abspann, nirgends einen Halt, der Wind trieb immer wieder alles nach allen Richtungen auseinander.

Aus meiner Verabredung mit dem Kaplan Plomb, die Kathedrale zu besuchen, kann natürlich nichts werden, sagte sich Durtal, auch er wird bei diesem Wetter nicht ausgehen wollen.

Er begab sich in sein Arbeitszimmer, in das er sich immer zur Einsamkeit zurückzog. Dort hatte er seinen Divan unterbringen lassen, seine Bilder, seine alten aus Paris mitgebrachten Holzschnitzereien, und die schwarz gestrichenen Regale, die seine tausende von Büchern beherbergten. Hier lebte er angesichts der Türme, und hörte nur den Schrei der Krähen und den Schlag der Uhren, die die Stunden langsam über das Schweigen und die Verlassenheit des Plazes hin anschlügen. Er hatte seinen Tisch nahe an das Fenster gerückt, und da träumte er, betete, betrachtete und machte sich Notizen.

Die Bilanz, die er von seiner Person aufstellen konnte, setzte sich nur aus inneren Beschädigungen und heimlichen Streitigkeiten zusammen. Wenn seine Seele erstarrt und zerquetscht lag, so war auch sein Geist nicht weniger schmerzzerissen und ermattet. Er schien seit seinem Aufenthalt in Chartres ganz stumpf geworden zu sein. Ein Werk über das Leben der Heiligen, das Durtal schreiben wollte, lag im Zustand von Skizzen herum, deren Inhalt sich ihm unter den Händen verflüchtigte, wenn er ihn festlegen und ausbauen wollte. Im Grunde interessierte er sich nur für die Kathedrale, er war von ihr besessen.

Überdies konnten die Lebensbeschreibungen der Heiligen, wie sie von den kleinen Hollandisten herausgegeben werden, einem jede Heiligkeit vereiteln. Von Verleger zu Verleger, von Pariser Buchhandlungen in die Läden der Provinz geschickt, wurde dieser ganze Bücherwagen von nur einem Gabelpferd gezogen, dem guten alten Girn; dann hatte man ihm ein Vorspannpferd gegeben in dem Vikar Guérin und so zogen diese beiden nun die schwere Karre über den grundlosen Acker der Seelen.

Man brauchte nur den Schuttkarren umzustößen und aufß Geratewohl einen der Schmöker herauszunehmen, um auf folgende Schablone zu stoßen:

„Der und der wurde von Eltern geboren, die sowohl durch ihre Herkunft als auch durch ihre Frömmigkeit ausgezeichnet waren. Oder im entgegengesetzten Falle: seine Eltern waren nicht von hoher Geburt, aber sie glänzten im Lichte all jener Tugenden, die der irdischen Herrlichkeit vorzuziehen sind. Und dann folgte die lange Sauce beschämendster Gassenprosa: sein Biograph macht kein Hehl daraus, zu erklären, daß man ihn für einen Engel gehalten hätte, wenn nicht die vielen Krankheiten, durch die Gott ihn heimsuchte, gezeigt hätten, daß er ein Mensch war. Der Böse, der es nicht ertragen konnte, ihn so geradezu auf dem Pfade zur Vollkommenheit voranzuschreiten zu sehen, bediente sich verschiedener Mittel, um ihn im glücklichen Laufe zum Himmel aufzuhalten.“ Und als er weiter blätterte, fand er in der Geschichte eines Ausgewählten, der beim Tode seiner Mutter geweint hatte, folgende Entschuldigung in gewichtiger Umschreibung: „Nachdem er den erlaubten Gefühlen der Natur gegeben hatte, was die Gnade in solchem Falle nicht verbietet...“

Es gab noch eine ganze Unmenge solcher feierlicher und lächerlicher Erklärungen wie die folgende, die im Leben des Cäsar de Bus zu lesen steht: „Nach einem Aufenthalt in Paris, das nicht weniger der Thron des Lasters als auch die Hauptstadt des Reiches ist —“ und so ging es über zwölf, fünfzehn Bände weg, immer in dem gleichen gesuchten Stil, bis ein Regiment gleicher Eigenschaften, eine wahre Kaserne alberner Frömmigkeit aufgerichtet war. Von Zeit zu Zeit nun schienen sich die beiden Hengste, die den Frömmigkeitswagen zogen, ein wenig zu ereifern, und rascher zuzufahren, wenn es sich um Einzelheiten handelte, die ihnen ohne Zweifel Freude machten. Sie breiteten sich mit Wohlgefallen über die Tugend der Katharina von Schweden oder des heiligen Robert aus, die kaum geboren, eine reine Amme verlangten, und nur an frommen Brüsten saugen wollten, oder sie zitierten, ganz verliebt in ihren Helden die Keuschheit des heiligen Johannes des Schweigsamen, der niemals badete, um nicht, wie der Text sagt, „seine schamhaften Augen“ zu erregen, wenn er sich selbst sehen mußte, oder sie priesen die Schüchternheit des heiligen Aloisius von Gonzaga, der aus Furcht vor bösen Gedanken nicht einmal seine Mutter anzusehen wagte! Bestürzt über die Armseligkeit dieses trostlosen Geredes warf sich Durtal auf die weniger bekannten Monographien der Seligen. Aber auch hier welch ein Ragout von Gemeinplätzen, was für ein salbungsvoller Leim, welches Stilgemüse! Es lag wirklich ein Fluch des Himmels auf diesen Sakristei-Einfaltspinseln, von denen niemand schreiben konnte! Ihre Tinte wurde mit dem ersten Wort teigig, flebrig, zäh wie Pech, das alles besudelte. Ach, die armen Heiligen und bedauernswerten Seligen!

Durtal wurde durch das Läuten der Hausglocke aus seinem Sinnen aufgeschreckt. Sollte trotz des Schloßwitters der Kaplan noch kommen?

Wirklich, Frau Mesurat führte den Priester herein.

„Basta,“ sagte er, als sich Durtal über das Wetter beklagte, „es wird schon aufhören. Jedenfalls wollte ich Sie, da wir unser Stelldichein nicht abbestellt hatten, nicht warten lassen.“

Sie plauderten am Kamin. Das Zimmerinnere schien dem Vikar ohne Zweifel zu gefallen, denn er machte es sich bequem. Er warf sich in einen Lehnstuhl und steckte die Hände in seinen Gürtel. Auf die Frage an Durtal, ob er sich nicht zu sehr in Chartres langweile, hatte dieser geantwortet:

„Ich lebe hier langsamer, bin mir aber doch weniger lästig als sonst,“ worauf der Vikar erwidert hatte:

„Sie entbehren hier aber doch gewiß Ihre Beziehungen mit geistigen Menschen. Sie haben in der literarischen Welt von Paris gelebt, was tun Sie, um die Leblosigkeit der Provinz aushalten zu können?“

Durtal lachte. „Die literarische Welt von Paris! Nein, die vermissen ich hier nicht, denn die hatte ich verlassen, manches Jahr bevor ich nach Chartres gekommen bin. Mit diesen Trabanten des Schrifttums verkehren und selber sauber bleiben ist unmöglich. Man muß wählen: sie oder anständige Leute, üble Nachrede führen oder schweigen. Es ist nämlich die Spezialität dieser Literaten, einem jedes Wohlwollen für andere auszutreiben, einen in einem Augenblick für immer von jeder Freundschaft zu heilen.“

„Ach!“

„Ja, sie machen die Homöopathie nach, die sich ekelhafter Substanzen bedient, des Saftes aus Kelleraasseln, des Schlangengiftes und Maitäferextraktes, die Irtissekretionen verwertet und Blatterneiter und alles dies in Milchsucker hüllt, um Geruch und Ansehen der Ingredienzien zu verbergen. So braucht auch die Welt der Schriftsteller die widerwärtigsten Dinge für die Pillen, die sie einander eingibt. Die Eifersucht entlädt sich in unablässigen Machinationen von einer Gruppe, einer Clique zur andern und die ganze Niedertracht ist in einen perfiden Ton von Gutmütigkeit eingehüllt, damit sie ohne Erbrechen geschluckt werden und Geschmack und Geruch der schmutzigen Gifte dahinter verschwinden können.

Wenn man eine Dosis dieses Teufelsdicks geschluckt hat, so wirkt sie auf die Seele wie ein Abführmittel, indem sie sie sofort von jedem Vertrauen entleert. Ich habe genug von dieser Kur, die bei mir nur zu gut angeschlagen ist, und ich habe es für gut gefunden, mich weiteren Behandlungen zu entziehen.“

„Aber,“ unterbrach ihn lächelnd der Geistliche, „die fromme Welt ist auch nicht frei von Klatsch.“

„Gewiß nicht, ich weiß sehr wohl, daß die Frömmigkeit nicht immer auch die Intelligenz auslöstet, aber — —

Es verhält sich in Wahrheit so,“ fuhr er nach einigem Nachdenken fort, „daß die beharrliche Ausübung religiöser Pflichten im allgemeinen einen tiefgehenden Einfluß auf die Seele ausübt. Er kann nur von zweierlei Art sein. Entweder verschlimmert sie eine vorhandene Seelenpest und bringt alle Gärungstoffe, die in ihr liegen, zur Fäulnis, oder sie reinigt sie und macht sie klar und durch-

sichtig. Sie macht Heuchler oder freie, heilige Menschen. Es gibt kaum ein Mittleres.

Aber wenn die göttliche Kultur die Seele wirklich reinigt, wie zart, wie erhaben wird sie dann auch! Ich spreche nicht einmal von den Auserwählten, wie ich sie in La Trappe kennen gelernt habe, sondern nur von jungen Novizen, von kleinen Seminaristen, die mir über den Weg gelaufen sind. Sie hatten Augen wie klare Fensterscheiben, die auch nicht der Hauch eines Fehlers trübte, und wenn man in diesen Spiegel schaute, so schien man in ihre offene Seele zu sehen, die hingerissen in einem Flammenkranz brannte, der das lächelnde Gesicht mit einem Heiligenschein weißen Lichtes umstrahlte.

Jesus nimmt ihr ganzes Innere ein. Scheint es Ihnen nicht auch, Herr Vikar, als ob diese Kleinen ihren Körper nur bewohnen, um zu leiden und für die Sünden der andern zu büßen? Ohne es selbst zu wissen, sind sie geschaffen, um die Herbergen des Herrn zu sein, die Unterkunftsstätte, an der Jesus sich ausruht, wenn er lange die eisige Steppe der andern Seelen durchwandert hat.“

„Allerdings,“ entgegnete der Geistliche, zog seine Brille ab und reinigte ihre Gläser mit seinem seidenen Tuche, „aber wieviel Bußübungen, Kasteiungen, Gebete der Generationen, von denen sie abstammen, waren dazu nötig! Diejenigen, von denen Sie reden, sind die Blüte eines Stammes, der lange in einem frommen Boden genährt worden ist. Gewiß, der Heilige Geist haucht dahin, wohin er will, und auch aus einer gleichgültigen Familie kann ein Heiliger stammen, doch geht Er so nur ausnahmsweise vor. Die Novizen, von denen Sie sprechen, hatten gewiß

Großmütter und Mütter, die sie oft dazu ermahnten, mit ihnen niederzuknien und zu beten.“

„Ich weiß es nicht; ich habe keine Ahnung, wo diese jungen Leute herkommen, aber ich fühle, daß Sie recht haben. Es ist doch gewiß, daß Kinder, die von ihrem frühesten Alter an vor der Welt verborgen, im Schatten eines Heiligtums wie hier in Chartres in Ihm erzogen werden, zu einer ganz unvergleichlichen Blüte gelangen können.“

Und als Durtal ihm den Eindruck mittheilte, den er von dem engelgleichen Meßknaben in der Krypta bekommen hatte, lächelte der Vikar.

„Wenn unsere Kinder,“ antwortete er, „nicht ganz einzig sind, so sind sie doch gewiß selten. Die Jungfrau selbst zieht sie auf. Das Kind, das Sie gesehen haben, ist weder beflissener noch gewissenhafter als die andern. Alle sind so. Von ihrem elften Jahr an zum Gottesdienst bestimmt, lernen sie ganz natürlich im Geistigen leben, in ununterbrochener inniger Verbundenheit mit dem Kultus.“

„Welch einer Organisation gehören diese Kinder denn an?“

„Dem Deuvre des Clercs de Notre-Dame. Diese Organisation ist im Jahre 1853 gegründet worden — oder vielmehr sie wurde damals wiederhergestellt, denn sie bestand schon im Mittelalter — und zwar durch einen Geistlichen namens Dhard. Ihr Zweck ist, Priester heranzubilden, indem sie armen Jungen die Möglichkeit schafft, ihre Studien zu beginnen. Sie nimmt, aus welchem Lande sie auch kommen mögen, intelligente und fromme Kinder auf, bei denen man auf Beruf zum Priesterstand schließen kann. Sie reifen nun hier im Chore, bis sie in

die dritte Klasse kommen, wo man sie zum Seminar aussucht.

Und die Hilfsquellen dieser Anstalt? Es gibt keine, ihre Fonds liegen in den Händen der Vorsehung, denn es stehen ihr zur Bestreitung der Bedürfnisse der fast achtzig Schüler nur die Honorare zu, die diese für ihre verschiedenen Dienste an der Kathedrale beziehen und weiter noch die Einkünfte einer kleinen Monatschrift, die den Titel führt: ‚Die Stimme Unserer Lieben Frau‘ und schließlich und vor allem die Mildthätigkeit der Gläubigen. Aus all diesem setzt sich ja nun kein solides Haben zusammen, aber immerhin, bis heute hat das Geld noch nicht gefehlt.“

Der Kaplan erhob sich und näherte sich dem Fenster.

„Ach, der Regen wird sobald nicht aufhören,“ sagte Durtal, „ich glaube, wir können uns heute die Portale der Kirche nicht ansehen.“

„Es eilt damit ja auch nicht. Ehe wir Notre-Dame in ihren Theilen betrachten, müssen wir den Dom einmal im ganzen anschauen, wir müssen in seinen allgemeinen Sinn eindringen, ehe wir ihn nach Einzelheiten durchblättern.

In diesem Gebäude ist alles enthalten,“ fuhr er fort, und beschrieb die Kirche mit einer großen Handbewegung, „die heiligen Schriften, die Theologie, die Geschichte der menschlichen Rasse, alles ist hier in großen Linien wiedergegeben. Dank der Wissenschaft des Symbolismus hat man aus einem Haufen Steine einen Makrokosmos gemacht.

Ja, ich wiederhole es, alles ist in diesem Schiffe enthalten, selbst unser materielles und moralisches Leben, unsere Tugenden und unsere Laster.

Der Architekt führt uns von der Geburt des Adam an durch alle Alter bis zum Ende aller Zeiten.

Notre-Dame in Chartres ist das größte Verzeichnis von allem, was es im Himmel und auf der Erde, bei Gott und den Menschen gibt.

Jede Figur ist ein Wort, jede Gruppe ein Satz, die Schwierigkeit besteht nur darin, all dies lesen zu können."

„Und man kann lesen?"

„Gewiß. Man stößt hin und wieder auf einen Widerspruch, doch ist der Palimpsest absolut lesbar und der Schlüssel, das ist die Kenntniss der Symbole."

Und da er sah, daß Durtal ihm aufmerksam zuhörte, setzte sich der junge Geistliche wieder und begann:

„Was ist ein Symbol? Nach Littré ist es eine Figur oder ein Bild, das als Zeichen für eine andere Sache angewandt wird. Wir Katholiken präzisieren diese Erklärung noch, indem wir mit Hugo de Saint Victor sagen, daß ein Symbol die allegorische Darstellung eines christlichen Prinzips unter einer sinnlichen Form ist.

Das Symbol besteht seit Anbeginn der Welt. Alle Religionen haben sich seiner bedient und in der unsrigen wächst es schon in dem ersten Kapitel der Genesis mit dem Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen auf, und entfaltet sich noch im letzten Kapitel der Apokalypse.

Das alte Testament ist eine vorempfundene Übersetzung der Ereignisse des Neuen Buches. Die mosaische Religion enthält als Allegorien, was uns die christliche als Wirklichkeit zeigt. Die Geschichte des auserwählten Volkes, seine Persönlichkeiten, seine Ansichten, seine Taten, alles Beiwerk sogar, das diese begleitet, alles ist ein Ganzes von

Bildern. Den Hebräern geschah alles im Bilde, hat der heilige Paulus gesagt. Der Herr selbst hat, wenn er sich an die Menge wandte, parabolisch gesprochen, das heißt, er hat sich einer Sache bedient, um eine andere zu bezeichnen. Das Symbol kommt also aus einer göttlichen Quelle. Fügen wir hinzu, daß vom menschlichen Gesichtspunkt aus gesehen, diese Form einem unbestrittenen Bedürfnis des menschlichen Geistes entgegenkommt, der ein Vergnügen daran findet, Proben seiner Intelligenz abzulegen, ein Rätsel zu erraten, das man ihm vorlegt, und dann die Lösung in einer sichtbaren Form, in einer dauerhaften Fassung aufzubewahren. Der heilige Augustinus erklärt ausdrücklich: eine Sache, die allegorisch ausgedrückt ist, bietet sich uns gewiß eindrucksvoller, angenehmer und imposanter dar, als wenn man sie einfach mit technischen Ausdrücken bezeichnet.“

Den gleichen Gedanken spricht Mallarmé einmal aus, dachte Durtal, und dies Zusammentreffen des Heiligen mit dem Dichter auf einem zugleich analogen und verschiedenen Gebiete ist mindestens bizarr.

„So hat man sich,“ sprach der Kaplan weiter, „zu allen Zeiten unbelebter Gegenstände, der Tiere und Pflanzen bedient, um die Seele mit ihren Attributen, ihren Freuden und ihren Lasten darzustellen, man hat den Gedanken materialisiert, um ihn besser festhalten zu können, um ihn weniger flüchtig zu machen, ihn uns näher zu bringen, ihn eindringlicher, fast greifbar zu gestalten.

Daher stammen die Sinnbilder für Grausamkeit und List, für Milde und Nächstenliebe, wie sie in einem gewissen Teil der Tierwelt und in manchen Pflanzen eingekörpert erscheinen von hier, und ebenso der geistige

Sinn, den man den Steinen und den Farben beilegt. Wir wollen noch hinzufügen, daß zu Beginn des Christentums, zur Zeit der Verfolgungen die Geheimsprache Benachrichtigungen unter den Eingeweihten zuließ, daß man sich ein Wort des Erkennens, des Einverständnisses übermittelte, das der Feind nicht verstehen konnte. Daher stammen die ausgegrabenen Bilder in den Katakomben, das Lamm, der Pelikan, der Löwe, der Hirt, der den Sohn bedeutet, der Fisch, der Ichthys, dessen griechische Buchstaben die Anfangsbuchstaben der Worte besagen: ‚Jesus, Sohn Gottes, Erlöser‘ und die zu gleicher Zeit die erretteten, aus dem Meer des Heidentums aufgefisheten Seelen bezeichnete, da der Erlöser zweier seiner Apostel gesagt hatte, sie seien Menschenfischer.

Ganz natürlicherweise mußte das Zeitalter, in dem wir Gott am nächsten lebten, das Mittelalter, den von Christus gewiesenen Weg weiter gehen und sich einer symbolischen Sprache bedienen, wenn es sich darum handelte, von dem Geiste, der Essenz, dem Wesen, dem ungreiflichen Sein zu reden, das ohne Namen und unser Gott ist.

Diese Zeit hatte damit zugleich ein praktisches Mittel, um sich verständlich zu machen. Sie schrieb damit ein Buch, das auch den Unfähigen zugänglich war, ersetzte den Text durch das Bild und lehrte auf diese Weise die Unwissenden. Das ist der Gedanke, den die Synode von Arras im Jahre 1025 so ausdrückt: Was die Ungelehrten durch die Schrift nicht lernen können, muß man sie durch die Malerei lehren.

Das Mittelalter übersehte also in gemalten oder gemeißelten Linien die Bibel, die Theologie, das Leben der

Heiligen, die Evangelien, die apokryphen und legendären Schriften, brachte sie allen zum Verständnis, rekapitulierte dies alles in Linien, die das Mark, den Extrakt der Schriften und Unterweisungen bedeuteten."

"Sie lehrte also die großen Kinder den Katechismus mit den lapidaren Sätzen ihrer Portale," rief Durtal aus.

"Ja, so ist's!"

"Und nun," begann der Geistliche nach einem Stillschweigen wieder, „ehe wir uns dem architektonischen Symbolismus zuwenden, müssen wir uns grundsätzlich klar machen, daß es unser Herr selbst war, der ihn schuf, als er im zweiten Kapitel des Johannes-Evangeliums den Tempel von Jerusalem erwähnt und sagt, daß, wenn die Juden ihn zerstörten, er ihn in drei Tagen wieder aufbauen werde und mit dieser Parabel ausdrücklich seinen eigenen Leib meinte. Damit bezeichnete er den kommenden Geschlechtern die Form, die nach seinem Kreuzestode die neuen Tempel annehmen sollten.

Auf diese Weise erklärt sich die kreuzförmige Anordnung unserer Kirchschiffe. Aber das Innere der Kirche werden wir später studieren, versuchen wir im Augenblick den Sinn zu erkennen, den die äußeren Teile der Kathedrale enthüllen.

Die Glockentürme sehen sich gegenseitig ins Gesicht, das heißt nach der Theorie Durands, des Bischofs von Mende im 13. Jahrhundert, sie sehen sich ins Gesicht wie Prediger und Zuhörer, und ihre Spitzen bedeuten die Vollkommenung, die diese Seelen im Aufschwung erreichen wollen. Nach andern Symbolisten, wie dem heiligen Meliton, dem Bischof von Sardes und dem Kardinal Peter von Capua bedeuten Türme immer die Jungfrau Maria

oder die Kirche, die über das Heil der Schäflein wacht. Sicher ist, fuhr der Kaplan fort, daß der Platz der Türme im Mittelalter nie ein für allemal festgelegt worden ist. Man könnte sich also je nach der Stelle, die sie einnehmen, immer neue Interpretationen denken. Doch die erlesenste Idee ist wohl die der Architekten, die in Saint Maclou in Rouen, in Notre-Dame in Dijon, in den Kathedralen von Laon und Antwerpen zum Beispiel gerade über dem Transept der Basilika, das heißt, gerade über dem Punkte, wo in der Kirche das Herz Christi zu denken ist, eine Laterne aufsetzten, die die Kuppel noch erhöhte und die außen noch oft in einen langen und feinen Pfeil endete, der aus dem Herzen Jesu selbst hervorzustiegen schien, um bis zum Vater vorzudringen, der in heißem Schwunge vom Bogen des Daches geschleudert, den Himmel durchbohren zu wollen schien.

Und wie die Gebäude, die sie krönen, sind diese Türme immer auf einer Höhe gelegen, die die Stadt beherrscht, und wie Samenkörner auf das Erdreich der Seelen fallen ihre Glockentöne herab und erinnern die Christenheit durch diese lustige Predigt, durch diesen Rosenkranz von Klängen an die Gebete, die sie sagen müssen, die Verpflichtungen, die es zu erfüllen gilt, im schlimmsten Fall vergüten sie bei dem Herrn die Gleichgültigkeit der Menschen, indem sie ihm bezeugen, daß er nicht vergessen ist, und indem sie mit ihren ausgestreckten Armen beten und ihre bronzenen Litaneien hersagen, kompensieren sie so gut sie können soviel menschliche leere Wortgebete, die vielleicht ungefühlt sind als die ihren!"

„Mit ihrer Schiffsform,“ sagte Durtal, der sich nachdenklich dem Fenster genähert hatte, „erinnert mich diese

Kirche immer an einen unbeweglichen Rachen, dessen Maßen die Türme sind, und dessen Segel die Wolken bilden, die der Wind je nach dem Wetter aufbläst oder zusammensegelt. Sie bleibt das ewige Abbild der Barke des Petrus, die Christus durch die Wellen leitete."

"Und auch das Abbild der Arche Noahs, der Arche, außer der keine Rettung zu finden war," fügte der Vikar hinzu.

"Betrachten Sie nun die Kirche in ihren Einzelheiten: ihr Dach ist ein Symbol der Nächstenliebe, die eine Menge Sünden bedeckt, die Schiefer und Ziegel sind die Soldaten und Ritter, die das Heiligtum gegen die ansturmenden Heiden, als welche man scherzhaft Wind und Schloßenstöße bezeichnete, verteidigen, die Steine, die sich zusammensetzen, versinnbildeln nach dem heiligen Nil die Einigung der Seelen, und nach Durand de Mende die Menge der Gläubigen; die stärkeren Steine bedeuten die auf dem Wege zur Vollkommenheit fortgeschrittenen Seelen, die die schwächeren Brüder hindern, aus der Mauer zu fallen; aber für Hugo de Saint Victor, den Mönch aus der Abtei gleichen Namens, der im 12. Jahrhundert lebte, bedeutet dies steinerne Ganze einfach die Schar der Geistlichen und der Laien. Die Bruchsteine verschiedener Größe werden durch einen Zement zusammengehalten, dessen Sinn Durand von Mende angibt: Der Zement, sagt er, besteht aus Kalk, Sand und Wasser. Der Kalk ist die heiße Nächstenliebe, sie vermischt sich durch das Wasser, das den heiligen Geist bedeutet, mit dem Sand, den Dingen dieser Erde.

Und diese so befestigten Steine bilden die vier Mauern der Kathedrale, die nach Prudence de Trones die vier

Evangelisten versinnbilden; nach andern Liturgisten sind sie der steinerne Ausdruck für die vier Kardinaltugenden der Religion: Gerechtigkeit, Kraft, Weisheit und Stärke, die ja auch durch die vier Stadtviertel der Stadt Gottes in der Apokalypse abgebildet sind.

Sie sehen, jeder Gegenstand kann verschieden ausgelegt werden, alle ordnen sich aber einer allgemeinen Idee unter."

"Und die Fenster," fragte Durtal.

"Sie sind das Symbol unserer Sinne, die gegen die Eitelkeiten der Welt geschlossen und für die Gaben des Himmels geöffnet sein sollen; sie haben Scheiben, die den Strahlen der wahren Sonne, die Gott ist, Durchgang gewähren können. Dom Villette hat ihre symbolische Bedeutung noch besser ausgelegt: nach ihm versinnbilden sie die heiligen Schriften, die die Klarheit der Sonne empfangen, und Wind, Schnee, Hagel, die Gleichnisse für falsche Lehren und Ketzereien, zurückhalten.

Die Strebemauern und Widerlager sind Bilder unserer moralischen Kraft, die uns gegen die Versuchung aufrecht hält, die die Seele belebt und stärkt, andere sehen in ihnen zeitliche Kräfte, die herbeigerufen worden, um die Kirche zu verteidigen, andere, die sich hauptsächlich mit den Strebepfeilern befassen, die das Gewölbe vor dem Zusammenbruch stützen, sind der Meinung, daß diese Stützlilien trostlos gerungene Arme bedeuten, die sich ineinander verschlingen, um die Kirche in Gefahr zu verteidigen.

Dem Haupteingang endlich, der Ehrenpforte gewisser Kirchen, wie der zu Bezeley, zu Paray-le-Monial, zu Saint Germain l'Auxerrois zu Paris, ist ein bedecktes

Vestibül vorgebaut, das oft sehr tief und meistens dunkel ist und das Narthex heißt. Früher befand sich das Baptisterium oft unter diesem Eingangsraum. Es war ein Ort der Erwartung und des Verzeihens, ein Bild des Fegefeuers, es war das Vorzimmer des Himmels, in dem die Büßer und die Neubefehrten sich aufhalten mußten, ehe sie ins Heiligtum dringen durften.

Dies ist in wenig Worten die Allegorie der Einzelheiten. Wenn wir uns nun dem Ganzen zuwenden, so bemerken wir, daß die Kathedrale, die auf einer Krypta erbaut worden ist, die das kontemplative Leben und auch das Grab Christi versinnbildet, ihre Haube gegen die Richtung gewendet haben mußte, wo zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche die Sonne aufgeht, um, wie der Bischof von Mende sagt, stets eingedenk zu sein, daß die Kirche in Glorie und Trübsal immer Mäßigung bezeigen solle: sie muß, darin sind sich alle Liturgisten einig, ihre Abside gegen Osten gewandt haben, damit die Gläubigen betend ihre Blicke gegen die Wiege des Glaubens gerichtet halten. Diese Regel war absolut gültig und gefiel dem Herrn so, daß er sie durch ein Wunder bekräftigen wollte. Die Hollandisten erzählen, daß der heilige Dunstan, der Erzbischof von Canterbury, eine Kirche, die in anderer Richtung gebaut war, durch einen Druck seiner Schulter nach Osten rückte und so auf ihren richtigen Platz brachte.

Gewöhnlich hat die Kirche drei Portale zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit und das Portal der großen mittleren Fassade, das Hauptportal, ist durch einen Pfeiler in zwei Teile geteilt, der eine Statue unseres Herrn trägt, der von sich selbst in den Evangelien gesagt hat: Ich bin die Pforte. Manchmal auch krönt ihn eine Statue der

Jungfrau, wenn die Kirche ihr geweiht ist, oder des Heiligen, nach dem die Kirche benannt ist. So, in zwei Teile geteilt, bezeichnet die Pforte die beiden Wege, die dem Christen zu gehen frei stehen. Bei den meisten Kirchen wird dieses Symbol noch vervollständigt durch eine Darstellung des jüngsten Gerichtes oberhalb der Türverkleidung.

So ist es in Paris, in Amiens, in Bourges. Hier in Chartres ist wie in Reims das jüngste Gericht auf die Füllung der nördlichen Pforte verwiesen, wir sehen aber es doch noch einmal in der Rose über der Hauptpforte, entgegen dem System des Mittelalters, das immer durch die Scheiben den Gegenstand der Hauptpforte, über der sie sich erheben, wiederholen läßt, so daß man dieselben Allegorien einmal draußen in Stein und ein anderes Mal im Innern durch die Scheiben auf dem Glasfenster erblicken kann.“

„Aber wie ist aus dieser fast allgemein durchgeführten Idee der Dreiteilung die erstaunliche Kathedrale von Bourges zu verstehen, die anstelle von drei Portalen und drei Schiffen deren fünf aufweist!“

„Es ist sehr einfach. Man erklärt es nicht. Man könnte vielleicht der Meinung sein, daß der unbekannte Architekt von Bourges durch die Zahl fünf an die fünf Wunden des Herrn erinnern wollte. Dann blieb uns aber noch immer zu fragen, warum der Baumeister alle Wunden des Herrn in eine gerade Linie gelegt hat, denn diese Kirche hat kein Kreuzschiff, hat keinen Arm, an dessen Ende man wie sonst durch eine Öffnung das Loch der Nägel bezeichnet hat.“

„Und die Kathedrale von Antwerpen, die noch zwei Schiffe mehr hat?“

„Sie versinnbildet ohne Zweifel die sieben Gaben des heiligen Geistes. Aber diese Zahlenangelegenheit führt mich dazu, Ihnen von der Zahlentheologie zu sprechen, die auch zu dem vielfach variierten Thema des Symbolismus gehört. Die allegorische Wissenschaft von den Zahlen existiert von alters her. Der heilige Isidor von Sevilla und der heilige Augustinus haben sie entwirrt. Michelet, der irre redet, sowie er von einer Kathedrale spricht, hat den Architekten des Mittelalters ihren Glauben an die Bedeutung der Zahlen vorgeworfen. Er klagt sie an, in der Aufteilung gewisser Partien der Gebäude den Regeln der Mystik gehorcht zu haben, aus solchen Rücksichten zum Beispiel die Zahl der Fenster beschränkt und nach arithmetischen Berechnungen Säulen und Einbuchtungen angebracht zu haben. Er wußte nicht, daß jede Einzelheit einer Basilika einen Sinn hat, ein Symbol ist, und diese Symbole wiederum in sich zu berechnen waren, weil die symbolische Bedeutung desselben Gegenstandes sich oft änderte, ja zuweilen ganz und gar sich in ihr Gegenteil verkehren konnte. Eine einzelne Säule braucht zum Beispiel nicht einen Apostel darzustellen, aber wenn die Säulen in der Zwölfzahl vorhanden sind, so bestätigt dies die Absicht, die der Baumeister mit ihnen hatte, weil er die genaue Anzahl der Apostel des Herrn mit angegeben hat. Zuweilen auch hat man, um jeden Irrtum zu vermeiden, dem Problem die Lösung gleich mitgegeben. So las ich in einer alten Kirche in Etampes auf den zwölf romanischen Säulenschäften die Namen der zwölf Apostel, die inmitten des Rahmens eines griechischen Kreuzes in hervortretender Schrift gemeißelt erschienen.

In Chartres ist man sicherer vorgegangen; man hatte

auf den zwölf Säulen im Kirchschiff die zwölf Apostel selbst aufgestellt, aber die Revolution hat diese Steinbilder, an denen sie Anstoß nahm, zerschlagen.

Man ist, wenn man das System der Symbole erkennen will, gezwungen, den Sinn der Zahlen zu studieren. Man kann die Geheimnisse der Kirchen nicht entziffern, wenn man sich nicht die geheimnisvolle Bedeutung der Einheit, der Eins, klar macht, die ein Bild der Gottheit selbst ist. Die Zwei erinnert an die beiden Naturen im Sohn und die beiden Testamente, nach dem heiligen Augustinus bedeutet sie auch die Nächstenliebe, und nach dem heiligen Gregor dem Großen die doppelte Lehre von der Liebe Gottes, und der Liebe des Nächsten. Die Drei bedeutet die drei Personen in der Gottheit und die drei theologischen Tugenden, die Vier bedeutet die vier Kardinaltugenden, die vier großen Propheten und die Evangelien, die Fünf bedeutet die fünf Wunden Christi und unsere fünf Sinne, deren Sünden er durch diese Wunden gehüßt hat, die Sechs erinnert an die Zeit, die Gott gebraucht hat, um die Erde zu erschaffen und bezeichnet auch die Zahl der Gebote der Kirche, sie weist ferner nach dem heiligen Meliton auf die Vollkommenheit des aktiven Lebens hin, die Sieben ist die im Gesetz Mose heilige Zahl, bedeutet weiter die Gaben des heiligen Geistes, die Sacramente, die Worte Christi am Kreuz, die kanonischen Stunden, die Weihen, die der Priester erhält. Die Acht ist nach dem heiligen Ambrosius das Zeichen für die Wiedergeburt, nach dem heiligen Augustinus für die Auferstehung, sie erinnert auch an die acht Seligkeiten, die Neun bezeichnet die gesamten Chöre der Engel, die besonderen Gnaden des heiligen Geistes, wie sie der heilige

Paulus aufzählt und ist auch die Stunde, in der der Heiland am Kreuze erblich, die Zehn mahnt an die zehn Gebote Jehovas, an das Gesetz der Furcht. Der heilige Augustinus aber legt sie noch anders aus. Er sagt, sie bedeute das Wissen um Gott, denn man kann sie folgendermaßen zerlegen: drei das Symbol des Gottes in drei Personen, und sieben den Tag der Ruhe nach der Schöpfung. Die Elf bedeutet die Überschreitung des Gesetzes, ist das Wappen der Sünde, wie derselbe Heilige meint, die Zwölf ist die mystische Zahl par excellence, die Zahl der Patriarchen und der Apostel, der Stämme, der kleinen Propheten, der Tugenden, der Früchte des heiligen Geistes, der im Credo enthaltenen Glaubensartikel. Und so könnte man ins Unendliche fortfahren. Es ist also offenbar, daß die Künstler des Mittelalters den Sinn, den sie gewissen Dingen beilegte, durch die Menge und Zahl, in der sie sie auftreten ließen, noch genauer angaben, indem sie seine Bedeutung durch dies Mittel noch bekräftigten oder erweiterten. Sie schufen auf diese Weise für die Augen ein sprechendes Ganze und faßten in einer kurzen Allegorie den ganzen Text eines Dogmas zusammen.“

„Ja, aber welch' ein hermetischer Lakonismus!“ rief Durtal aus.

„Beim ersten Anschein mag die Wandelbarkeit der Bedeutung der Personen und Sachen durch zahlenmäßige Unterschiede wohl etwas Verwirrendes haben.“

„Glauben Sie also, daß der Höhe, der Breite einer Kathedrale vom Architekten mit Bewußtsein ein Sinn eingebaut worden ist?“

„Ganz gewiß, doch muß ich gleich bekennen, daß der Schlüssel zu dieser religiösen Arithmetik verloren gegangen

ist. Die Archäologen, die ihn wieder finden wollten, mochten noch so sehr die Meterzahl der Schiffe und die Jochweiten der Bogen zusammenzählen, es ist ihnen nicht gelungen, uns klar den Gedanken zu übersehen, den sie aus dem Ganzen ihrer Berechnungen herauszuschälen gehofft hatten.

Wir wollen es uns nur gestehen, wir sind auf diesem Gebiete ganz unwissend. Hat die Bedeutung der Maße vielleicht mit den Jahrhunderten gewechselt? Vielleicht geht's mit ihnen wie mit dem Wert des Geldes im Mittelalter, wir haben keine richtige Vorstellung davon. Und trotz der interessanten Arbeiten, die auf diesem Gebiete der Abbé Crosnier auf Grund der Geschichte des Klosters von Saint Gilles unternommen, und von dem Abbé Devoucoux, der sich die Kathedrale von Autun zum Objekt genommen hat, siehe ich ihren Lösungen, die ich für sehr scharfsinnig, aber auch für sehr unsicher halte, skeptisch gegenüber.

Die Zahlenmethode ist nur auf die Einzelheiten gut anzuwenden, wie zum Beispiel auf die Säulen, von denen ich Ihnen sprach. Eine Deutung ist heute noch mit Sicherheit auszuführen, wenn es sich um eine einzige Zahl handelt, die im ganzen Gebäude wiederholt wird, wie zum Beispiel in Paray le Monial, wo alles in der Dreizahl auftritt. Diese heilige Zahl hat der Baumeister nicht nur im allgemeinen Plan der Kirche angewandt, sie kehrt auch in allen Teilen wieder. Diese Basilika hat drei Schiffe, jedes Schiff hat drei Bogen, jeder Bogen hat eine dreigeteilte, von drei Fenstern gekrönte Unterabteilung. Es ist eine ewige Erinnerung an die Dreifaltigkeit, das Prinzip der drei, das bis in die kleinsten Kleinigkeiten durchgeführt worden ist."

„Aber glauben Sie nicht, Herr Kaplan, daß, abgesehen von diesen ganz klaren Fällen, es in dem Symbolismus auch eine Menge an den Haaren herbeigezogener dunkler Erklärungen gibt?“

Der Kaplan lächelte. „Kennen Sie,“ fragte er, „die Ideen des Honorius von Autune über das Weihrauchfaß?“

„Nein.“

„Sie lauten folgendermaßen: Nachdem er die sehr richtige Bedeutung dieses Behälters, der den Leib unseres Herrn versinnbildet, erwähnt hat, während der Weihrauch seine Gottheit, das Feuer den heiligen Geist, der in ihm war, abbildet, und nachdem er die verschiedenen Deutungen des Metalls gegeben hat, das Gold bedeutet die Vortrefflichkeit seiner Gottheit, das Silber die unvergleichliche Heiligkeit seiner Demut, das Kupfer die Gebrechlichkeit seines Fleisches, das zu unserm Heile so geschaffen worden, das Eisen die Auferstehung des Fleisches, das den Tod bezwang, kommt der Stiftsgeistliche von Autun auf die Ketten zu sprechen.

Und hier wird seine Symbolik wirklich sehr gesucht. Wenn es vier Ketten sind, sagt er, so versinnbilden sie die vier Kardinaltugenden des Herrn und diejenige der Ketten, die dazu dient, den Deckel des Fasses in die Höhe zu heben, versinnbildet die Seele Christi, die den Leib verläßt.

Wenn aber das Weihrauchfaß nur durch drei Ketten gehalten wird, so bedeutet dies, daß die Person des Heilandes aus drei Elementen besteht, aus einem menschlichen Organismus, einer Seele, und der Göttlichkeit des Wortes; und Honorius schloß also: Der Ring, in dem diese Ketten auf und abgleiten, bedeutet die Unendlichkeit, die alle diese Dinge einschließt.“

„Das ist weit hergeholt!“

„Aber doch nicht so schlimm wie die Theorie Durand de Mendès über die Lichtpußscheren,“ erwiderte der Kaplan. „Davon will ich Ihnen noch erzählen, dann wollen wir, wenn es Ihnen paßt, den Gegenstand verlassen.“

Die Lichtpußscheren, versichert er, sind die göttlichen Worte, mit denen wir die Buchstaben des Gesetzes reinigen, damit der heilige Geist aus ihnen leuchten könne. Und er fügt noch hinzu, das Gefäß, in dem man die abgeschnittenen Dochtstückchen zum Erlöschen bringt, sind die Herzen der Gläubigen, die das Gesetz nach dem Buchstaben beobachten.“

„Das heißt, den Symbolismus bis zum Wahnsinn treiben,“ rief Durtal aus.

„Es ist gewiß ein Übermaß an kleinlicher Ausdeutung, aber wenn die Lichtpußscheren auch reichlich bizarr sind, und die ganze Theorie von dem Weihrauchfaß ein wenig spielerisch wirkt, gestehen Sie immerhin, daß sie doch in dem Augenblick scharmant ist, wo sie die Kette, die den oberen Teil des Weihrauchfassess in die Höhe zieht und ihn in einer Wolke von Duft verschwinden macht, mit der Auffahrt unseres Herrn in die Wolken versinnbildet.“

Mögen auch auf diesem parabolischen Wege gewisse Übertreibungen geübt und nicht zu vermeiden sein, welche Wunder von Analogien und welche rein mystische Versinnbildung sind doch manchen Gegenständen des Kultus gegeben worden.

Hören Sie nur, was die Kerze nach Peter von Esquilin bedeutet. Sie besteht aus drei Teilen, dem Wachs, das den reinen, von der Jungfrau geborenen Leib des Herrn bezeichnet, aus dem Docht, der im Wachs verborgen seine

unter der Hülle des Körpers verdeckte Seele ist, und aus dem Licht, dem Sinnbild seiner Gottheit.

Nehmen Sie weiter die Substanzen, die die Kirche bei verschiedenen Zeremonien anwendet, das Wasser, den Wein, die Asche, das Salz, das Öl, den Balsam, den Weihrauch.

Der Weihrauch stellt außer der Gottheit des Sohnes auch unsere Gebete vor, thus *devotio orationis*, wie es im neunten Jahrhundert der Erzbischof von Mainz, Rabanus Maurus, ausdrückt. Übrigens fällt mir bei diesem Harz und dem Behälter dafür ein Vers ein, den ich einmal in den *Distinctions monastiques* des anonymen Engländer aus dem 13. Jahrhundert gelesen habe und der diese Symbole viel besser deutet als ich es zu sagen vermöchte... Er lautet: *vas notatur, mens pia; thure preces; igne supernus amor.*

Der Behälter ist der Geist der Frömmigkeit, der Weihrauch das Gebet, das Feuer die göttliche Liebe.

Wasser, Wein, Asche und Salz dienen dazu, um eine köstliche Mischung herzustellen, die der Bischof braucht, wenn er eine Kirche weihet. Der Altar wird mit ihr gesalbt und das Schiff besprengt, der Wein und das Wasser bedeuten die beiden Naturen in Christo, das Salz die himmlische Weisheit, die Asche die Erinnerung an sein Leiden.

Den Balsam, der Kraft und guten Leumund versinnbildet, mischt man mit Öl, das Frieden und Klugheit meint und bereitet daraus den Chrysam.

Denken Sie ferner an die Büchsen, in denen man die Brotgestalten, die heiligen Oblaten verwahrte, die im Mittelalter die Gestalt einer Taube zeigten, so daß die Hostie im Bilde des heiligen Geistes und der Jungfrau

aufbewahrt wurde, das war schon sehr schön. Das es kommt noch besser. Die Goldschmiede jener Zeit waren auch tüchtige Elfenbeinschnitzer und gaben dem Dofel über der Heilendachle die Gestalt eines Turmes. Ist es nicht köstlich, daß so der Leib des Herrn im Schoße der Jungfrau ruhe, in dem elfenbeinernen Turme der Virginitas! Und ist dies Material nicht das beste als Ruhestätte für das allerheiligste, allerreinste Fleisch des Sakramentes?

Das sah allerdings unruhiger aus als die goldbedeckten Behälter, die gleichgültigen Euborien in Emaille, Silber oder Aluminium, wie wir sie heute haben!

Ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu erklären, daß die Liturgie allen Gewändern, allen Herrlichkeiten der Kirche einen verschiedenen Sinn je nach ihrem Gebrauch und ihrer Form zuschreibt.

Das Chorbünd und die Albe meinen die Unschuld, der Scio um die Fenden die Keuschheit und Beiseidenheit, das Achielmch die Keuschheit des Körpers und des Herzens, den Helm des Heils, von dem der heilige Paulus spricht, das Mantel die guten Werke, die Nachkommen, die Tränen und den Schmerz, den der Priester vergießen wird, um die Seelen zu erodern und zu retten. Die Scola ver, umbilder den Sedoriam und das Kleid der Unsterblichkeit, das uns die Laufe verleiht, die Dalmatika die Serrechtheit, von der wir in unserer Herrschaft über die Seelen Beispiele zeigen müssen. Das Messgewand bedeutet die Einheit des Glaubens und seine Unantastbarkeit und auch das Joch Christi. — —

Aber unter all unsern Geprüchen hat der Regen nicht aufgehört zu regnen und ich muß weg, denn ein Feind.

Das erwiderte nicht. Wollen Sie mich übermorgen gegen
jeden Mitz abholen? Hoffen wir, daß es dann schön genug
sein wird, so daß wir die Festspiele von außen verfolgen
können."

"Und wenn es doch noch regnet?"

"Es können Sie immerhin," antwortete der Kaiser,
schöne Durst bei Hand und verabschiedete sich.

6.

"Ich weiß wohl, daß ich in ihrer Gegenwart einmal er-
scheine, ich weiß noch nicht, welches Ereignissen ich
überleben werde, sei Frau Lancel, die liebe Frau Lancel,
wie der Redant Ginepro sie nennt, und: „Und das Leben
der Jeanne de Heudel.“ „Über das ist meine Biographie,
die geschrieben ist, und die man leicht hantieren könnte“,
antwortete Durst und erzählte die Ketten, die er sich noch
und noch über diese Erfahrungen gesammelt hatte.

Das er sagte noch. Unerschütterlich bleibt, sagte er sich,
das Eigenthum zwischen den Verhandlungen, die ich
heute machte, und den Resultaten, die sie erreichte. Dies-
mal, glaube ich, hat man bei der Gründung eines Or-
dens mehr Überwägungen und Erwägungen in Betracht
genommen als hier. Jeanne verbringt ihre Tage auf der
Landstraße, erst von einem Kloster zum andern, und sie
mag sich noch so sehr bemühen, den Faden für ihren Plan
zu bearbeiten, nichts fruchtet. Sie kann das Kleid ihres
Ordens selber erst ein paar Augenblicke vor ihrem Tode
wieder anlegen, denn um leichter ganz Frankreich zu
durchstreifen, muß sie das Gewand der Welt tragen, die
sie verabschiedet und die sie vergesslich im Namen des Herrn
ansieht, sich für die Geburt ihrer Kinder zu interessieren.

Und die Unglückliche geht, wie ihr Beichtvater, der Pater de Gibelin bezeugt, der von ihr sagt, es sei ihm nie eine demütigere Seele begegnet, zu Hofe, wie andere ins Martyrium schreiten.

Und doch hat ihr Christus geboten, den Orden vom Fleischgewordenen Wort zu gründen. Er hat ihr den Plan vorgelegt, die Regeln festgesetzt, das Kleid beschrieben, die Symbole auseinandergelegt und gesagt, daß das weiße Kleid ihrer Töchter das Gewand versinnbilden solle, das man ihm zum Spott bei Herodes angezogen habe, daß der rote Mantel den bedeute, mit dem man ihn bei Pilatus verhummt, daß das Skapulier und der Gürtel in Purpurfarbe die Erinnerung an das mit seinem Blute gefärbte Holz und die Stricke wachrufen sollte. Und Gott scheint sich über sie lustig gemacht zu haben.

Er hat ihr nach den peinlichsten Prüfungen versichert, ihre Saaten würden eine reiche Ernte an geistlichen Töchtern ergeben, er hat ihr ausdrücklich zugesagt, sie werde eine Schwester der heiligen Theresia und der heiligen Klara werden, und diese selber sind zu ihr gekommen, um ihr durch ihre Gegenwart diese Versprechungen zu bestätigen; und als ihr nichts gelingt, als nichts nach ihrem Willen geht, als sie am Ende ihrer Kräfte in Seufzer und Schluchzen ausbricht, antwortet ihr der Herr ruhig, sie möge schweigen, sie möge sich gedulden. Und sie lebt weiter in einem wahren Lohwabohu von Wirrsalen, von Beschuldigungen und Bedrohungen. Die Geistlichkeit verfolgt sie, der Erzbischof von Lyon, der Cardinal Richelieu, haben nur ein Bestreben, das Entsalten ihrer Klöster auf ihrem Grund und Boden zu verhindern. Ihre Nonnen selbst, die sie nicht leiten kann, weil sie nach einer Stütze

herumirrt, veruneinigen sich, und ihr Ungehorsam wird so schlimm, daß sie aus der Ferne eilends herbeikommen muß und weinend die unbotmäßigen Schwestern aus ihren Klöstern zu vertreiben gezwungen ist. So wie sie eine Mauer aufrichten läßt, reißt sie und ihre Grundfesten beben. Kurz, die Kongregation vom Fleischgewordenen Wort wird rachitisch geboren und stirbt als zwerghaftes Gebilde. Sie hat sich mit der allgemeinen Gleichgültigkeit herumgeschlagen, hat sich bis 1790 hingeschleppt, wo sie ganz einging. Im Jahre 1811 hat ein Abbé Denis sie von neuem belebt, und seit dieser Zeit lebt sie schlecht und recht dahin, in etwa fünfzehn Häusern zerstreut, von denen sich eine Anzahl in der neuen Welt, in Texas, befinden. Wir müssen uns eingestehen, wir nehmen hier nichts wahr von dem mächtigen Lebenssaft, den die heilige Theresia und die heilige Klara den jahrhundertalten Stämmen ihrer Bäume immer wieder einflößen.

Dazu kommt noch, daß Jeanne de Matel nicht kanonisiert worden ist wie ihre beiden Schwestern, daß sie, deren Namen der Mehrzahl der Katholiken unbekannt geblieben, auch noch einen Männerorden gründen sollte; doch nie ist sie dazugekommen und die Versuche des Abbés Combalot, in unserer Zeit diese ihre Absicht auszuführen, sind ebenfalls gescheitert.

Woran liegt dies Mißlingen? Gibt es zu viele Gemeinwesen in der Kirche? Aber man erfindet doch noch täglich neue und sie gedeihen! Liegt es an der Armut ihrer Klöster? Aber die Bedürftigkeit ist die beste Garantie für einen Erfolg, denn die Erfahrung zeigt immer, daß Gott nur die Klöster segnet, die entblößt von irdischen Gütern leben, und daß er den andern seinen Beistand entzieht.

Liegt es an der Strenge der Regel? Sie war aber ganz sanft. Es war die des heiligen Augustinus, die alle möglichen Vereinbarungen, alle möglichen Abänderungen zuläßt. Die Nonnen standen um fünf Uhr morgens auf. Die Nahrung bestand nicht nur in Fastenspeisen, abgesehen von der österlichen Zeit gab es nur einen Fasttag in der Woche, und auch dieser Fasttag war nur für die Schwestern geboten, die ihn gut ertragen konnten. Nichts also erklärt uns das andauernde Mißlingen.

Und Jeanne de Matel war eine mit seltener Energie ausgestattete und von dem Erlöser selbst geführte Heilige. Aus ihren Werken spricht eine beredte und feine Theologin, eine glühende und leidenschaftliche Mystikerin, die in wundervollen Metaphern, prächtigen Hyperbeln, leidenschaftlichen Anrufungen, zwingenden materiellen Vergleichen spricht, sie kommt von dem heiligen Dionysius, dem Areopagiten, was den Inhalt, und der heiligen Magdalena von Pazzis, was die Form angeht, her. Rein als Schriftstellerin genommen ist sie natürlich nicht unvergleichlich und zuweilen betrübt einen streckenweise die Armseligkeit ihres Stils. Wenn man sich aber wieder erinnert, daß sie im siebzehnten Jahrhundert lebte, so steht sie doch wiederum neben den farblosen Gebetsstammeln und den frommen Prosaschreibern unserer Zeit als ganz unvergleichlich da.

Es ging ihr übrigens mit ihren Werken wie mit ihren Gründungen. Die Schriften sind meist nicht herausgegeben worden. Hello, der sie kannte, wußte nur ein höchst mittelmäßiges Sammelsurium aus ihnen zusammenzustellen, andere, wie der Fürst Galizin und der Abbé Penaud, haben ihre Manuskripte besser angesehen und

stolzere und mildere Seiten zutage gefördert. Und sie hat wahrhaft inspirierte Dinge geschrieben, diese Abtissin.

Gewiß, aber das alles hindert nicht, daß ich nicht einsehe, wie ich ein Buch über sie schreiben soll, dachte Durtal. Nein, trotz meines besten Willens, der vortrefflichen Frau Bavoil etwas zuliebe zu tun, habe ich doch keine Lust, diese Arbeit zu unternehmen.

Wenn ich mir alles genau überlege — wenn ich nicht jeder Ortsveränderung so abgeneigt wäre — wenn ich den Mut hätte, nach Holland zu ziehen, so würde ich versuchen, in einer liebevollen und hingeebenen Prosa die heilige Lydwina zu preisen und diese Heilige, deren Geschichte ich am liebsten schriebe, der Welt bekannt zu machen. Doch um nur das Milieu wiedergeben zu können, in dem sie lebte, müßte ich mich in derselben Stadt niederlassen, die sie beherbergt hat, in Schiedam.

Wenn Gott mir das Leben schenkt, werde ich diesen Plan gewiß durchführen, aber er ist augenblicklich noch nicht reif in mir. Lassen wir den Gedanken also für jetzt fallen, und da anderseits Jeanne de Matel mich nicht geradezu bedrängt, wäre es wohl am besten, mich mit einer anderen Nonne zu befassen, die noch unbekannter ist, die sanfter gelitten hat, die nicht so viel umhergestreift ist und mehr innerlich, zusammengedrängter gelebt hat, die mit einem Wort anziehender ist.

Er blätterte in seinen Papieren und dachte an eine Mère van Valkenissen, die Gründerin des Karmelitenklosters in Dirschoot in Holländisch-Brabant. Diese Nonne wurde am 26. Mai 1605 in Antwerpen geboren, während der Kriege, die Flandern verwüsteten, im Augenblick, wo Moritz von Nassau die Stadt berannte. Sobald sie den

Rosenkranz beten kann, geben ihre Eltern sie in ein Dominikanerinnenkloster nahe bei Brüssel in Pension. Ihr Vater stirbt, ihre Mutter nimmt sie aus dem Kloster und vertraut sie den weißen Ursulinerinnen von Löwen an und verscheidet ebenfalls bald. Im Alter von fünfzehn Jahren ist sie eine Waise.

Ihr Vormund verpflanzt sie wieder und übergibt sie den Karmelitessen von Malines, aber der Kampf zwischen den Spaniern und den Flamen nähert sich auch diesen Gebieten, und sie wird wiederum aus diesem Kloster genommen und zu den Stiftsfräuleins von Nivelles gebracht. Ihre ganze Kindheit ist solch ein Kreuzzug durch die Klöster.

Es gefiel ihr in diesen Häusern ganz besonders bei den Karmeliterinnen, wo sie das Bußhemd anlegt und sich der härtesten Regel unterzieht, und nun gerät sie aus dieser strengen Klausur plötzlich in ein ganz weltliches Milieu. Das Kapitel der Stiftsfräulein, das sie zum mystischen Leben vorbereiten sollte, war ein Mischinstitut, nicht ganz weiß und nicht ganz schwarz, eine Art Mestize, das hervorgegangen war aus einer Verbindung profanen Kloster- und frommen Laienlebens. Dies Kapitel, das sich nur aus reichen und adeligen Damen zusammensetzte, und dessen vom Landesherrn ernannte Äbtissin den Titel Fürstin von Nivelles führte, lebte ein sonderbares, halb frivoles, halb frommes Leben. Abgesehen davon, daß diese Halb-Monnen ausgehen konnten, wann es ihnen paßte, hatten sie auch das Recht, eine gewisse Zeitlang im Jahre im Kreise ihrer Familie zu leben, ja sogar sich zu verheiraten, nachdem sie die Einwilligung der Äbtissin erlangt hatten. Am Morgen bekleideten sich die, die im Kloster zu bleiben geruhten, mit einem klösterlichen Ge-

wand, daß sie aber nur für die Zeit der Gottesdienste anbehielten, dann legten sie die fromme Livree ab und zogen Staatskleider an mit Puffen, Federn, Hüftwülsten, Halskrausen und all dem andern, damals modischem Brimborium und begaben sich in den Salon, wo die Besucher zuströmten.

Die arme Marie verabscheute die Zerstreuungen dieser Lebensweise, die ihr nicht erlaubte, mit ihrem Gott allein zu sein. Betäubt von dem Geschwätz, beschämt, Kleider tragen zu müssen, deren Anblick sie beleidigte, sieht sie sich gezwungen, oft vor Tagesanbruch in den Kleidern eines Dienstmädchens heimlich davon zu gehen, um in einer einsamen Kirche, weit vom eleganten Lärm entfernt, beten zu können. Sie schmachtet in Nivelles vor Kummer hin stirbt da vor Traurigkeit. Mittlerweile kam Bernhard de Montgaillard, Dechant von Draval aus dem Orden der Zisterzienser in die Stadt. Sie fliegt zu ihm hin, bittet ihn, sie zu retten und durch ein göttliches Licht erleuchtet, erkennt dieser Mönch, daß sie geschaffen worden ist, um ein Opfer der Wiedergutmachung zu sein, eine Büßerin für die Beleidigungen, die dem heiligen Sakrament in der Kirche zugefügt werden. Er tröstet sie und enthüllt ihr ihren Beruf zur Karmeliterin. Sie reist nach Antwerpen, besucht die Mère Anne de Saint Barthélemy, eine Heilige, der ihre Ankunft durch die heilige Theresia in einer Vision angekündigt worden war. Diese nimmt sie in den Karmel auf, dessen stellvertretende Priorin sie ist. Und nun meldet sich der Böse mit seinen Hindernissen. Während sie bei ihrem Vormund ihre Einkleidung ins Kloster erwartet, wird sie plötzlich gelähmt, verliert zu gleicher Zeit Sprache, Gehör und Gesicht. Es

gelingt ihr immerhin, sich soweit verständlich zu machen, daß man sie ihrem Wunsche gemäß so wie sie ist ins Kloster bringt, wo man sie halb tot abliefert. Sie sinkt zu Füßen der Mutter Anna hin, die sie segnet, worauf sie sich geheilt erhebt. Das Noviziat beginnt.

Trotz ihres zarten Gesundheitszustandes unterwirft sie sich dem wildesten Fasten, den wütesten Geißelungen, umgürtet sich mit Stachelketten, nährt sich von den Resten, die andere auf die Teller zurückgespien haben, hält sich im Winter in solch einer Kälte auf, daß ihr die Beine erfrieren.

Ihr Körper ist eine Wunde, aber ihre Seele strahlt. Sie lebt in Gott, der sie mit Gnaden überhäuft, der sich sanft mit ihr unterhält. Ihr Probejahr geht zu Ende und im Augenblick, da sie Postulantin ist, wird sie schwer krank. Man zögert, sie zur Profess zuzulassen, und die heilige Theresia muß der Priorin ausdrücklich befehlen, sie aufzunehmen.

Sie wird eingekleidet und die Versuchung der Verzweiflung, die so viele Heilige gequält hat, fällt sie an. Dann folgt eine Zeit der entsetzlichsten seelischen Dürre, die drei Jahre andauert. Doch sie hält sich aufrecht, empfindet alle Qualen der mystischen Substitution, erleidet die widerwärtigsten Krankheiten, um die Seelen zu retten. Gott willigt endlich darein, die mühevolle Arbeit ihrer Leiden zu unterbrechen, und diesen Augenblick der Beruhigung benützt der Satan, um sich wieder auf dem Schauplatz zu zeigen.

Er erscheint ihr unter den gefährlichen Formen von Ungeheuern, zerschlägt alles, flieht und verflüchtigt sich in stinkenden Wolken. Während dieser Zeit versucht ein

braver Mann, Sylvester Lindermans, auf seinem Eigenthum in Dirschot in Holland, ein Karmeliterkloster zu gründen. Wie immer schießen Widerwärtigkeiten nur so aus dem Boden, da es sich um eine Klostergründung handelt. Der Augenblick war außerdem sehr schlecht gewählt, um Nonnen in eine den Katholiken feindliche Stadt, in einem von protestantischen bewaffneten Banden überfluteten Lande zu verpflanzen. Als die Oberin ihr befiehlt, diese neue Niederlassung zu begründen, bittet Marie Marguerite sie inständig, sie doch in ihrer Ecke in Frieden beten zu lassen. Aber Jesus selbst gebietet ihr die Abreise. Sie gehorcht, schleppt sich, am Ende ihrer Kräfte, über die Landstraßen hin, und kommt endlich mit ihren Schwestern in Dirschot an, wo sie so gut wie möglich in einem, nie zu einem Kloster bestimmten Hause eine Klausur einrichtet.

Man ernennt sie zur stellvertretenden Priorin und sogleich entwickelt sie sich zu einer ganz ungewöhnlich klugen Seelenführerin. Unter der harten Regel des Karmel, die sie für sich noch durch grausame Kasteiungen erschwert, bleibt sie tolerant gegen alle andern und obwohl sie schon flüstern muß, so sehr peinigt sie ihr armer Körper: „Niemand kann vor dem jüngsten Gericht wissen, was ich leide,“ bleibt sie heiter und predigt ihren Töchtern mit folgenden Worten Freudigkeit: „Die Leute, die sündigen, mögen traurig sein, wir aber müssen doppelt die Fröhlichkeit der Engel zeigen, weil wir, wie sie, den Willen des Herrn erfüllen und weil wir um seiner Ehre willen büßen, was sie nicht können.“

Sie ist die zarteste, nachsichtigste Seelenleiterin. Um ihre Untergebenen nicht durch einen Ausdruck, der ihre Überordnung anzeigt, zu kränken, befiehlt sie niemals mit dem

Imperativ, sagt niemals: Tun Sie dies oder das, sondern: wir wollen dies oder das tun, und jedesmal, wenn sie sich im Refektorium genötigt sieht, eine Nonne zu bestrafen, küßt sie die Füße der andern, und bittet sie um eine Ohrfeige, um nur ja die Demut nicht zu verlernen.

Aber es wäre zu schön gewesen, wenn sie mit der engelhaften Schar, der sie vorsteht, in Frieden hätte leben und sich ruhig mit ihr in Gott hätte versenken können.

Der Pfarrer von Dirschot verabscheut sie und ohne daß man weiß warum, verleumdet er sie aufs schmachlichste vor der ganzen Stadt. Der Dämon kommt ihm zu Hilfe. In einem Getöse, das die Mauern erschüttert und die Dächer fast von den Sparren reißt, erscheint er in der Gestalt eines Äthiopiens von hohem Wuchs, bläst die Lichter aus und versucht, die Nonnen zu erwürgen. Die meisten waren vor Furcht halbtot, doch belohnt sie der Himmel für diese Qualen durch unaufhörliche Wunder.

Sie können sich nun selbst von der Wahrheit der unglaublichen Geschichten aus dem Leben der Heiligen, die sie im Refektorium lesen, überzeugen. Ihre Mutter hat die Gabe, an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit sein zu können, sie hinterläßt, wo sie gewesen, eine Spur köstlichen Geruches, heilt Kranke mit einem Zeichen des Kreuzes, stöbert wie ein Jagdhund das Bild verborgener Fehler in den Seelen auf, liest in den Herzen.

Und ihre Töchter beten sie an und weinen, da sie sie ein Leben führen sehen, das nur eine große Qual ist. Furchtbarer Rheumatismus peinigt sie zur Zeit der großen Kälte, denn wenn die Regel der heiligen Theresia, Feuer nur in der Küche anzünden zu dürfen, in Spanien erträglich ist, so wird sie im eisigen Klima Flanderns wirklich tödlich.

Im ganzen, dachte Durtal weiter, ist dieser Lebenslauf nicht sehr verschieden von dem, den andere Klosterfrauen führen mußten, doch beim Herannahen des Todes enthüllt sich die eigenartige Schönheit dieser Seele in so besonderen Äußerungen, in so eigentümlichen Wünschen, daß sie ganz einzig in der langen Reihe der Heiligenleben da steht.

Ihr Gesundheitszustand verschlimmert sich, zu dem Rheumatismus, der sie lähmt, gesellen sich Magenschmerzen und Koliken, die nicht zu beruhigen sind. Hüftweh propft sich auf all diese Verzweigungen von Übeln und die in den strengen Orden so häufige Krankheit, die Wassersucht, zeigt sich an.

Die Beine schwellen auf und wollen sie nicht mehr tragen, und sie sinkt unbeweglich auf ihr elendes Lager. Die Wärterinnen, die sie pflegen, entdecken jetzt ein Geheimnis, das sie aus Demut immer verschwiegen hat — sehen, daß ihre Hände von rosigen, von einem blauen Hof umgebenen Löchern durchbohrt sind, und die ebenfalls durchlöchernten Füße sich, wenn man sie nicht mit Gewalt auseinanderhält, einer auf den andern legen in der Haltung, die die Füße Jesu am Kreuz eingenommen hatten. Sie gesteht endlich, daß Christus sie seit langen Jahren mit den Stigmata seines Leidens belehnt hat und daß diese Wunden sie Tag und Nacht wie glühende Eisen brennen.

Ihre Schmerzen verschlimmern sich. Da sie fühlt, daß sie sterben muß, beunruhigt sie sich über die unbarmherzigen Kasteiungen, die sie sich auferlegt hat und bittet in rührender Naivität ihren Körper um Verzeihung, daß sie seine Kräfte erschöpft und ihn vielleicht gehindert habe,

noch länger zu leben, um zu leiden. Und sie wiederholt das seltsamste, das fassungslos hingerissenste Gebet, das jemals eine Heilige an Gott gerichtet hat.

Sie hat das allerheiligste Sacrament des Altars so sehr geliebt, sie hat so leidenschaftlich für alle Beleidigungen, die ihm die Menschen angetan, Genugthuung schaffen wollen, daß sie bei dem Gedanken verzweifelt, nach ihrem Tode werde sie nicht mit dem, was noch von ihr übrig ist, weiter wieder gut machen können. Der Gedanke, daß ihr Leichnam ohne Nutzen verfaulen wird, daß die letzten Fetzen ihres traurigen Fleisches verschwinden sollen, ohne noch dem Herrn gedient zu haben, betrübt sie zu Tode, und so bittet sie Christum, er möge sie in ein Öl auflösen, das sich vor dem Tabernakel in einer der ewigen Lampen verzehren könne.

Und Jesus bewilligt ihr dies ungeheuerliche, in den Büchern der Heiligen eben einzig dastehende: und sie bittet im Augenblick ihres Todes ihre Töchter, ihren Leichnam, der dem Gebrauch nach in der Kapelle ausgestellt werden wird, nicht vor einigen Wochen zu beerdigen.

Von hier an existieren eine Menge beglaubigter Zeugnisse. Man hat die genauesten Forschungen angestellt. Berichte von Ärzten liegen vor und sind so eingehend, daß wir den Zustand des Leichnams Tag für Tag verfolgen können, bis er sich in Öl verwandelt, das man in Flaschen sammelt und von dem man jeden Morgen einen Löffel voll auf die ewige Lampe vor dem Altar gießt.

Als sie starb, sie war damals zweiundfünfzig Jahre alt, von denen sie dreiunddreißig als Nonne und vierzehn im Kloster von Dirschot verbracht hatte, verklärte sich ihr Gesicht und trotz der herben Winterkälte, in der man im

Wagen über die Schelde fahren konnte, blieb der Körper weich und biegsam, doch schwoll er auf. Die Chirurgen untersuchten ihn und öffneten ihn vor Zeugen. Sie hatten erwartet, den Körper voller Wasser zu finden, aber sie fanden kaum eine halbe Pinte und der Leichnam fiel nicht bei.

Diese Sezierung förderte unbegreiflicherweise in der Gallenblase drei Nägel zutage. Sie hatten schwarze, winklige, polierte Köpfe und bestanden aus unbekanntem Material, zwei hatten das Gewicht eines halben französischen Goldtalers weniger sieben Gran, und der dritte, der die Größe einer Muskatnuß hatte, wog fünf Gran mehr. Die Ärzte stopften hierauf die Eingeweide mit in Absynth getauchtem Berg wieder aus, und nähten den Leichnam mit Nadel und Faden wieder zu. Vor, während und nach dieser Operation entwich von dem Leichnam nicht nur keine Spur von Verwesungsgeruch, es ging im Gegentheil wie zu seinen Lebzeiten ein unzerlegbarer köstlicher Duft von ihm aus.

Mehr als drei Wochen verflossen. Blasen bildeten sich und plagen und geben Wasser und Blut heraus. Dann tigert sich die Haut mit gelben Flecken, das vorige Sichern hört auf und ein Öl tritt hervor, weiß, durchsichtig, duftend, dann färbt es sich ein wenig bis ins Bernsteinengelbe. Man sammelt es, es sind mehr als hundert Phiolen von etwa zwei Unzen Inhalt, von denen man noch einige in den Karmeliterklöstern in Belgien aufbewahrt. Dann erst beendet man die Reste, die nicht verwesen, sondern die braunrote Farbe alter Datteln annehmen.

Aus dem Leben dieser bewunderungswürdigen Frau könnte man wirklich ein Buch zusammenwirken, grübelte

Durtal für sich hin. Und welche Garbe herrlicher Klosterfrauen umgibt sie! Die Klöster zu Antwerpen, zu Malines, zu Dirschot beherbergen bedeutende Erscheinungen in großer Zahl. Unter Karl dem Fünften erneuert der Orden der Karmeliterinnen in Flandern die mystischen Wunder, die die Dominikanerinnen vier Jahrhunderte früher im Mittelalter, im Kloster von Unterlinden bei Kolmar vollführten. Diese Frauen reißen einen hin und lassen einen vor Bewunderung verstummen. Welch eine Seelenkraft hatte diese Marie-Marguerite, welch eine Gnade hielt sie aufrecht, daß sie die natürlichen Kämpfe der Sinne überstand und so tapfer, so heiter die zerschmetterndsten Übel ertrug! Soll ich mich an die Geschichte dieser Ehrwürdigen fetten? — Ja, aber dann müßte ich mir zuerst den Band von Joseph von Loignac, ihrem ersten Biographen, verschaffen, die Notiz des Einsiedlers von Marlaigue, die Broschüre des Msgr. de Ram, die Erzählung von Papebroch. Vor allen Dingen aber müßte ich mir die Übersetzung des flämischen Manuskripts besorgen, das zu ihren Lebzeiten von ihren Töchtern verfaßt wurde. Aber wo soll man das ausgraben? Jedenfalls würden die Nachforschungen sehr lange Zeit in Anspruch nehmen. Schieben wir diesen Plan also wieder zurück, er ist nicht ausführbar.

Übrigens weiß ich ja auch nur zu gut, was ich augenblicklich arbeiten soll. Ich werde endlich den Artikel über das Bild des Fra Angelico im Louvre schreiben, das ich vor wenigstens vier Monaten der Zeitschrift versprochen habe, die mich nun jeden Morgen daran mahnt. Es ist schmachvoll, aber seit ich Paris verlassen habe, arbeite ich nicht und doch habe ich keine Entschuldigung, denn die

Arbeit interessiert mich, weil sie mir Gelegenheit gibt, das System der Symbolik der Farbtöne im Mittelalter zu studieren.

Die Primitiven und die farbigen Gebete ihrer Werke! Welch ein Traum! Nur handelt es sich im Augenblick nicht darum, über diesen Gegenstand nachzudenken, sondern den Vikar Plomb aufzusuchen, und das Wetter wird noch immer schlechter. Ich habe wirklich kein Glück.

Er schritt über den Platz und geriet wieder tief in seine Träumerei, der Bezauberung durch die Kathedrale ganz hingegeben und vor den Glockentürmen bekennend: welche Abwechslung in der ungeheuren Familie der gotischen Bauten! Keine Kirche gleicht der andern.

Die Türme und Glockentürme aller derer, die er kannte, drängten sich vor sein Auge wie auf den Plänen, wo, ohne sich um die Entfernungen zu kümmern, die Gebäude nebeneinander stehen und sich alle nach vorne zu drängen scheinen, um besser gesehen werden zu können.

Es ist richtig, sagte er sich, die Türme wechseln mit jeder Kirche. Die von Notre-Dame in Paris sind dick und finster und ähneln Elefanten; fast in ihrer ganzen Länge von Öffnungen eingekerbt, erheben sie sich langsam und schwer und scheinen immer wieder im Aufstieg innezuhalten. Das Gewicht der Sünde, die Laster der Stadt scheinen sie am Boden zu halten. Man fühlt, welche Mühe ihnen ihr Emporstreben macht, und Traurigkeit überkommt einen beim Anblick der gebundenen Massen, die durch eine trostlose Färbung noch gedrückter erscheinen.

In Reims im Gegentheil öffnen sie sich von oben nach unten in dünne Radellöcher, in lange, schlanke Spitzbögen, deren Öffnung durch eine ungeheure Fischgräte oder

einen riesigen Kamm mit doppelter Zahnreihe in der Mitte geteilt wird. Alles das steigt lustig filigranhaft in die Höhe, und der Himmel tritt in all diese Fugen ein, blickt in die Fensterkreuze, gleitet in die Kerben, spielt in den endlosen Lanzetten in blauen Riemen und strahlt aus den vierblättrigen Kleeblättern, die sich darüber öffnen. Diese Türme sind mächtig ausladend und ungeheuer, aber vor allem leicht. So unbeweglich und stumm die von Paris sind, so gesprächig und lebendig sind die Türme von Reims.

Die von Laon sind vor allem bizarr. Mit ihren bald vorgeschobenen, bald zurückgestellten Säulen gewähren sie den Anblick von in der Eile übereinander gestellten Etageren, deren letzte in eine einfache Plattform endet, unter der mit gesenktem Kopfe Ochsen brüllen.

Die beiden Türme von Amiens, die wie auch die Türme der Kathedralen von Rouen und von Bourges zu verschiedenen Zeiten gebaut worden sind, passen nicht zu einander. Von ungleicher Höhe hinken sie in den Himmel. Ein in seiner Einsamkeit wahrhaft prachtvoller Turm, der auch die Mittelmäßigkeit der neuerdings an der Fassade der Kirche aufgebauten Glockentürme wieder gutmacht, ist der normannische Turm von Saint Ouen, dessen Spitze mit einer Krone geziert ist. Er ist der Patrizler unter allen Türmen, von denen viele gleich als Bauern erkennbar sind mit ihren nackten Köpfen, mit ihren spärlichen Bedeckungen, die oft schrägkantig enden wie eine Pfeife, wie man es an dem Turm von Saint Romain in Rouen sieht, oder mit ihren spitzen Bauernjungentappen, wie die Kirche Saint Benigne in Dijon eine trägt, oder sich gar unter einem halb aufgeklappten Regenschirm schauern wie die Lyoneser Kathedrale Saint Jean.

Doch kein Turm schleudert sich ohne den schmalen Glockenturm ins Firmament. Er steigt immer schwer auf, schnappt unterwegs nach Luft und schläft erschöpft ein. Er ist ein Arm ohne Hand, eine Faust ohne Daumen und Finger, ein Stummel. Er ist ein nicht gespitzter Bleistift, oben abgerundet und kann keine Gebete ins Jenseits schreiben. Er bleibt immer untätig. Wir müssen uns schon an die Glockentürme halten, die steinernen Pfeile, um das wirkliche Symbol der Stoßgebete zu finden, die die Wolken durchdringen und wie auf ihre Zielscheibe auf das Herz des Vaters schnellen.

Und welch' eine Verschiedenheit in der Familie dieser Bogenschützen! Kein Pfeil gleicht dem andern! Die einen haben als Basis eine Krause von Türmchen wie der Glockenturm von Senlis. Andere haben nach ihrem Bilde geborene Kinder um sich herum, kleine Glockentürme, die sie umgeben, die einen sind mit Blättern, Pocken und Blasen bedeckt, andere sind undurchlöchert wie Schaumlöffel, wie Siebe, zeigen Kleeblätter mit vier Blättern, scheinen mit dem Locheisen geschlagen zu sein, wieder andere haben Unebenheiten, Zähne wie ein Reibeisen, sind eingekerbt oder sträuben Spitzen empor. Der alte Glockenturm von Chartres beispielsweise, noch andere, wie der zu Caudebec, steigen in der Form einer römischen Tiara wie die dreigeteilte Krone des Papstes empor.

Mit der einmal gegebenen Hauptkontur der Pyramide oder Pfefferbüchse, wenn man will, dem Filtrierbeutel oder Löschhorn, spielen nun die gotischen Baumeister die abwechslungsreichsten Spiele und haben Einfälle bis in die Unendlichkeit. In welch ein Geheimnis hüllt sich übrigens der Ursprung der Kathedralen! Die meisten

Baumeister sind unbekannt geblieben. Selbst das Alter der Steine ist kaum mit Sicherheit festzustellen, sie sind zum großen Theile durch den Einfluß der Zeit sehr verändert worden.

Ihre Bauzeit zieht sich oft über zwei, drei, ja vier Jahrhunderte hin. Sie währt oft von Anfang des dreizehnten bis zu den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts.

Man hat oft bemerkt, daß das dreizehnte Jahrhundert das große Zeitalter der Kathedralen gewesen ist. Nachdem sie nun einmal gegründet waren, entsteht in ihrem Wachstum eine Verzögerung von fast zwei Jahrhunderten.

Das fünfzehnte Jahrhundert wurde von abscheulichen Unruhen bewegt. Es beginnt mit den unnoblen Streitigkeiten zwischen Philipp dem Schönen und dem Papste. Es zündet die Scheiterhaufen der Templer an, röstet im Languedoc die Begarden, die Leprafranken und die Juden, blutet sich in den Unglücken von Erecy und Poitiers aus, quält sich mit den wütenden Ausschreitungen der Jacques und Maillotins, erhebt sich schwankend und leistet sich noch einen unheilbar wahnsinnigen König. Und es endet wie es begonnen hat, in schauerlichen religiösen Zuckungen. Die Tiara von Rom und die von Avignon geraten in Streit, und die Kirche, die verlassen auf den Trümmern steht, beginnt zu wanken, das große Schisma des Oxfidents erschüttert sie.

Das fünfzehnte Jahrhundert scheint von Geburt an wahnsinnig zu sein. Man sollte glauben, der Wahnsinn Karls des Sechsten habe alles angesteckt. Die Engländer fallen ein, Frankreich wird geplündert, die furchtbaren Kämpfe zwischen Burgund und Armagnac werden gekämpft, Epidemien und Hungersnöte breiten sich aus.

Der Zusammenbruch bei Azincourt kommt hinzu, Karl der Siebente steht auf, die Jungfrau von Orleans bringt die Befreiung, das energische Heilverfahren unter Ludwig dem Elften stärkt das Land wieder.

Alle diese Ereignisse legten die Bauhütten an den Kathedralen natürlich still. Das vierzehnte Jahrhundert hatte sich darauf beschränkt, die im vorigen begonnenen Arbeiten fortzuführen. Wir müssen das Ende des fünfzehnten abwarten, den Augenblick, wo Frankreich wieder aufatmete, um seine Architektur wieder erblühen zu sehen. Fügen wir noch hinzu, daß häufige Feuersbrünste ganze Teile der Basiliken zerstörten und daß man sie wieder aufbauen mußte; andere, wie die zu Beauvais, verfielen und man mußte sie ganz von neuem errichten oder, wie hier, mangels Geld sich damit begnügen, die Löcher zuzumauern.

Von einigen wenigen abgesehen, wie von Saint-Quen in Rouen, die ein seltenes Exemplar der Kirchen ist, die vollständig im vierzehnten Jahrhundert erbaut worden sind, abgesehen von den östlichen Türmen und der modernen Fassade, und von der Kirche Notre-Dame in Reims, die ohne Unterbrechung nach dem ersten Plan des Hugues Libergier oder Robert de Coucis gebaut worden zu sein scheinen, ist keine unserer großen Kirchen im Ganzen nach dem Plane des ersten Baumeisters aufgebaut worden, und keine ist im Laufe der Zeiten intakt geblieben.

Die meisten stellen die vereinigten Anstrengungen verschiedener frommer Generationen dar, aber man kann die unwahrscheinliche Wahrheit hinstellen: bis zum Beginn der Renaissance ist das Genie der Baumeister gleich groß; wenn sie auch die Pläne ihrer Vorgänger fort-

setzten und änderten, so brachten sie nur neue persönliche Einfälle bei, die meist ausgezeichnet waren, und dem Gesamteindruck nicht schaden. Sie propften ihr Genie auf das des Vorgängers; es war immer nur das Ausarbeiten eines wunderbaren Konzepts, ein unaufhörlicher Hauch des heiligen Geistes. Es war der eingeschmuggelten Epoche der ganzen betrügerischen, täuschenden Kunst des Heidentums vorbehalten, diese reine Flamme auszulöschen und die leuchtende Wahrhaftigkeit des Mittelalters zuschanden zu machen, wo Gott vertraulich in den Seelen wohnte, und einer ganz und gar göttlichen eine ganz und gar irdische Kunst entgegenzusetzen.

Als die Sinnlichkeit der Renaissance sich zeigte, entfloh der heilige Geist, und die Todsünde im Stein konnte sich nach Belieben breit machen. Sie befleckte die Gebäude, verunreinigte die Kirchen, deren Formenreinheit vergewaltigt wurde. Im Verein mit der Zügellosigkeit der Bildniskunst und der Malerei kam nun die Zeit des Stupors der Basiliken.

Alles verfiel! Die von Michelet und den ihm folgenden Geschichtsschreibern so sehr gelobte Renaissance ist das Ende der mystischen Seele, das Ende der monumentalen Theologie, der Tod der religiösen Kunst, der Tod jeder großen Kunst in Frankreich überhaupt.

Aber wo bin ich, fragte sich Durtal und sah die schlecht gepflasterte Straße hinab, die vom Platz der Kathedrale in die untere Stadt führte.

Er war im Nachsinnen an dem Hause, in dem der Vikar wohnte, vorübergegangen. Er schritt zurück und hielt vor dem alten Gebäude und klingelte. Ein Kupfergitterchen öffnete sich und schloß sich wieder. Mit knirschenden alten

Pantoffeln öffnete eine Dienerin einen Türspalt. Durtal erblickte den Geistlichen, der schon nach ihm auf der Lauer gelegen hatte, und trat mit ihm in ein mit Statuen angefülltes Zimmer. Überall standen die Bildwerke herum, auf dem Ramin, auf einer Kommode, auf einem Tischchen, auf dem großen Mitteltisch.

„Sehen Sie sich die Dinger nur nicht an,“ sagte der Geistliche, „ich kann nichts dafür. Ich muß diese Warenhausbeleidigungen ruhig über mich ergehen lassen. Es sind Geschenke von Beichtkindern.“

Durtal lachte, stand aber doch verblüfft vor diesen Proben des katholischen Ideals. Alles war da: in schwarzen, mit Kupferbeschlag verzierten Rahmen Stiche der Jungfrauen von Bourgereau und von Signol, das Ecce Homo von Guido Reni, eine schreckliche Pieta und eine ganze Sammlung polychromer Statuen, gemalte Marien in grün und rosa, wie englische Bonbon-Madonnen, die mit seligen Augen auf ihre Füße stierten und an deren Händen fächerförmig gelbe Strahlen herabhingen, eine Jeanne d'Arc, hingekauert wie ein Huhn auf seinem Ei, die weißen Kugeln ihrer Augen zum Himmel erhoben und eine Fahne gegen ihre mit einem gipsernen Kürass bedeckte Brust drückend, ein heiliger Antonius von Padua, frisch und geleckert und höchst kokett gekleidet, der heilige Joseph, nicht genug Zimmermann und sehr wenig heilig anzusehen, eine Magdalena, die silberne Pillen weinte, eine ganze Kohorte von Gottesanbetern, die zu der Kategorie gehörten, die man Münchener Artifel nennt.

„Ach, Herr Vikar, das sind ja fürchterliche Damen, diese ihre Schenkerinnen! Könnten Sie nicht aus Versehen jeden Tag irgend eins dieser Geschöpfe auf die Erde fallen lassen?“

Der Priester machte eine mutlose Bewegung.

„Sie würden mir andere bringen,“ rief er aus, „aber wenn es Ihnen recht ist, wollen wir uns gleich von hier wegbegeben, ich fürchte, ich werde sonst wieder zurückgehalten.“

Und da sie, von der Kathedrale redend, auf sie zgingen, rief Durtal aus: „Ist es nicht ungeheuerlich, daß wir hier in der Herrlichkeit dieses Domes nicht mehr den gregorianischen Kirchengesang hören! Ich kann das Heiligtum überhaupt nur in den Stunden ohne Gottesdienst besuchen, vor allen Dingen ist es mir unmöglich, dem Hochamt am Sonntag beizuwohnen, so sehr ärgert mich die unwürdige Musik, die man dann macht. Ist es denn nicht zu ermöglichen, daß man den Organisten entläßt, den Dirigenten und die Gesanglehrer des Kirchenchors entfernt und die Sänger mit den Schnapsstimmen in die Kneipen zurückschickt? Diese Jahrmarktrefrains, die man hier rülps! Es ist eine Unwürdigkeit, eine Schmach! Wie kommt es, daß der Bischof, daß der Pfarrer, daß die Kanonici nicht ein solches Attentat untersagen!

Ich weiß sehr wohl, daß Monseigneur alt und krank ist, aber die Kanonici! Es ist wahr, sie sehen alle so müde aus; wenn ich sie in ihren Chorstühlen psalmodieren höre, frage ich mich oft, ob sie wohl wissen, wo sie sind, sie scheinen mir immer das Bewußtsein ein wenig verloren zu haben.“

„Der ewige Wind der Beauce bläst Lethargien her,“ lachte der Geistliche, sagte dann aber ernsthaft: „Gestatten Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn die Kathedrale den gregorianischen Gesang verachtet, hier in Chartres im kleinen Seminar in der Kirche Notre-Dame de la Brèche, im Kloster der Schwestern vom heiligen Paul

man nach der Methode von Solesmes singt, und daß sie also zwischen dem Besuchen dieser Kirche und der Kathedrale abwechseln können. Gewiß! Aber ist es nicht schrecklich, zu denken, daß der Karaibengeschmack eines Schreibhalses die Jungfrau mit diesen musikalischen Injurien verfolgen darf! Ach, nun fängt auch der Regen wieder an," fügte er verdrießlich hinzu. „Nun, wir sind ja auch angekommen, können bei Unserer Lieben Frau Schutz suchen und mit Muße das Innere der Kirche betrachten."

Sie knieten vor der schwarzen Jungfrau auf der Säule nieder, dann setzten sie sich in der Einsamkeit des Schiffes hin und mit halber Stimme begann der Kaplan: „Ich habe Ihnen neulich die symbolische Bedeutung des Äußeren der Basiliken erklärt, soll ich Ihnen nun in zwei Worten die Allegorien weisen, die die Schiffe im Innern verkörpern?" Und als Durtal nickte, fuhr er fort:

„Sie wissen, fast alle unsere Kathedralen sind in Kreuzform gebaut, in der primitiven Kirche finden Sie allerdings eine gewisse Anzahl von Heiligtümern, die rund gebaut, und mit einer Kuppel gedeckt waren, doch sind die wenigsten von ihnen von unsern Voreltern gebaut worden, es sind alte heidnische Tempel des Heidentums, die die Katholiken, so gut es gehen wollte, für ihren Gebrauch zurechtmachten oder nachahmten, in der Erwartung, daß der romanische Stil geweiht würde.

Wir brauchen also in dieser Form keinen liturgischen Sinn zu suchen, weil sie nicht von Christen geschaffen worden ist, dennoch sagt Durand de Mende in seinem Rational, daß die Rundheit dieser Kirchen die Ausdehnung der Kirche über die ganze Welt bedeuten solle, andere meinen, die Kuppel sei das Diadem des gekreuzigten Königs und

die kleinen Kuppeln, die die große so oft umgeben, sollen riesige Nagelköpfe darstellen. Aber wir können von diesen Erklärungen, die ich für nachträgliche Interpretationen halte, absehen, und uns mit dem Kreuze beschäftigen, das hier, wie in allen andern Kathedralen von dem Haupt- und dem Kreuzschiff gebildet wird.

Erwähnen wir noch beiläufig, daß in einigen Kirchen, wie in der Abtei von Cluny, das Innere kein lateinisches, sondern ein lothringisches Kreuz bezeichnet, indem es über dem Hauptarm zwei kleinere Arme bildet. Und nun betrachten Sie dies Ganze," flüsterte der Kaplan und beschrieb mit einer Geste das gesamte Innere der Kathedrale.

„Christus ist verschieden; sein Haupt ist der Altar, seine ausgespannten Arme sind die beiden Seiten des Kreuzschiffes, seine durchbohrten Hände sind die Türen am Ausgange. Seine Beine bildet das Schiff, in dem wir uns befinden und die durchlöcherten Füße versinnbildet das Hauptportal, durch das wir gekommen sind. Betrachten Sie nun die systematische Abweichung der Achse der Kirche, sie ahmt die Haltung des Körpers nach, der auf dem Marterholz verschieden ist, und in manchen Kathedralen, wie in Reims zum Beispiel, versinnbildet die Enge und Zusammengedrückttheit des Heiligtums und des Chores im Verhältnis zu den Maßen des Schiffes sehr gut das auf die Schultern gesunkene Haupt eines Menschen, der den Geist aufgegeben hat.

Diese Biegung finden wir fast überall hier, in Saint Quen zum Beispiel in der Kathedrale von Rouen, in Saint Jean de Poitiers, in Tours, in Reims, manchmal auch ersetzt der Architekt diese Erinnerung an den Erlösertod durch den an den Märtyrer, auf dessen Namen die Kirche

geweiht ist. So glaubt man in der gewundenen Achse von Saint Savin das Rad zu erkennen, auf dem dieser Heilige zerbrochen wurde.

Doch dies ist Ihnen wahrscheinlich alles bekannt. Hier kommt etwas Unbekannteres.

Wir haben bis jetzt immer nur das Bild des toten, unbeweglichen Christus in unseren Kirchenschiffen abgebildet gesehen. Jetzt will ich Ihnen eine Kirche zeigen, die nicht nur die Umrisse des göttlichen Leichnams wiedergibt, sondern die seinen noch lebenden Körper abzubilden trachtet, eine Kirche, die mit dem Anschein von Beweglichkeit begabt ist, die versucht, sich mit Jesus am Kreuze zu rühren.

Dieser Versuch ist in der Abtei zu Preuilly sur Claise in der Touraine gemacht worden. Die Pläne und Photographuren dieser Basilika sind in einem interessanten Bande gesammelt worden, den ich Ihnen gerne einmal leihen will. Der Autor, der Dechant Hicardat, ist Pfarrer an dieser Kirche. Sie erkennen dann leicht, daß die Lage dieses Heiligtums die eines Körpers nachbildet, der in der Schräge liegt, der nach einer Seite hinstrebt und sich neigt.

Und dieser Körper bewegt sich mit der gewollten Verlegung der Achse, deren Beugung gleich beim ersten Balkenfach beginnt und sich weiter entwickelnd durch die Schiffe, das Chor, die Abside, bis zur Haube geht, wodurch der Gedanke an einen schlenkernden Kopf hervorgerufen wird.

Besser wie in Chartres, in Reims, in Rouen, gibt dies bescheidene Gotteshaus, das unbekannte Benediktiner errichteten, mit den Schlangenlinien der Flucht der Säulen, der Schräge seiner Gewölbe, die Gestalt unseres Erlösers am Kreuze wieder. In allen andern Kirchen haben die Architekten die Starrheit des Leichnams wiedergegeben,

das nach dem Verschneiden geneigte Haupt, während in Preuilly die Mönche den unvergeßlichen Augenblick festgehalten haben, der im Johannesevangelium zwischen dem „Sitio“ und dem „Consummatum est“ liegt.

Die alte Kirche Tourangelle ist also ein Abbild des gekreuzigten, aber noch lebenden Christus.

Doch wenden wir uns jetzt zu den innern Organen des Tempels und bemerken wir beiläufig, daß die Länge einer Kathedrale, die Langmut und Geduld der Kirche in Schicksalsschlägen versinnbildet, ihre Breite die Nächstenliebe, die die Seelen erweitert, ihre Höhe die Hoffnung auf zukünftige Belohnung und wenden wir uns jetzt zu den Einzelheiten.

Das Chor und der Hochaltar symbolisieren den Himmel, das Schiff malt die Erde und da man den Schritt, der den Himmel von der Erde trennt, nicht ohne das Kreuz machen kann, hatte man die leider verloren gegangene Gewohnheit, oben an dem gewaltigen Bogen, der das Schiff mit dem Chore verbindet, ein riesiges Kreuz aufzuhängen. Daher kommt auch der Name Triumphbogen, den man der gigantischen Ausbuchtung vor dem Altar beigelegt hat. Überall existiert ja auch heute noch ein Gitter oder eine Schranke, die die beiden Zonen voneinander trennt. Auch der heilige Gregor von Nazianz sah hierin die Scheidewand, die zwischen Gott und dem Menschen aufgerichtet ist. Doch haben der Hochaltar, das Chor und das Schiff noch eine andere Auslegung gefunden. Der erste bedeutet die Jungfrauen, das zweite die keuschen Seelen und das dritte die Gatten. Der Altar ist nach einigen alten Liturgisten Christus selbst, der Ort, wo sein Haupt ruht, der Abendmahlstisch, das Holz, auf dem er sein Blut vergoß,

das Grab, das seinen Leib umschloß, er bedeutet auch die Kirche, und seine vier Ecken sind die vier Ecken des Weltalls, das sie regieren soll.

Hinter dem Altar breitet sich die Abside aus, und zwar in den meisten Kirchen in Form eines Halbkreises, in einigen wenigen nur, wie in Poitiers, in Laon und in Notre-Dame du Fort in Etampes, richtet sich die Mauer rechtwinklig empor, ohne diesen Halbmond zu bilden, dessen Bedeutung einer der schönsten Funde des Symbolismus ist.

Dieser Halbkreis, diese Muschel mit den Kapellen, die das Chor umgeben, ist wirklich ein Abbild der Dornenkrone, die das Haupt Christi krönte. Abgesehen von den Heiligtümern, die vollständig Unserer Mutter geweiht sind, wie hier und Notre-Dame in Paris, ist immer eine der Kapellen, und zwar die größte, mittlere der Jungfrau geweiht, um durch diesen Platz anzuzeigen, daß Maria die letzte Zuflucht der Sünder ist.

Und noch einmal wird sie persönlich dargestellt durch die Sakristei, aus der der Priester, der Stellvertreter Christi, hervorgeht, angetan mit den gottesdienstlichen Gewändern, wie Jesus aus dem Schoße Mariens hervorging, nachdem er sich mit dem Gewande des Fleisches bekleidet hatte.

Man muß immer wiederholen, jeder Teil der Kirche, jeder Gegenstand, der dem Kultus dient, ist die Übersetzung einer theologischen Wahrheit. In dieser Architektur ist alles Erinnerung, alles Echo und Reflex, und alles hat Beziehung aufeinander. So ist auch der Altar, das Abbild unseres Herrn, mit weißem Leinen bedeckt, um an das Leinentuch zu erinnern, mit dem Joseph von Arimathäi

seinen Körper einhüllte, und dies Leinen muß aus den reinen Fäden des Hanfes oder Flachses gewebt sein. Der Kelch wird manchmal als ein Ausdruck der Herrlichkeit, manchmal als ein Zeichen der Schmach genommen, nach der am meisten vertretenen Ansicht bedeutet er das heilige Grab und die Patene wird zum Stein, der das Grab deckte, und das Meßtüchlein zum Leichentuch.

Wenn ich nun noch sage, daß dem heiligen Nil zufolge die Säulen die göttlichen Dogmen, und nach Durand de Mende die Bischöfe und die Kirchenlehrer bedeuten, daß die Kapitäle die Worte der heiligen Schrift sind, daß das Pflaster der Kirchen Glauben und Demut versinnbildet, daß die Emporkirche und das Singchor den Berg bedeuten, auf dem Jesus lehrte, daß die sieben vor dem heiligen Sakrament angezündeten Lampen die sieben Gaben des heiligen Geistes meinen, daß die Stufen des Altars an die zur Vollkommenheit erinnern, wenn ich noch erwähnt habe, daß die beiden einander abwechselnden Chöre die Engel und die Gerechten bedeuten, die sich zusammengetan haben, um die Glorie des Allerhöchsten zu singen, so habe ich Ihnen wohl den allgemeinen Sinn der inneren Bestandtheile der Kathedralen und besonders den unseres eigenen Domes auseinander gelegt.

Bemerken Sie nur noch eine Besonderheit, die auch in der Basilika von Mans wiederkehrt, die Nebenschiffe dieser Kirche sind einzig, sie verdoppeln sich um das Chor.“

Aber Durtal hörte ihn nicht mehr. Dieser Monumental-erege in Gedanken entflohen, bewunderte er nur, ohne analysieren zu wollen, die erstaunliche Kirche.

Im Geheimnis des vom Regendampf draußen vertieften Schattens stieg sie immer heller werdend in den

weißen Himmel ihrer Schiffe auf, sich erhöhend wie die Seele, die die Wege des mystischen Lebens sich hinaufmühend, sich reinigt und verklärt. Die Säulen stiegen in zarten Bündeln in so feinen Strahlen empor, daß man glauben konnte, ein Lufthauch werde sie zur Seite biegen, doch erst in schwindelnder Höhe neigten sich diese Stengel von einem Ende der Kathedrale zum andern, hingeschleudert vereinigten sie sich über der Leere, griffen ineinander über, vermischten ihren Saft und entfalteten sich endlich in den kaum noch vergoldeten Blumen der Gewölbeschlufsteine.

Diese Kathedrale war ein erhabener Wille des Stoffes, die Schwere zu überwinden. Wie Ballast warf sie das geringe Gewicht ihrer Mauern von sich, um sie durch eine weniger schwere, durchsichtige Materie zu ersetzen, statt der Undurchdringlichkeit der Steine mußte ihr die Durchsichtigkeit des Glases dienen. Sie vergeistigte sich, wurde ganz Seele, ganz Gebet und stürzte sich dem Herrn entgegen, um ihn zu erreichen. Leicht und gebrechlich, fast ohne Gewicht, war sie der herrlichste Ausdruck der Schönheit, die sich von irdischen Schlacken reinigt, der Schönheit, die seraphisch wird. Sie war zart und bleich, wie eine der Jungfrauen von Roger Van der Weyden, die so filigranhaft erscheinen, so schwächig, daß sie fortfliegen würden, wenn sie nicht das Gewicht ihrer Brokatgewänder und ihrer Schleppen festhielte. Es war dieselbe mystische Vorstellung eines ganz verfeinerten, in die Länge gezogenen Körpers und einer glühenden Seele, die, da sie sich nicht ganz des Leibes entledigen konnte, ihn reinigte, verminderte, ihn fast zu einem Hauche machte.

Das Wort erstarb einem im Munde angesichts dieses

hingerissenen Aufstiegs, dieses Schwunges ihrer Gewölbe und des tollen Glanzes ihrer Fenster. Der Himmel war bedeckt und doch sprühte ein Hochofen voller Funken und Edelsteinblitzen in den Klingen der Spitzbögen, in den glühenden Kreisen der Rosen.

Da oben im Raum lebten wie die Salamander menschliche Wesen, deren Gesichter wie Feuerbrände glühten, und deren Kleider in Brand standen, in einem Firmament von Feuer. Aber diese Feuersbrünste wurden in Schranken gehalten durch einen unverbrennbaren Kreis dunkler Gläser, die die junge helle Freude der Flammen zurückschlugen, durch die Melancholie und den Ernst und das Alter, das uns der Anblick trüber Farben in die Erinnerung ruft. Das Hallali des Rot, die klare Sicherheit des Weiß, das immer wiederholte Halleluja des Gelb, die jungfräuliche Glorie des Blau, dieser ganze flammende Herd erlosch, wenn er sich der Umrandung nahte, die Rostfarbe, Saucenrot, hartes, steiniges Violett, Flaschengrün, Zunderbraun, Rußschwarz und Aschgrau aufwies.

Und wie in Bourges, dessen Glasarbeiten aus derselben Zeit stammen, war auch hier in Chartres ein orientalischer Einfluß sichtbar. Abgesehen von dem hieratischen Aussehen der Personen, der schwerfällig prächtigen und barbarischen Haltung der Figuren erinnerten die Glasgemälde durch ihre Zeichnung und die Einordnung der Töne an Perserteppiche, die sicher den Malern als Vorbild gedient hatten, denn man weiß aus dem Livre des Metiers, daß man im dreizehnten Jahrhundert in Frankreich, ja in Paris selbst Teppiche machte, die denen, die die Kreuzfahrer aus dem Morgenlande mitgebracht hatten, nachgeahmt wurden.

Aber abgesehen von den Gegenständen und den Rahmen schienen die Farben dieser Gemälde sozusagen nur Hofstaat, Diener zu sein, um eine andere Farbe zur Geltung zu bringen, ein unerhört herrliches Blau, ein goldig glänzendes Saphir, ein einzig durchsichtiges klares, schmetterndes Blau, das überall hervorsprühete wie aus den bewegten Gläsern eines Kaleidostops, aus den Rosen des Kreuzschiffes, aus den Fenstern des Vorhofs, wo hinter den schwarzen Eisengittern azurblaue Flammen sprühten.

Kurz Unsere Liebe Frau von Chartres war mit der Farbe ihrer Steine und ihrer Scheiben eine Blondine mit blauen Augen. Sie stellte sich als blonde Fee dar, als lange schlanke Jungfrau mit den Muraugen ihrer weitgeöffneten Rosen. Sie war die Mutter eines nordischen Christus, eines Christus der flandrischen Primitiven, der in himmlischem Ultramarin thronte und den, wie eine rührende Erinnerung an die Kreuzzüge, die orientalischen Teppiche der Glasfenster umgaben.

Und diese Teppiche dufteten nach Sandel und Zimt, nach den köstlichen Spezereien der heiligen drei Könige. Sie waren ein duftender Blumenstrauß gewähltester Dünnungen, die man — auf Kosten von wieviel Blut! — auf den Fluren Palästinas gesammelt hatte und die das Abendland der Madonna unter dem kalten Klima von Chartres darbrachte, als Erinnerung an das Sonnenland, in dem sie gelebt, und wo ihr Sohn das Licht der Welt erblicken wollte.

Wo konnte man für unsere Mutter einen herrlicheren Schrein, einen erhabeneren Wohnort finden," sagte der Kaplan und beschrieb mit einer Bewegung das Kirchschiff.

Dieser Ausruf weckte Durtal aus seinem Nachdenken auf, und er hörte dem Priester wieder zu, der fortfuhr:

„Wenn die Kathedrale, was die Breite ihres Schiffes angeht, einzig dasteht, so erreicht sie doch trotz ihrer wunderbaren Höhe nicht die Maßlosigkeit der Kirche von Bourges, von Amiens oder gar von Beauvais, deren Gewölbe sich achtundvierzig Meter über dem Boden ausspannt. Diese Kathedrale hat allerdings alles versucht, um ihre Schwestern zu übertreffen. So wild in die Abgründe des Himmels geschleudert, schwankte sie, und fiel zusammen. Kennen Sie die Ruinen, die von dieser tollen Kirche übrig geblieben sind?“

„Ja, Herr Vikar. Dieser Hochaltar und die eng zusammengedrückte Abside mit den Säulen, die sich fast berühren, und der wie Seifenblasen irisierende Lichteinfall durch die gläsernen Mauern bringen einen, sowie man eingetreten ist, ziemlich aus der Fassung. Man fühlt eine unbestimmte Unruhe, eine Art übler Erwartung und Verstörung, man hat das Gefühl, diese Kirche ist nicht in Ordnung, ist nicht gesund. Sie lebt nur durch Aushilfsmittel und künstliche Stützen, sie versucht, locker zu erscheinen und ist es nicht, sie reckt sich, ohne doch schlank erscheinen zu können. Sie hat, mit einem Wort gesagt, grobe Knochen. Erinnern Sie sich an die Pfeiler, die glatt und fleischig scheinen wie Buchenstämme und doch so spitz und schneidend sind, wie Vinsen. Welch ein Unterschied gegen die Harfensaiten, die das lustige Knochengerüst von Chartres bilden! Trotz allem, Beauvais ist, wie Reims, wie Paris, eine dicke Kathedrale. Sie haben nicht die vornehme Magerkeit, die ewige Jungfräulichkeit der Formen, das ganze gezüchtete Ansehen der Kirchen von Amiens und besonders von Chartres.

Sind Sie nicht erstaunt, Herr Bitar, über die fortwährenden Anleihen, die das menschliche Genie bei der Natur macht, wenn es gilt, Kirchen zu bauen. Es ist fast sicher, daß die Baumgänge des Waldes der Ausgangspunkt für die geheimnisvollen Alleen unserer Schiffe sind. Sehen Sie sich daraufhin auch einmal die Pfeiler an. Ich verglich schon eben die von Beauvais mit Buchen und Binsen. Erinnern Sie sich jetzt der Säulen von Laon. Sie zeigen die ganze Länge ihres Stammes entlang Knoten und ahmen zum Verwechseln die Anschwellungen riesiger Bambusstäbe nach. Betrachten Sie die Flora der Kapitäle und endlich die Gewölbeflußsteine, in denen die Rippen der Bogen zusammenlaufen. Hier scheint das Tierreich die Baumeister begeistert zu haben. Wird man nicht an eine fabelhafte Spinne erinnert, deren Körper der Flußstein und deren Beine die Bogen sind, die die Gewölbe entlang klettern? Das Bild ist so ähnlich, daß es sich geradezu aufdrängt. Welch ein Wunder überdies, diese gigantische Spinne, die mit ihrem wie ein Edelstein ausgearbeiteten und vergoldeten Körper gewiß das feurige Netz der drei Rosen gesponnen hat!"

„Ich habe noch vergessen zu sagen,“ bemerkte der Kaplan, als sie die Kirche verlassen hatten und durch die Straßen schritten, „welche Zahl in Chartres regiert. Es ist die gleiche wie in Paray le Monial. Auch bei uns geht alles durch die drei. Wir haben drei Schiffe, drei mit je drei Türen ausgestattete Eingänge. Zählen Sie die Säulen des Schiffes, es sind zweimal drei auf jeder Seite. Die Flügel des Seitenschiffes haben auch jeder drei Balkenfächer und drei Säulen, die Fenster unter dem Trio der Rosen sind auch immer in der Dreizahl vor-

handen. Sie sehen, überall hier in Notre-Dame finden Sie die Erinnerung an die heilige Dreifaltigkeit.

Sie ist überhaupt das große gemalte und gemeißelte Inhaltsverzeichnis des Mittelalters.

Und ebenfalls ist sie, wie auch die übrigen gotischen Kirchen die vollkommenste und sicherste Darstellung des Symbolismus. Die Allegorien nämlich, die wir aus den romanischen Kirchen zu entziffern vermögen, sind oft gekünstelt und zweifelhaft und man versteht leicht, warum. Der romanische Stil ist ein Konvertit — ein Heide, der Mönch geworden ist. Er ist nicht katholisch geboren wie der Spitzbogenstil, das Christentum hat ihn in der römischen Basilika entdeckt, hat ihn etwas umgeordnet und für sich brauchbar gemacht. Sein Ursprung ist heidnisch und erst als er älter wurde, hat er unsere Sprache und den Ausdruck unserer Symbole gelernt. Aber trotzdem drückt er meiner Meinung nach im Ganzen ein Symbol aus, er ist die steinerne Abbildung des alten Testaments, das Bild der Buße und der Furcht.“

„Und darüber hinaus noch des Friedens der Seele,“ erwiderte der Kaplan. „Glauben Sie mir, um diesen Stil ganz zu verstehen, muß man zu seiner Quelle hinaufsteigen, in die ersten Zeiten des Mönchwesens, dessen vollkommenster Ausdruck er ist. Wir müssen uns bis zu den Vätern der Kirche, bis zu den Einsiedlern in der Wüste hinaufbegeben. Welches ist der ganz besondere Charakter der Mystik des Orients? Es ist die Ruhe im Glauben, die in sich selbst glühende Liebe, die brennende aber verschlossene, ganz innerlich stumme Hingabe.

Sie finden in den Büchern der Einsiedlerinnen von Agypten nichts von der Hefigkeit einer Magdalena von

Pazzis oder einer Katherina von Siena, noch die leidenschaftlichen Aufschreie einer heiligen Angela. Nichts davon. Keine liebedurstigen Rufe, keine Erschütterungen, keine Klagen. Sie betrachten den Erlöser weniger als Opfer, über das sie weinen, denn als Mittler, als Freund, als mächtigen Bruder. Er war für sie nach dem Worte des Origenes die Brücke zwischen uns und dem Vater.

Als diese Anschauungen von Afrika nach Europa übertragen wurden, veränderten sie sich. Die ersten Mönche des Abendlandes folgten noch dem Beispiel ihrer Vorgänger und sie gründeten oder bauten Kirchen nach den ihnen bekannten um. Ob nun Reue, Schuld oder Furcht von diesen dunklen Mauern ausgedrückt werden, unter den schweren Pfeilern wohnen, in dieser Festung hausen, in die sich der Auserwählte vor dem Ansturm der Welt verschanzt — die romanische Mystik vermittelt uns auch die Vorstellung eines soliden Glaubens, einer männlichen Geduld, einer robusten Frömmigkeit, die so fest gegründet ist, wie die dicken Mauern ihrer Kirchen.

Wenn wir hier nicht die flammenden Extasen der gotischen Mystik finden, die sich in den Springquellen ihrer Bogen der Erde entwindet, so lebt doch das Romanische fest in sich zusammengezogen in gesammelter Glut heiß über die tiefsten Tiefen der Seele gebeugt. Man kann es in dem Satz des heiligen Isaak zusammenfassen: *In mansuetudine et in tranquillitate simplifica animam tuam.*“

„Gestehen Sie, Herr Kaplan, Sie haben eine heimliche Liebe für diesen Stil!“

„Vielleicht in dem Sinne, als er weniger erregt, demütiger, weniger weiblich und klösterlicher ist als die Gotik.

Kurz,“ schloß der Priester und reichte Durtal, da er vor

seinem Hause angekommen war, die Hand zum Abschied, „er ist das Symbol des inneren Lebens, das Bild des klösterlichen Daseins. Er ist mit einem Wort die richtige Architektur für die Klöster.“

Unter der Bedingung allerdings, sagte sich Durtal, daß man es nicht macht wie in Notre-Dame in Poitiers, wo man das Innere mit lächerlichen Tönen und wilden Farben angestrichen hat; denn an Stelle des Eindrucks von Reue oder Ruhe vermittelt dies die Vorstellung von der kindischen Freude eines alten Wilden, der lacht, weil man seine Tätowierung erneuert und ihm die Haut mit roher Lünche beworfen hat.

7.

„Wieviel Gläubige faßt die Kirche?“

„An achtzehntausend,“ erwiderte der Kaplan. „Doch brauche ich wohl nicht zu versichern, daß sie nie ganz voll ist, daß selbst zur Zeit der Pilgerfahrten die ungeheuern Massen des Mittelalters sie nicht ganz füllten. Und jetzt! Chartres ist durchaus nicht, was man eine fromme Stadt nennt.“

„Man ist hier der Religion nicht gerade feindlich gesinnt,“ meinte der Dechant Gévresin, „aber man steht ihr zum mindesten sehr gleichgültig gegenüber.“

„Der Bürger von Chartres ist geldgierig, faul und geil,“ erwiderte der Vikar Plomb, „vor allem aber geldgierig. Die Habgier nimmt hier unter der ruhigen Oberfläche ganz wilde Formen an. Ich weiß aus Erfahrung, daß jeder junge Priester zu beklagen ist, den man in die Beauce schickt, damit er hier die Seelen veredele. Er kommt voller Illusionen hier an und träumt nur davon, mit

eigener Hingabe für den Herrn Eroberungen zu machen. Und er wird gelähmt vom Schweigen und der Herzensleere. Wenn man ihn verfolgte, so würde er doch wenigstens spüren, daß er lebt. Doch man empfängt ihn mit einem Lächeln und nicht mit einer Beleidigung, was schlimmer ist, und bald sieht er die vollkommene Nutzlosigkeit all seiner Anstrengungen, die Nichtigkeit seiner Arbeit ein, und verliert den Mut.

Die Geistlichkeit ist hier, man kann wohl sagen, ausgezehrt. Sie besteht fast nur aus heiligen Priestern, doch alle müssen tatenlos hinvegetieren. Sie lesen nicht, sie arbeiten nicht, die Untätigkeit hier in der Stadt lähmt sie und sie sterben fast vor Langeweile."

"Sie selber allerdings nicht," rief Durtal lachend aus. "Sie haben ja Arbeit! Sie haben mir doch erzählt, daß Sie sich um die Seelen der schönen Damen bemühen, die hier geruhen, sich um unsern Herrn zu kümmern."

"Sie scherzen ziemlich wild," unterbrach ihn der Kaplan. "Glauben Sie mir, wenn ich Mädchen aus dem Volke und arme Dienstmädchen zu leiten hätte, so würde ich mich nicht beklagen; denn in den einfachen Seelen gibt es noch Tugend, Stärke und Aufschwung. Aber im Kleinbürgertum oder in der Welt der Wohlhabenden! Sie können sich keine Vorstellung davon machen, was es dort für Frauen gibt. Wenn sie Sonntags die Messe hören und zu Ostern zu den Sakramenten gehen, glauben sie, es sei ihnen alles erlaubt; und sie denken viel weniger daran, Christum nicht zu beleidigen, als ihn durch niedrige Listen zu betrügen, zu entzweifeln. Sie führen üble Nachrede, verletzen ihren Nächsten in wilder Weise, verweigern ihm jedes Mitleid und jede Hilfe und reden davon als von kleinen Fehlern ohne jede

Bedeutung — aber einmal am Freitag Fleisch essen, das wäre eine schlimmere Sache. Sie scheinen der Meinung zu sein, das sei die Sünde, die nie vergeben werden kann. Ihr heiliger Geist ist der Bauch. Wie lavieren sie nun um diese Fastensünde herum, wie verstehen sie, gerade an ihr vorbeizustreifen, ohne sich doch das mindeste zu versagen! Welche Beredsamkeit wenden sie auf, um mich zu überzeugen, daß ein Wasserhuhn eine Fastenspeise ist!

Während der Fastenzeit sind sie geradezu von der Wut ergriffen, Dinners zu geben, und sie wenden allen nur erdenklichen Scharfsinn auf, ihren Gästen eine Speisefolge zu verabreichen, in der es nach Fleisch aussieht, obwohl es keins gibt. Da gibt es dann endlose Redereien über die Kriechente, die schwarze Ente und andere kaltblütige Vögel. Sie brauchten eher einen Zoologen als einen Priester für solche Gewissensnöte. In der Karwoche folgt nun eine andere Litanei. Der Befessenheit vom Wassergeflügel folgt nun das Zucken der Charlotte russe. Darf man, ohne Gott zu beleidigen, eine Charlotte russe schleckern? Es sind ja gewiß Eier darin, aber so geschlagen und zerquirlt, daß es eigentlich eine höchst asketische Speise ist. Die kulinarischen Gespräche wachsen an, der Beichtstuhl wird zur Speisekammer, der Priester zum Koch.

!Sie würden sich aber sehr wundern, wenn man ihnen sagte, sie machten sich des Lasters der Völlerei schuldig. Habe ich nicht recht, Herr Konfrater?"

Der Dechant Gévresin nickte zustimmend. „Ja,“ sagte er, „es sind leere und was schlimmer ist, unbearbeitbare Seelen.“

Sie sind für jeden Gedanken der Großmut verschlossen und betrachten die Beziehungen zum Erlöser wie Anstands-

pflichten ihres Standes, als zum guten Ton gehörig; aber sie suchen nie vertraut mit ihm zu werden und beschränken sich wohlüberlegt und freiwillig nur auf Höflichkeitsbesuche.“

„Wie man sie am Neujahrstag einem alten Verwandten macht,“ fügte Durtal hinzu.

„Nein, zu Oftern,“ verbesserte ihn Frau Bavoil.

„Unter diesen Beichtkindern gibt es die schreckliche Spielart der Deputiertengattin,“ erzählte der Vikar weiter. „Er bekämpft die Kirche und erwidert auf die Vorwürfe seiner Frau: Ich bin im Grunde doch ein besserer Christ als Du. Nach jeder Sitzung erzählt sie von neuem von den privaten Tugenden ihres Mannes und beklagt das Benehmen des Gatten in der Öffentlichkeit und die ganze Geschichte endet immer mit einigen Lobsprüchen, die sie sich selber spendet, ja fast damit, daß sie eine Bitte um Entschuldigung von uns erwartet für all die Unruhe, die ihr die Kirche macht.“

Der Dechant lächelte und sagte:

„Als ich in Paris einer Pfarre auf dem linken Ufer zugeordnet war, wo sich ein großes Modenhaus befindet, habe ich noch eine andere Art von Frauen kennen gelernt. An den Tagen, an denen das Warenhaus eine weiße Ausstellung oder dergleichen ankündigte, flutete ein wahrer Strom von gutgekleideten Damen in die Sakristei. Diese Frauen wohnten auf dem andern Ufer, sie waren ins Quartier gekommen, um Einkäufe zu machen, und da sie offenbar noch einen zu großen Zudrang zu den Verkaufstischen wahrnahmen, beschlossen sie, ein wenig zu warten, bis die Menge sich verlaufen habe, um dann in Ruhe ihre Wahl treffen zu können. Da sie nun aber nicht wußten, was sie mittlerweile anfangen sollten, so flüchteten sie in die Kirche, und

da das Bedürfnis, zu plaudern, sich meldete, ließen sie sich den diensthabenden Priester kommen, schwatzten im Beichtstuhl wie im Salon und vertrieben sich auf diese Weise die Zeit."

"Da sie nicht wie die Männer ins Kaffeehaus gehen konnten, so gingen sie in die Kirche," lächelte Durtal bitter.

"Vielleicht auch wollten sie," setzte Frau Bavoli hinzu, "einem unbekannten Geistlichen einen Fehler gestehen, den sie ihrem Beichtvater nicht anvertrauen mochten."

"Da ist ja ein ganz neuer Gesichtspunkt, der Einfluß der großen Modehäuser auf den Besuch des Beichtstuhls!" rief Durtal aus.

"Auch die Bahnhöfe spielen hier ihre Rolle," warf der Dechant Gévresin dazwischen. "Die Kirchen, die in der Nähe der großen Bahnhöfe liegen, werden von einer ganz besonderen Art von Reisenden besucht. Auf sie paßt die Bemerkung, die die gute Frau Bavoil eben gemacht hat. Viele Frauen aus der Provinz, die den Pfarrer oft zu Tisch bei sich haben, wagen nicht ihren Ehebruch bei ihm zu beichten, weil es ihm ein Leichtes sein würde, den Namen des Geliebten zu erfahren und die Situation des Priesters, der in der Intimität ihres Hauses lebt, dann eine höchst peinliche wäre. Deshalb nehmen sie ihren Aufenthalt in Paris wahr, den sie sich unter irgend einem Vorwand verschaffen, um einem andern Geistlichen, der sie nicht kennt, zu beichten.

Wenn eine Frau ihre Beichte damit beginnt, daß sie von ihrem Pfarrer absprechend redet, ihn als wenig klug und ohne Erziehung hinstellt und ihm die Fähigkeit, die Seelen zu leiten, abspricht, so kann man sicher sein, daß das Bekenntnis einer Sünde gegen das sechste Gebot folgt."

"Das ist ja ein bewundernswerter Mangel an Schüch-

ternheit, mit dem diese Leute um den lieben Gott herumtreiseln!" rief Frau Bavoil aus.

„Es sind unglückliche Wesen, die einen ungefähren Überschuß ihrer Pflichten und ihrer Laster mit uns vornehmen. Aber lassen wir sie ruhen und gehen wir zu dringenderen Dingen über. Haben Sie uns, wie sie es versprochen, ihren Aufsatz über Fra Angelico mitgebracht? Lesen Sie ihn uns vor.“

Durtal zog sein Manuscript aus der Tasche, das er eben beendet und noch heute nach Paris schicken wollte.

Er nahm in einem der Strohlehnstühle Platz, mitten im Zimmer des Vikars, in dem sie saßen und begann:

„Die Krönung der Jungfrau“ des
Fra Angelico im Louvre.

Die Anordnung dieses Gemäldes erinnert an den Baum Jesse, dessen Zweige auf jeder Sprosse eine menschliche Figur tragen und sich wie die einzelnen Rlingen eines Fächers entfalten und aufschichten, bis sie oben auf einem letzten höchsten einzelnen Zweig die strahlende Blüte einer Jungfrau zeigen. In der Krönung der Jungfrau des Fra Angelico entfaltet sich zur Rechten und Linken der oberen abgetrennten Gruppe, wo Christus unter einem fein ausgearbeiteten steinernen Baldachin die Krone, die er mit beiden Händen hält, auf das geneigte Haupt seiner Mutter niederlegen will, ein ganzes Spalier von Aposteln, Heiligen und Patriarchen, die wie ein dichtes enggedrängtes Laubwerk vom Boden des Bildes aufsteigen, bis sie oben zu beiden Seiten des Rahmens in eine unübersehbare Blütenfülle von Engeln enden, die sich mit ihren heiligenscheingeschmückten Häuptern vom Blau des Himmels abheben.

Die Verteilung der Personen ist folgende:

Zur Linken, unten am Throne, unter dem Baldachin im gotischen Stil beten kniend der heilige Nikolaus, Erzbischof von Mira; er trägt die Mitra und umfaßt seinen Krummstab am Schaft, von dem wie eine zusammengefaltete Fahne das Manipel herabhängt; der heilige Ludwig, der König mit der liliengeschmückten Krone, die heiligen Mönche Antonius, Benedikt, Franziskus, der heilige Thomas, der ein offenes Buch trägt, auf dem die ersten Verse des Ledeums zu lesen sind. Der heilige Dominikus, der eine Lilie in der Hand trägt, der heilige Augustinus, der eine Feder hält, dann aufsteigend der heilige Marcus und der heilige Johannes, die ihre Evangelien tragen, der heilige Bartholomäus, der das Messer zeigt, mit dem er geschunden worden ist, der heilige Petrus, der heilige Andreas, der heilige Johannes der Täufer, dann noch weiter hinaufsteigend der Patriarch Moses — und nun das gedrängte Chor der Engel mit ihren golden umkreisten Häuptern vor dem Thur des Firmamentes.

Zur Rechten unten sieht man vom Rücken zur Seite eines Mönches, der vielleicht der heilige Bernhard ist, Maria Magdalena bei einem Gefäß mit Spezereien knien, in einem zinnoberroten Gewande, dann hinter ihr die mit Rosen gekrönte heilige Cäcilie, weiter die heilige Clara oder die heilige Katherina von Siena in einem blauen, mit Sternen übersäten Kopfstuch, ferner die heilige Katherina von Alexandria, auf das Rad, mit dem sie gefoltert ward, gestützt, die heilige Agnes, die ein Lamm in ihren Armen liebkost, die heilige Ursula, die einen Pfeil schleudert und noch andere, deren Namen unbekannt sind; alles heilige Frauen, die dem Bischof, dem König, den Mönchen und

Ordenssistern gegenüber stehen. Dann sehen wir die Stufen des Thrones entlang postiert den heiligen Stefan mit der grünen Palme der Märtyrer, den heiligen Laurentius, mit seinem Roste, den heiligen Georg im Kürass und im Helm, den heiligen Petrus, den Dominikaner, der an seinem geborstenen Schädel kenntlich ist, dann noch höher hinauf den heiligen Matthäus, den heiligen Philippus, den heiligen Jakobus den Älteren, den heiligen Juda, den heiligen Paulus, den heiligen Matthias, den König David und zum Schluß den Engeln zur Linken gegenüber wieder eine Gruppe von Engeln, deren von einem Goldkranz umrandetes Angesicht sich von einem Horizont reinen Ultramarins abhebt.

Trotz aller erlittenen Auffrischungsmißhandlungen strahlt dieses in Gold gepreßte und gegrabene Bild in der klaren Frische seiner Eiweißmalerei. Als Ganzes stellt es eine Treppe dar, wenn man so sagen darf, eine runde Treppe mit doppelter Stiege und ihre Stufen sind ein köstliches goldgesticktes Blau. Die erste Stufe links unten wird durch den azurnen Mantel des heiligen Ludwig gebildet, andere bestehen aus einem herauslugenden Stückchen Stoff, dann aus dem Gewande des heiligen Johannes und noch höher, ehe sie die Lazulifläche des Himmels erreichen, aus dem Kleide des ersten Engels.

Die erste Stufe zur Rechten unten besteht aus dem Umhang der heiligen Cäcilie, andere aus dem Leibchen der heiligen Agnes, den Umhüllungen des heiligen Stefan, der Tunika eines Propheten und noch höher hinauf, ehe wir an die lapisfarbenen Gefilde des Himmels gelangen, aus dem Kleide des ersten der Engel. Das Blau, das das Bild beherrscht, ist also regelmäßig staffelweise fast auf die gleiche

Art zu jeder Seite des Thrones ausgebreitet. Und dieses über die Gewänder gebreitetete Azur, deren Falten kaum durch ein wenig Weiß angegeben sind, ist von einer erlesenen Heiterkeit, einer unerhörten Reinheit. Dies unbeschreiblich schöne Blau stellt mit Hilfe des Goldes, dessen Glanz die Häupter umkränzt, das sich über die schwarzen Gewänder der Mönche hinschlängelt, als Ypsilon über das Gewand des heiligen Thomas, als Sonnen oder vielmehr als ausgefranzte Chrysanthemen auf den Kutten des heiligen Antonius und des heiligen Benedikt zu sehen ist, in Sternen auf dem Kopfstuch der heiligen Klara strahlt, in durchbrochenen Stidereien, in Buchstaben, die Namen bilden, in Verzierungen auf Halsstücken, an den Kleidern der andern Heiligen aufglänzt, dies Blau stellt die Farbensseele des Werkes.

Ganz unten auf der Szene dient ein prächtiger roter Fleck, das Kleid der Magdalena, das sich in der Flammenfarbe einer der Stufen des Thrones widerspiegelt, auf einigen verlorenen Stücken Stoffes wiederkommt, oder fast unter goldenem Laubwerk wie auf dem Chormantel des heiligen Augustinus ersticht, als Sprungbrett, um sich in den prachtvollsten Aktord zu schwingen.

Die andern Farben scheinen nur die Rolle notwendiger Füllfarben, unerläßlicher Stützpunkte zu spielen. Sie sind auch in der Mehrzahl von einer verblüffenden Häßlichkeit und Gewöhnlichkeit. Sehen Sie die verschiedenen Grün an: sie gehen von der Farbe gekochten Chicorees bis zum Olive und bis zu den ganz abscheulichen Thronstufen, die das Bild in zwei Streifen gekochten und in weichen Straßenasphalt gefallenen Spinats durchschneiden. Das einzig erträgliches Grün ist das auf dem Mantel der heiligen Agnes,

es ist ein mit vielem Gelb gespeistes Parmesangrün, das das sichtbare Futter mit seiner angenehmen orangenen Nachbarschaft noch frischer wirken läßt.

Und nun sehen Sie dies Blau, das Fra Angelico in den himmlischen Abschattungen so über alle Worte prachtvoll mischt; wenn er es verdunkelt, wird es sogleich weniger prächtig und fast trübe, zum Beispiel das Blau des Kopftuches der heiligen Klara.

Überraschender noch ist die andere Tatsache, daß dieser beredte Maler des Blau sammelt, sobald er mit der andern Engelfarbe, dem Rosa, arbeitet. Das Seine ist weder leicht noch naiv, es ist trübe, wie Blut, das mit Wasser gemischt ward oder wie englisches Pflaster, wenn es nicht gar die Abschattung von Weinhefe annimmt, wie das Rosa, das sich auf den Ärmeln des Gewandes Christi ausbreitet. Noch schwerfälliger liegt es auf den Wangen der Heiligen.

Da sieht es sozusagen glasiert aus, wie gebadener Zuckerguß und hat die Farbe von Himbeersirup, der auf Eierteig gefallen ist.

Dies sind die einzigen Farben, deren sich Fra Angelico bedient: ein wundervolles Himmelblau und ein gewöhnliches Blau, ein beliebige Weiß, ein strahlendes Rot, ein paar trübe Rosa, ein klares Grün, mehrere dunklere Grün und Gold. Es gibt bei ihm kein Immortellengelb, kein strahlendes Strohgelb, höchstens ein glanzloses, schweres Gelb für die Haare der Heiligen, es gibt kein wirklich freies Orange, kein schwaches oder tiefes Violett oder doch nur ganz versteckt in dem Futterfleckchen eines Chormantels und an einem kaum sichtbaren Kleide eines Heiligen, das durch den Rahmen abgeschnitten ist, man sieht kein Braun außer vielleicht ebenfalls an einem versteckten, kaum wirk-

samen Ecken. Seine Palette ist, wie man sieht, sehr beschränkt.

Und sie ist symbolisch, wenn man recht darüber nachdenkt. Er hat für seine Farben getan, was er für die ganze Anordnung des Bildes getan hat. Dies Bild ist ein Hymnus auf die Keuschheit und er hat um die Gruppe des Erlösers und seiner Mutter die Heiligen gestaffelt, die sich um diese Tugend am stärksten auf der Erde verdient gemacht haben, den heiligen Johannes den Täufer, der der lechzenden Unreinheit der Herodias zu Gefallen geköpft wurde, den heiligen Georg, der eine Jungfrau vor dem symbolischen Drachen rettete, die heilige Agnes, die heilige Klara, die heilige Ursula; Ordensgründer wie den heiligen Benedikt und den heiligen Franziskus, einen König wie den heiligen Ludwig, den heiligen Nikolaus von Mira, der die Prostitution der drei Jungfrauen verhinderte, die ihr hungriger Vater verkaufen wollte. Alles, bis auf die kleinsten Einzelheiten, bis auf die Attribute der Personen, ja bis zu den Stufen des Thrones, deren Zahl auf die neun Chöre der Engel hinweist, ist in diesem Werke symbolisch.

So ist es gewiß auch erlaubt, zu glauben, daß er die Farben gewählt hat um der Allegorien willen, die sie ausdrücken.

Das Weiß, das Symbol des höchsten Wesens, der absoluten Wahrheit, wird von der Kirche in ihrem Schmuckwerk an den Festen Unseres Herrn und der Jungfrau angewandt, weil es die Güte, die Jungfräulichkeit, die Nächstenliebe und göttliche Weisheit und Pracht versinnbildet, wenn es sich mit dem Glanz des Silbers steigert.

Das Blau wird gebraucht, weil es die Keuschheit, die Unschuld, die Aufrichtigkeit bedeutet. Das Rot, in den Werken

der Primitiven die Farbe des Kleides des heiligen Johannes wie das Blau die des Gewandes der Maria, das Rot die Farbe des gottesdienstlichen Schmuckes an dem Feste des Heiligen Geistes und der Passion, weil es das Leiden, die Barmherzigkeit und die Liebe bedeutet.

Das Rosa versinnbildet die Liebe zur ewigen Weisheit und nach der heiligen Mechthilde auch den Schmerz und die Leiden Christi.

Das Grün, das die Liturgie in den Zeiten der Pilgerfahrten anwendet und das die Lieblingsfarbe der heiligen Benediktina zu sein scheint, da es in ihr den Gedanken an die Frische der Seele und den ewigen Säftezufluß aufregt, das Grün, das in der Hermeneutik der Tönungen die Hoffnung der wieder geborenen Kreatur anzeigt, den Wunsch nach der letzten Ruhe, das nach dem anonymen Engländer aus dem 13. Jahrhundert das äußere Zeichen für Demut, nach Durand de Mende für die Kontemplation ist.

Und weiter hat Fra Angelico freiwillig davon abgesehen, Abschattungen zu gebrauchen, die das Laster versinnbildeten, ausgenommen natürlich bei den Farben der Ordenskleider, die bei dieser Verwendung aber auch einen andern Sinn bekommen.

Das Schwarz, die Farbe des Irrtums und des Nichts, das Siegel des Todes, bedeutet nach der Schwester Emmerich schlecht angewandte und verlorene Gaben.

Das Braun, das nach derselben Schwester das Synonym der Aufregung, der Unfruchtbarkeit und Dürre ist, das Braun, das aus Schwarz und Rot besteht, aus Rauch, der das göttliche Feuer verdunkelt, das Braun ist satanisch.

Das Grau die Asche der Buße, das Zeichen für Heim-

suchungen und die Farbe für Halbtrauer ersetzte früher im Ritus während der Fastenzeit das Violett. Es ist eine Ehe aus Schwarz und Weiß, aus Tugenden und Lastern, aus Freuden und Leiden, der Spiegel einer weder guten noch schlechten Seele, das Abbild des mittelmäßigen Wesens, des lauen Geistes, den der Herr ausspeit aus seinem Munde, das Grau, das nur durch die Beifügung von ein wenig Reinheit zu erheben ist, von ein wenig Blau, wodurch es zum Perlgrau und eine fromme Abschattung wird, ein Schritt gegen den Himmel, ein erster Anstieg auf dem Wege zur Mystik.

Das Gelb wird von der Schwester Emmerich als Zeichen der Trägheit betrachtet, als Abscheu vor dem Leiden. Im Mittelalter wurde es dem Judas zugeschrieben und gilt als Stigma des Verrates und des Meides. Das Orange, das sich als Enthüllung der göttlichen Liebe erweist, der Vereinigung des Menschen mit Gott, indem es das Blut der Liebe mit den sündlichen Tönen des Gold mischt, das aber auch noch in einer schlimmeren Bedeutung genommen werden kann, im Sinne von Lüge und Angst und, wenn es sich ins Fuchsbrot wendet, die Zerstörung der von ihren Fehlern abgehehten Seele versinnbildeten kann, den Haß der Liebe, die Verachtung der Gnade, den vollständigen Untergang.

Dann die Farbe der welken Blätter, die den moralischen Verfall bedeutet, den geistlichen Tod, die auf immer verlorene Hoffnung auf lebendiges Grün.

Endlich das Violett, mit dem die Kirche sich an den Sonntagen im Advent und in der Fastenzeit bekleidet, sowie auch zu allen Bußgottesdiensten. Es war die Farbe des Leichentuches der französischen Könige, bedeutete während des Mittelalters die Trauer und bleibt auf immer die traurige Livree der Exorzisten.

Weniger erklärlich ist zum Beispiel die beschränkte Wahl seiner Gesichtstypen, denn hier ist jeder Symbolismus unnütz. Sehen Sie sich einmal seine Männer an. Die Patriarchen mit den bärtigen Köpfen haben keineswegs dieses hostienfarbige, fast durchsichtige Fleisch und die bestimmten Knochen, die das Pergament einer trockenen und fast durchsichtigen Haut zu durchstoßen scheinen und uns an die Blume erinnert, die man Papstpfennig nennt. Alle haben regelmäßige und liebenswürdige Gesichtszüge. Alle sind sie sanguinische und sich wohl befindende Leute, die aufmerksam und fromm vor sich hinsehen. Auch seine Mönche zeigen ein volles Gesicht und rosige Wangen. Keiner seiner Heiligen hat die Haltung eines Anachoreten, den die Fasten niedergedrückt haben oder die erschöpfte Magerkeit eines Asketen. Alle sehen sie einander leicht ähnlich, zeigen gleiche Wohlbeleibtheit und verwandte Züge. Sie bilden auf diesem Gemälde eine friedliche Versammlung sehr braver Männer.

So erscheinen sie einem wenigstens auf den ersten Blick.

Und die Frauen stammen aus der gleichen Familie. Sie sind Schwestern, die einander alle mehr oder weniger ähnlich sehen, alle sind sie blond und frisch mit hellfarbigen Augen, schweren Lidern, runden Gesichtern, alle bilden sie das ein wenig einfältig aussehende Gefolge der Jungfrau mit der langen Nase in dem Vogelsköpfchen, die zu Füßen Christi kniet.

Alle diese Persönlichkeiten kann man in kaum vier Typen einteilen, wenn wir das mehr oder weniger vorgeschrittene Alter einer jeden in Rechnung setzen und die Veränderungen, die durch die Haar- und Barttracht, die Profil- oder en face Stellung hervorgerufen werden.

Die einzigen, die nicht ein gleichförmiges Ganze bilden, sind die Engel im noch geschlechtslosen Übergangsalter, die in ganz hinreißender Schönheit erscheinen. Sie sind von unvergleichlicher, von mehr als menschlicher Reinheit mit ihren blauen, rosa, grünen, goldbeblühten Kleidern, mit ihren blonden oder roten, zugleich lustigen und schweren Haaren, ihren keuschen niedergeschlagenen Augen, ihrem wie Baummark weißen Fleisch. Ernst und entrückt spielen sie die Laute und die Theorbe, die Viola d'amour und die Geige und singen den ewigen Ruhm der allerheiligsten Mutter.

Also sowohl in seinen Typen wie in der Anzahl seiner Farben hat sich Angelico sehr beschränkt.

So ist also trotz der erlesenen Schar der Engel dies Bild einförmig und gewöhnlich? Dies berühmte Bild wird überschätzt?

Rein! denn die Krönung der Jungfrau ist ein Meisterwerk, und über alles, was die Begeisterung davon sagen kann, erhaben. Es übertrifft jede Art Malerei und durchstreift Bezirke, in die die andern Mystiker des Pinsels nie gekommen sind.

Hier ist nicht mehr nur eine überlegene Arbeit der Hand, nicht mehr ein geistreiches und echt religiöses Werk, wie sie Roger van der Weyden und Quentin Metsys machten, es ist etwas ganz anderes. Mit Angelico betritt ein Unbekannter die Szene, die Seele eines Mystikers, der zum kontemplativen Leben gelangt ist und von dem es sich nun wie in einen reinen Spiegel auf seine Leinwand ergießt.

Es ist die Seele eines außerordentlichen Mönches, eines Heiligen, die uns aus diesem farbensüßen Spiegel, über die gemalten Gestalten gegossen, anblickt. Und den Grad des

Vordringens auf dem Wege der Vollkommenheit dieser einzigen Seele können wir aus diesem Werke erkennen, das sie so ganz widerspiegelt.

Seine Engel, seine Heiligen, führt er bis zum völligen Aufgehen in Gott, bis zur höchsten Stufe der Mystik. Da sind die Schmerzen des langsamen Anstiegs nicht mehr. Da ist die Fülle der ruhigen Freuden, der Frieden des vergöttlichten Menschen. Angelico ist der Maler der in Gott versunkenen Seele, der Maler des Herzens, seines eigenen heiligen Herzens.

Nur ein Mönch konnte solche Malerei versuchen. Gewiß die Metsys, die Memling, die Thierry Bouts, die Gérard David, die Roger van der Weyden waren ehrliche und fromme Menschen. Auf ihren Tafeln liegt ein Abglanz vom Himmel; auch sie strahlten die Gestalten, die sie malten, mit ihrer Seele an, aber wenn sie ihnen auch den Stempel wunderbarer Kunst aufdrückten, so konnten sie ihnen doch nur die Innerlichkeit einer Seele verleihen, die erst im Anfang der christlichen Askese lebt. Sie konnten nur Leute malen, die wie sie selber, erst in den Vorzimmern des Seelenschlosses wohnen, von dem die heilige Theresia spricht, und nicht im Saale der in Mitte liegt, in dem im Strahlenkranze Christus thront.

Sie waren meiner Meinung nach bessere Beobachter, waren geschickter, gelehrter und tiefer, ja sogar größere Maler als Angelico, aber sie waren noch von ihrer Arbeit eingenommen, lebten in der Welt, konnten sich zuweilen nicht enthalten, ihren Jungfrauen das Ansehen eleganter Damen zu geben, waren noch bewohnt von Erinnerungen an die Erde, erhoben sich nicht, wenn sie arbeiteten, vollkommen über ihr sonstiges Dasein, blieben mit einem Wort

Menschen. Sie sind bewunderungswürdig, sie haben das Flehen eines glühenden Glaubens gemalt, aber sie hatten doch nicht diese besondere Kultur der Seele, die man nur in der Stille und im Frieden des Klosters erwerben kann. Sie haben die Grenze des seraphischen Bezirkes, in dem dieser Naive lebte, nicht überschreiten können, der seine geschlossenen Augen nur öffnete, um zu beten oder um zu malen; dieser Mönch, der nie nach außen gesehen, der nur in sich hineingeblickt hat.

Was man von seinem Leben weiß, bestätigt seine Malerei. Er war ein demütiger und zarter Ordensmann, der betete, ehe er seine Pinsel in die Hand nahm, und der nie eine Kreuzigung malen konnte, ohne in Weinen auszubrechen.

Durch den Schleier seiner Tränen wurde seine Vision nur engelhafter, goß sich in der Klarheit der Ekstase aus, und er schuf jene Wesen, die nur noch den Schein von Menschen haben und die irdische Schale unserer Formen, Wesen, deren Seelen schon weit weg über dem Käfig ihres Fleisches schweben. Wir wollen sein Bild durchforschen und sehen, wie sich das unbegreifliche Wunder des Seelenzustandes von dem wir reden, auf ihm darstellt.

Die Typen der Apostel und der Heiligen sind, wie wir gesagt haben, nicht ungewöhnlich. Doch betrachten Sie das Antlitz dieser Männer genauer, so wird Ihnen auffallen, wie wenig sie im Grunde der Handlung, der sie bewohnen, acht haben. Wie auch immer die Haltung sei, die ihnen der Maler gegeben, sie sind alle ganz in sich selbst versunken und schauen die Szene nicht mit den Augen des Körpers, sondern ausschließlich mit den Blicken ihrer Seele. Alle forschen sie in sich hinein. Dort wohnt der Erlöser und sie sehen ihn da besser im Hofe ihres Innern, als hier draußen

auf seinem Throne. Und gerade so verhält es sich mit den Heiligen. Ich habe gesagt, daß sie unbedeutend aussehen, und das ist wahr. Aber wie ihre Züge sich unter dem Ansturm des Göttlichen verändern und fast bedeutungslos werden! Sie scheinen ganz hinweggeschwemmt zu werden vom Strom ihrer Anbetung und selber unbeweglich stürzt ihr Selbst doch gegen den himmlischen Bräutigam. Nur eine einzige scheint sehr schwer aus ihrem fleischlichen Behälter schlüpfen zu können, die heilige Katharina von Alexandria, die mit ihren vergehenden Augen, den salzfärbefarbenen Augenäpfeln weder einfach noch sanftmütig wirkt wie ihre Schwestern; sie sieht noch die männliche Gestalt des Christ, sie ist noch Weib. Sie ist, wenn man so sagen darf, die Sünde in diesem Werke.

Aber alle diese geistigen Grade, die sich in den Gesichtern der gemalten Personen ausdrücken, sind eigentlich doch nur Mittel in diesem Werke. Die erhabene Himmelfahrt des Gold und die keusche Auffahrt des Blau sind nur geschaffen, um eine Treppe reiner Freuden zu der erhabenen Stufe zu führen, auf der der Erlöser und die Jungfrau stehen.

Hier, vor der Mutter und dem Sohne schwingt sich der verzückte Künstler noch über sich selbst hinaus. Man sollte glauben, daß der Herr, der in ihn eingekehrt war, ihn nun über seine Sinne hinaus verklärt, so sehr sind Liebe und Keuschheit in diesem Bilde, über alle Möglichkeiten menschlicher Beschreibung hinaus, Gestalt geworden.

Nichts kann die ehrerbietige Dienstfertigkeit, die zukommende Liebenswürdigkeit, die Sohnes- und Vaterliebe dieses Christ beschreiben, der lächelnd seine Mutter frönt. Und Sie ist fast noch unvergleichlicher als Er. Hier findet Lob keine Worte mehr. Das Unsichtbare erscheint in

dem Wesen von Farbe und Linie. Ein Gefühl unendlicher Ergebenheit, glühender und doch verhaltener Anbetung, bricht aus dieser Jungfrau aus, die die Arme vor der Brust kreuzt und unter ihrem Schleier ihr zartes Taubenköpfchen mit den niedergeschlagenen Augen und der ein wenig langen Nase neigt. Sie ähnelt fast dem heiligen Johannes, dem Apostel, der hinter ihr steht und ihr sanftes und feines Antlitz, das bei jedem andern Maler entzückend und leicht wäre, strahlt eine ganz unaussprechliche Reinheit aus. Sie ist fast nicht mehr im Fleische; der Stoff, der sie umhüllt, bläht sich sacht unter dem Hauch des Geistes, der sie bildet. Maria lebt in einem glorreich sich verflüchtigenden, schon verklärten Körper.

Man versteht nun die Abtissin von Ugreda, die behauptet, daß Maria befreit von gewissen Befleckungen war, die das weibliche Geschlecht ertragen muß, und man glaubt dem heiligen Thomas, der versichert, daß ihre Schönheit die Sinne reinige und nicht beunruhige.

Sie ist ohne Alter. Sie ist kein Weib und ist kein Kind mehr. Man weiß nicht einmal, ob sie eine Jungfrau ist, dies Mädchen, so vergeistigt, so über alles Menschliche erhoben, so außerweltlich, so erlesen in Reinheit, so auf immer keusch ist sie.

Sie steht in der Malerei ohnegleichen da. Die andern Madonnen sind, mit ihr verglichen, vulgär, gewöhnlich; jedenfalls sind sie Frauen. Sie allein ist der weiße Halm des göttlichen Kornes, des Eucharistischen Weizens. Sie allein ist die unbefleckt Empfangende, die Regina Virginum der Litaneien, und sie ist so jung, so unbefangen, daß es scheint, als kröne der Sohn seine Mutter, ehe sie es noch gewahr wird.

Hier bricht das übermenschliche Genie des sanften Mönches in seine glühendsten Blüten aus. Er hat gemalt wie andere gesprochen haben, unter dem unmittelbaren Einfluß der Gnade. Er hat gemalt, was er in sich sah, wie die heilige Angela von Foligno erzählt hat, was sie in sich hörte. Sie waren beide in Gott aufgegangene Mystiker. Die Malerei des Fra Angelico ist ein Bild des Heiligen Geistes selbst, durch das reine Sieb der reinsten Kunst hindurchgeseiht. Und weiter fällt uns beim Nachdenken auf, daß diese Seele eher die eines weiblichen als eines männlichen Heiligen ist. Versetzen wir uns einmal vor eines seiner andern Bilder, vor eine seiner Passionen zum Beispiel. Wir sehen uns da nicht vor einer der wilden und leidenschaftlichen aufgeregten Erzählungen eines Metshs oder Grünewald, er hat weder ihre herbe Männlichkeit, noch ihre düstere Energie, noch ihre tragischen Schauer; er weint mit dem verzweifelnden Schmerz eines Weibes. Er ist eine kunstbegabte Ordensfrau eher, als ein Mönch, und aus dieser ganz in Liebe getauchten Empfindlichkeit, die im mystischen Dasein den Frauen besonders vorbehalten ist, hat er die rührenden Gebete und zarten Klagen seiner Werke geschaffen.

Und konnte er nicht nur aus dieser weiblichen Wesensfarbe unter dem Antrieb des heiligen Geistes jene ganz seraphische Heiterkeit, die wirklich himmlische Verherrlichung unseres Herrn und seiner Mutter schaffen, wie er sie in der „Krönung der Jungfrau“ ausgedrückt hat, die, nachdem sie jahrhundertlang in der kleinen Kirche San Dominiko da Fiesole verehrt worden ist, sich nun im Louvre birgt, wo sie in dem kleinen Saale der italienischen Schule bewundert wird.

„Ihre Studie ist sehr gut,“ sagte der Vikar, „aber lassen sich die Prinzipien eines gemalten Ritus, wie Sie sie bei Angelico zu finden glauben, so genau auch bei andern Malern herauslesen?“

„Nein, wenn wir die Farben so auslegen, wie es Angelico als Nachfahr seiner klösterlichen Vorfahren, den Ausmalern der Meßbücher tat, und sie nur ihrer gebräuchlichsten und strengsten Bedeutung nach verwendete.

Aber Ja, wenn wir das Gesetz des Gegensatzes anwenden wollen, die Regel der Kontraste, wenn wir uns erinnern, daß der Symbolismus auch ein System des Konträren in sich birgt, in dem er mit einigen Abschattungen, die gewisse Eigenschaften andeuten, die entgegengesetzten Laster zu bezeichnen erlaubt.

Kurz, eine unschuldige Farbtonung kann in einem umgekehrten, üblen Sinn genommen werden, und umgekehrt eine üble Farbe in einem guten Sinne gebraucht werden, bemerkte der Dechant Gévresin.

So ist es. Die frommen Laienkünstler sprachen im allgemeinen eine Sprache, die von der der Mönche abwich. Die liturgische Sprache der Tönungen änderte sich im Augenblick, da sie über die Mauern der Klöster hinausdrang. Sie verlor ihre ursprüngliche Unbiegsamkeit, und wurde weicher. Angelico folgte der Auffassung seines Klosters ganz wörtlich und beobachtete mit der gleichen Gewissenhaftigkeit die Vorschriften der religiösen Kunst, die zu seiner Zeit so strenge Geltung hatten. Um nichts in der Welt hätte er sie übertreten, denn er betrachtete sie als eine kanonische Pflicht, als einen einmal festgelegten gottesdienstlichen Text. Aber seit die ungeistlichen Laien die Herrschaft in der Kunst an sich rissen, legten sie uns schwierigere

Lesarten mit verzwickterem Sinn vor und der Symbolismus der Farben, der bei Angelico noch so einfach ist, wird, wenn wir annehmen wollen, daß die späteren Künstler in ihren Werken seiner Rechnung getragen hätten, eigentümlich schwer verständlich, ja fast unmöglich, zu übersetzen.

Wir wollen ein Beispiel dafür suchen. Das Museum in Antwerpen besitzt ein Tryptichon von Roger van der Weyden unter dem Titel: Die Sakramente. Im Mittelstück, das der Eucharistie geweiht ist, vollzieht sich das Opfer des Erlösers in zwiefacher Form, einmal in der blutigen Form der Kreuzigung, und dann in der mystischen Form des reinen Opfers am Altar hinter dem Kreuze, zu dessen Fuße Maria, der heilige Johannes, und die frommen Frauen weinen, und ein Priester die Messe zelebriert und die Hostie erhebt, inmitten einer Kathedrale, die wie die Leinwand den Hintergrund des Bildes ausmacht.

Auf dem linken Flügel sieht man in deutlichen kleinen Szenen die Sakramente der Taufe, der Firmung und der Buße dargestellt, auf dem letzten rechten Flügel die Priesterweihe, die Ehe, die letzte Ölung.

Dies Bild sichert in seiner außerordentlichen Schönheit mit der Kreuzabnahme des Quentin Metsys den unverwelflichen Ruhm des belgischen Museums, aber ich kann mich nicht dabei aufhalten, Ihnen das Gemälde näher zu beschreiben, ich muß die Betrachtungen, die uns die erhabene Kunst des Meisters aufdrängt, unterdrücken und will jetzt nur noch von dem Teile seines Bildes reden, der zu unserem Symbolismus der Tönungen Beziehung hat."

"Aber sind Sie sicher, daß Roger van der Weyden seinen Tönungen einen Sinn unterlegt hat?"

"Ein Zweifel daran ist nicht möglich, denn er hat jedem

Sakrament ein Wappen in verschiedener Farbe mitgegeben, in dem er über jeder Szene, die ein solches versinnbildet einen Engel angebracht hat, dessen Kleiderfarbe sich nach der Natur des von ihm vertretenen Sakramentes richtet. Seine Meinungen liegen also ganz unzweideutig vor uns und dies sind die Farben, die er den Gnadenquellen, die unser Herr für uns eingeseht hat, zuteilt:

Für die Eucharistie grün. Für die Taufe weiß, für die Firmung gelb, für die Buße rot, für die Priesterweihe violett, für die Ehe blau, für die letzte Slung ein so dunkles lila, daß es wie schwarz erscheint.

Nun müssen Sie zugestehen, daß die Auslegung dieser göttlichen Farbenlehre nicht leicht ist.

Die farbige Lesart der Taufe, der letzten Slung und der Priesterweihe ist klar, selbst die der Ehe, das Blau ist für naive Gemüter verständlich und die Versinnbildlichung der Kommunion durch Grün ist fast noch leichter zu erklären, denn diese Farbe meint den Lebenssaft, die Demut ist das Sinnbild der Kraft, die uns erneuert. Doch müßte die Beichte nicht durch Violett ausgedrückt sein und nicht durch Rot? Und wie ist es zu erklären, daß die Firmung durch Gelb dargestellt wird?"

"Rot ist doch die Farbe des heiligen Geistes," erwiderte der Vikar. "So gibt es also schon Abweichungen in der Auslegung des Farbensymbolismus zwischen Angelico und Roger van der Wenden, die doch zur gleichen Zeit lebten. Immerhin scheint mir die Autorität des Mönches die verlässlichere."

"Ich denke dabei," warf nun der Dechant Gévresin ein, "an die Vorder- und Rückseite der Bedeutung der Tönungen, von der Sie eben sprachen, aber wissen Sie auch, daß

diese Regel der Kontraste nicht nur im Bezirk der Tönungen Geltung hat? Sie herrscht in dem ganzen Gebiet der Symbole. Sehen Sie, wie es sich analog mit der Bedeutung der Tiere verhält: der Adler drückt abwechselnd Christus oder den Satan aus und die Schlange, die doch das gebräuchlichste Sinnbild des Dämons ist, kann nichtsdestoweniger wie die eherne Schlange des Moses, Christum vorbedeuten."

„So war also das vorgeahnte Symbol für den christlichen Symbolismus der Januskopf der Heiden mit dem doppelten Angesicht“, warf lachend der Kaplan Bitar ein.

„Diese Allegorien der Palette machen wirklich fortgesetzt feiert gegen sich selbst,“ erwiderte Durtal, „wir haben gesehen, daß das Rot in seiner gewöhnlichsten Anwendung ein Synonym für Nächstenliebe, Leiden und Liebe ist. Sein umgekehrter Sinn ist nach der Schwester Emmerich die Schwere, das Hängen an den Zielen der Irdischkeit.

Das Grau, das Sinnbild für Buße, Traurigkeit und Seelendürre ist auch nach einer anderen Auslegung das Bild der Auferstehung, und ähnlich das Weiß, das das Schwarze durchdringt, das Licht, das ins Grab scheint, um von dort in einer neuen Tönung hervorzugehen, das Grau, eine gemischte Abschattung, noch beschwert mit der Finsternis des Todes, der aufersteht, und das sich erst nach und nach mit dem Weiß des Lichtes erhellt.

Selbst das Grün, das alle Mystiker so günstig erläutern, hat in machen Fällen eine unheilvolle Bedeutung. Es bezeichnet den moralischen Abstieg, die Verzweiflung, entleiht diese traurige Auslegung der Farbe des welken Blattes und bekleidet den fleischlichen Körper der Teufel im Jüngsten Gericht von Stefan Lochner und auch sonst in den höllischen

Szenen, die die Glasscherben der Kirchen und die Leinwände der Primitiven erzählen.

Schwarz und Braun in ihren feindseligen Bedeutungen von Tod und Unterwelt verändern ihre Bedeutung, wenn Ordensgründer sie für ihre Ordensstracht wählen. Schwarz meint dann Entsagung und Buße oder nach Durand de Meinde die Abtötung des Fleisches, Braun und selbst Grau erneuern das Bild der Armut und Demut.

Nun wird auch das Gelb, das sonst in der Auslegung immer eine üble Rolle spielen muß, zum Zeichen der Nächstenliebe, wenn man dem englischen Mönch, der ums Jahr 1220 lebte, glauben will, und es erhöht sich, wenn es sich mit Gold vermischt, bis zum Symbol der göttlichen Liebe, bis zur strahlenden Allegorie der ewigen Weisheit.

So legt auch das Violett, wenn es als Kleidung der Kirchenfürsten auftritt, seinen gewöhnlichen Charakter von Bußfertigkeit und Trauer ab, um eine gewisse Ernsthaftigkeit, einen gemessenen Pomp anzudeuten.

Alles in allem liegt nur die Bedeutung von Weiß und Blau unveränderlich fest."

"Im Mittelalter," sagte der Vikar „wurde nach Yves von Chartres im Kleid der Bischöfe das Violett durch das Blau ersetzt, um sie zu lehren, daß sie sich mehr um die Güter des Himmels, als um die der Erde bekümmern sollten."

"Aber wie kommt es nur," fragte Frau Bavoil, „daß diese Farbe, die ganz Unschuld, ganz Reinheit ist, daß diese eigentlichste Farbe unserer Mutter aus der Zahl der liturgischen Töne verschwunden ist?"

"Das Blau wurde im ganzen Mittelalter bei den gottesdienstlichen Veranstaltungen zu Ehren der Jungfrau an-

gewandt und erst vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts an geriet es in der lateinischen Kirche in Vergessenheit, mit Ausnahme von Spanien. Die rechtgläubigen Kirchen des Orients bedienen sich seiner noch immer.“

„Und warum geriet es bei uns in Vernachlässigung?“

„Ich weiß es nicht, wie mir ebenfalls unbekannt ist, warum so viele Tönungen, die früher in unserer Liturgie gebraucht wurden, verschwunden sind. Wo sind die Farbschattierungen des alten Meßbuches von Paris? Das Safrangelb, das für das Fest der Engel aufbewahrt wurde, das Morgenrosige, das man in manchen Fällen für das Rot nahm, die Aschenfarbe, die das Violett ersetzte, das Rußschwarz, das das gewöhnliche Schwarz an gewissen Tagen ablöste?

Weiter gab es noch eine entzückende Farbe, die der Ritus in Rom noch gebraucht, die aber sonst aus allen Kirchen verschwunden ist, eine Tönung, genannt die trockene Rose, die die Mitte zwischen Violett und Purpur hält, zwischen Freude und Traurigkeit, eine Art von Farbe des Zugeständnisses, eine zwiegeteilte Tönung, deren die Kirche sich am dritten Sonntag des Advents und am vierten der Fastenzeit bedient. Sie bezeichnete damit in einer Zeit der Buße, die zu Ende ging, den Anfang einer neuen Freude, denn Weihnachten und Ostern waren nahe. Es sprach eine Idee von geistigem Morgenrot aus, das sich aus der Nacht der Seelen erhob, einen ganz besonderen Ausdruck, den das nun gebrauchte Violett nicht wieder zu geben vermag.

Ja!, es bleibt bedauerlich, daß das Blau und das Rosa aus den Kirchen des Abendlandes verschwunden ist, sagte der Dechant Gévresin, aber um auf die Ordenstracht zurückzukommen, die das Braun, Grau und Schwarz ihres be-

flagenswerten Rufes entkleidet haben, finden Sie nicht, daß in Hinsicht auf sinnbildliche Bedeutung die Tracht der Nonnen vom Orden Mariä Verkündigung, die am meisten beredte ist? Denn diese Nonnen waren grau, weiß und rot gekleidet, also in die Farben der Passion, trugen außerdem einen blauen Ordensmantel und einen schwarzen Schleier, Erinnerungen an die Trauer unserer Mutter.“

„Das Bild einer ewigen Karwoche,“ rief Durtal aus.

„Eine andere Frage,“ begann nun der Vikar wieder. „Auf den Bildern der Primitiven zeigen die Mäntel, mit denen die Jungfrau, die Apostel und die Heiligen umhüllt sind, in ihren geschickt gelegten Falten die Farbe der Innenseite. Sie ist gewöhnlich eine von der Außenseite ganz abweichende, wie Sie es uns eben am Mantel der heiligen Agnes auf dem Bilde des Angelico gezeigt haben. Glauben Sie, daß, abgesehen von der Wahl der Farbe, von einem technischen Standpunkt aus der Mönch durch den Kontrast der beiden Tönungen irgend etwas hat ausdrücken wollen?“

„Auf der Palette der Symbolisten bedeutet die obere Farbe den materiellen und die untere den moralischen Menschen.“

„Gut — was bedeutet also dann der grüne, orangefarbig gefütterte Mantel der heiligen Agnes?“

„Jenun,“ erwiderte Durtal, „das Grün zeigt die Frische der Gefühle, das Mark zum Guten, und die Hoffnung, die das Orange in seiner guten Bedeutung ausdrückt, könnte zusammen mit dem Grün sehr gut den Akt versinnbilden, in dem sich Gott mit dem Menschen vereint; man könnte aus diesen Angaben sehr gut folgern, daß die heilige Agnes zum völligen Leben in Gott gelangte, zum Besitz des Herrn,

durch ihre Unschuld und die Blut ihrer Wünsche. Sie wäre ein Bild der wünschenden und erhörten Tugend, der belohnten Hoffnung in einem Wort.

Aber immerhin muß ich wieder gestehen, daß es in der Wissenschaft des Farbensymbolismus viele Dunkelheiten und Unverständlichkeiten gibt. In dem Bild im Louvre zum Beispiel bleiben die Thronstufen, die durchaus geäderten Marmor vorstellen wollen, unleserlich. Sie sind in einem rohen Rot, einem saueren Grün und gallfüchtigem Gelb angestrichen, doch was sagen sie außerdem, daß sie die neun Chöre der Engel durch ihre Zahl versinnbilden? Es scheint mir schon schwierig anzunehmen, daß uns der Mönch durch diese groben, schmutzigen Pinselstrichen die himmlischen Hierarchien hat versinnbilden wollen.“

„Aber hat denn die Tönung einer Treppe jemals im Verzeichniß der Symbole einen Sinn bedeuten sollen?“, fragte der Dechant Géoresin. „Die heilige Mechthildis spricht allerdings diese Meinung ausdrücklich aus. So behauptet sie, als sie von den drei Stufen spricht, die zum Altare führen, die erste müsse in Gold gemalt sein, damit wir uns erinnern, daß wir nur durch die Nächstenliebe zu Gott eingehen können, die zweite in Azur, womit die Betrachtung der himmlischen Dinge angezeigt werde, die dritte in Grün, um die Lebhaftigkeit der Hoffnung und das Lob des Himmels anzuzeigen.“

„Mein Gott,“ rief Frau Bavoil aus, die diese Unterhaltung zu erschrecken anfing, „ich habe die Dinge nie so angesehen. Ich weiß wohl, daß das Rot für alle Welt Feuer bedeutet, das Blau die Luft, das Grün das Wasser und das Schwarz die Erde. Das läßt sich verstehen, weil jedes Ding hier mit seiner natürlichen Farbe bezeichnet ist,

aber ich hätte nie gedacht, daß man so kompliziert werden könnte, und daß die Bilder der Maler mit so vielen Absichten gemalt würden.“

„Nur sehr weniger Maler,“ rief Durtal aus, „denn seit dem Mittelalter ist die Lehre der gemalten Sinnbilder dahin. Heute haben die Maler religiöser Bilder auch die geringste Kunde von der Farbensymbolik verloren, wie auch die Architekten die Grundlehren der mystischen Monumentaltheologie nicht mehr kennen.“

„In zahlreichen Bildern der Primitiven gibt es Überfluß an Edelsteinen,“ warf der Vikar ein. „Der Goldstoff der Kleider ist mit ihnen eingelegt, die Halsketten und Ringe der Heiligen strahlen von ihnen, sie sind in feurigen Triangeln in die Diademe eingelassen, mit denen die früheren Maler die Jungfrau krönten. Wir können ebenso wie in den Kleiderfarben auch in der Anbringung dieser Edelsteine eine Absicht vermuten.“

„Ganz gewiß,“ stimmte Durtal zu, „aber der Symbolismus der Steine ist recht konfus. Die Gründe, die dazu geführt haben, mit gewissen Steinen, um der Farbe ihres Wassers und ihres Glanzes willen, eine bestimmte Tugend ausdrücken zu wollen, sind so weit hergeholt, sind so wenig zu beweisen, daß man meistens einen Stein durch einen andern ersetzen könnte, ohne daß sich die Bedeutung der Allegorie, die sie ausdrücken sollen, irgendwie verändern würde. Sie bilden eine Reihe von Synonymen, die leicht eins an die Stelle eines andern treten könnte.“

In dem Schrein der Apokalypse scheinen sie in einer, wenn auch nicht genaueren, so doch imposanteren und großartigeren Bedeutung ausgesucht worden zu sein, denn die Ausleger identifizieren sie mit einer Tugend und selbst mit der Person,

die sich durch diese Tugend ausgezeichnet hat. Sie haben sogar noch mehr ausgerichtet, diese Juwelenkundigen der Bibel, sie haben jedem glänzenden Edelstein ein doppeltes Amt übertragen, sie lassen ihn zu gleicher Zeit eine Person aus dem alten und eine aus dem Neuen Testament versinnbildern. Sie folgen dem Parallelismus der beiden Bücher, indem sie immer zugleich einen Patriarchen und einen Apostel bedeuten, indem sie sie durch eine der Eigenschaften darstellen, die jeder von ihnen in besonders hohem Maße eigen war.

So eignet der Amethyst, der ein Spiegel der Demut und der kindlichen Einfachheit ist, in der Bibel den Zebulon, der ein sanftes gelehriges Wesen ohne Hochmut war und im Neuen Testament dem heiligen Matthias, der ebenfalls ein reines kindliches, friedliches Gemüt gewesen ist. Der Chalcidon meint die Nächstenliebe und man teilt ihn dem heiligen Joseph zu, der so mitleidig, so gütig gegen seine Brüder war und dem heiligen Jakobus dem Älteren, der als erster Apostel für Christum gemartert wurde. Den Jaspis, der Glauben und Ewigkeit versinnbildet, wird Gad und dem heiligen Petrus beigelegt, der Sardonix, der Glauben und Märtyrertum ausdrückt, gehört zu Ruben und dem heiligen Bartholomäus und der Saphir, der Hoffnung und Kontemplation meint, ist das Zeichen für Nephtali und den heiligen Andreas, manchmal auch für den heiligen Paulus, und der Beryll, der die gesunde Lehre, Wissenschaft und Langmut ausdrückt, bezeichnet Benjamin und den heiligen Thomas und so fort. Es existiert übrigens ein Verzeichnis über die gleichen Bedeutungen der Steine, der Patriarchen, der Apostel und der Tugenden von Frau Felicie Anzac, die eine gelehrte Studie über die sinnbildliche Bedeutung der Edelsteine geschrieben hat.“

„Doch bleibt bestehen, daß die Auslegung der Bedeutung der Steine sehr im Ungewissen bleibt, sie ruht eigentlich nur auf Ähnlichkeiten, die man aufs Geratewohl gesucht hat. Im Mittelalter wurde sie hauptsächlich von den Dichtern betrieben.“

„Denen man mißtrauen muß,“ fiel Durtal ein, „denn die Auslegungen der meisten von ihnen sind heidnischen Ursprungs. Das beste Beispiel hierfür ist wohl der heilige Marbod, der, trotzdem er Bischof war, uns die Edelsteine nur zu oft in heidnischem Sinne gedeutet hat.“

Kurz, die mystischen Steingelehrten haben sich ganz besonders bemüht, die Steine aus dem Brustschild Arons und die andern, die in den Grundmauern des neuen Jerusalem blitzen, wie es der heilige Johannes beschrieben hat, auszulegen. In die Mauern Sions sind außerdem die gleichen Juwelen eingelassen, wie in den Hohepriesterschmuck des Bruders Moses', mit Ausnahme des Karfunkels, des Ligers, des Achats und des Onyx, die im Exodus genannt werden, in der Apokalypse aber durch den Chalzedon, den Sardonix, den Chrysopras und den Hyazinth ersetzt werden.

Die Goldschmiede unter den Symbolisten wollten auch Diademe schmieden, um damit die Stirn Unserer Lieben Frau zu schmücken, aber ihre Steingedichte sind sehr einkörmig, denn sie alle stammen aus der Korona Virginis, einem apokryphen Buche des heiligen Ildesons, das früher sich in den Klöstern einer Berühmtheit erfreute.“

Der Dechant Gévresin erhob sich und entnahm seiner Bibliothek einen alten Schmöker. „Das bringt mir eine Sequenz in Erinnerung,“ sagte er, „die ein deutscher Mönch im 14. Jahrhundert, Konrad von Haimburg, zu Ehren der

Jungfrau reimte. Stellen Sie sich eine Litanei auf die Edelsteine vor und jeden Stein als eine Strophe auf eine entsprechende Tugend unserer Mutter.

Dies Steinerne Gebet beginnt mit einem menschlichen Gruße. Der gute Mönch kniet nieder und beginnt:

„Gegrüßet seist Du, heiligste Jungfrau, die Du würdig bist, die Braut des höchsten Königs zu werden. Nimm diesen Ring als Pfand des Bundes an, Maria.“ Und nun zeigt er Ihr den Ring, den er langsam zwischen seinen Fingern dreht, indem er Unserer Lieben Frau den Sinn jedes Steines deutet, der in seinem Golde eingelassen ist. Er beginnt mit dem grünen Jaspis, dem Symbol des Glaubens, mit dem die Jungfrau die Botschaft des englischen Brautwerbers fromm aufnahm; dann folgt der Chalzedon, der im Feuer der Nächstenliebe spielt, die ihre Seele füllt. Der Smaragd, dessen Glanz ihre Reinheit versinnbildet, der Sardonyx, mit den reinen Flammen, der im Frieden ihres jungfräulichen Lebens strahlt, der rote Sardis, der ihr auf dem Kalvarienberg blutendes Herz malt, der Chrysolith, dessen goldiges Schimmern ihre zahllosen Wunder und ihre Weisheit meint, der Beryll, der ihre Demut bedeutet, der Topas, der die Tiefe ihrer Betrachtung versinnbildet, der Chrysopras, der ihre Liebesglut malt, der Hyazinth, der ihre Nächstenliebe ist, der Amethyst, dessen Mischung von Rot und Blau an die Liebe erinnert, die Gott wie Menschen Ihr zollen, die Perle, deren Sinn jedoch in diesem Prosastück ohne genaue Bezeichnung bleibt, der Achat, der uns ihre Demut ins Gedächtnis ruft, der Onyx, der die vielen Gaben, die ihre Gnade verschenkt, versinnbildet, der Diamant, der Kraft und Geduld im Unglück heißt, während der Karfunkel, dies

Auge, das in der Nacht leuchtet, überall die Unendlichkeit Ihres Ruhmes singt.

Weiter zeigt der Spender des Ringes der Jungfrau die übrigen Steine, die in den Ring eingelassen worden und die im Mittelalter ebenfalls als Edelsteine betrachtet wurden: den Kristall, der Reinheit des Körpers und der Seele meint, der Ligur, der dem Bernstein gleicht und ganz besonders Mäßigkeit versinnbildet, der Magnet, der das Eisen anzieht, wie Sie die Saiten der bußfertigen Herzen mit dem Bogen ihrer Güte streicht.

Und der Mönch endet sein Gebet:

„Diesen kleinen Ring, der mit Edelsteinen übersät ist, nimm ihn, glorreiche Himmelsbraut mit Wohlgefallen an. Amen.“

„Man könnte die Anrufungen der Litaneien eine nach der andern fast ganz genau durch je einen Stein wiedergeben,“ sagte der Vikar und öffnete das Buch wieder, das sein Konfrater geschlossen hatte.

„Sehen Sie nur, wieviel Übereinstimmung es zwischen den Anrufungen der Litaneien und den Eigenschaften der Steine gibt.“

Der Smaragd, der in der erwähnten Sequenz das Symbol für unbefleckte Reinheit ist, strahlt er nicht im schimmernden Spiegel seines Wassers die Mater purissima der Litaneien wieder?

Der Chrysolith, der das Sinnbild der Weisheit ist, drückt er nicht genau die Lobpreisung Sedes sapientiae aus?

Der Hyazinth, das Attribut der Nächstenliebe, besonders der den Sündern gebrachten Hilfe, meint er nicht das Auxilium christianorum und Refugium peccatorum des Textes?

Und der Diamant, die Kraft und die Geduld, die Virgo potens?

Und der Karfunkel, der ewige Ruhm, die Virgo praedicanda?

Der Chrysopras, der Feuer bedeutet, das Vas insigne devotionis.

Wahrscheinlich würden wir, wenn wir uns die Mühe gäben und genau zusähen, in diesem Rosenkranz der Edelsteine die ganze Litanei mit allen Lobsprüchen wiederfinden, die wir unserer Mutter zollen.“

„Ganz gewiß,“ sagte Durtal, „wenn wir uns nicht in den engen Rahmen dieses Gedichtes einschränken ließen, denn das Handbuch Conrads ist sehr bündig und das Verzeichnis seiner Analogien kurz. Wenn wir uns der Auslegung der andern Symbolisten bedienen, so könnten wir noch einen andern Ring zusammenschmieden, der dem seinen ähnlich und doch ganz verschieden wäre, denn die Bedeutung der Steine wäre diesmal eine andere. So bedeutet zum Beispiel nach dem alten Abt von Monte Cassino, Bruno d'Asi, der Jaspis Unfern Herrn, weil er unveränderlich grün ohne mögliches Verwelken unsterblich glänzt, der Smaragd meint aus demselben Grunde das Leben der Gerechten, der Chrysopras die guten Werke, der Diamant die unzerbrechlich starken Seelen, der Sardonx, der dem blutigen Kern der Granate gleicht, die Nächstenliebe, der Hyazinth von wechselndem Azur die Besonnenheit der Heiligen, der Beryll, der wie eine in der Sonne flutende Welle getönt ist, die heiligen Schriften, die Christus erläutert, der Chrysolith die Aufmerksamkeit und die Weisheit, weil er die Farbe des Goldes in sich besitzt, die sich mit seiner eigenen mischt und ihm seinen Sinn gibt, der Amethyst den Chor der Kin-

der und der Jungfrauen, denn der Azur, der sich mit seinem Rosa mischt, drängt uns den Gedanken an Unschuld und Schamhaftigkeit auf.

Weiterhin, wenn wir dem Papst Innocenz dem Dritten in seiner Geheimlehre von den Edelsteinen folgen, finden wir, daß der Chalzedon, der im Lichte bleich wird, in der Dunkelheit aufleuchtet, das Synonym für Demut ist, daß der Topas Keuschheit meint und zugleich das Verdienst der guten Werke, daß der Chrysopras, dieser König unter den Mineralien, aber Weisheit und Wachsamkeit versinnbildet.

Wenn wir weniger hoch in die Zeitalter hinaufsteigen und uns bei Corneille de Pierre am Ende des 16. Jahrhunderts aufhalten, entdecken wir in seinem Kommentar zum Exodus neue Auslegungen, denn er schreibt dem Onyx und dem Karfunkel die Keuschheit zu, dem Beryll Heldenmut, dem Liguren von zartem und schimmerndem Violett die Verachtung der irdischen Reichtümer und die Liebe zu den ewigen Gütern.“

„Der heilige Ambrosius sieht in diesem Stein das Symbol für die Eucharistie,“ warf der Dechant Gévresin ein.

„Aber was ist das eigentlich, der Ligure?“ fragte Durtal, „Konrad von Haimburg stellt ihn uns dem Bernstein gleich dar, Corneille de la Pierre glaubt, daß er violett sei und der heilige Hieronymus behauptet, der Ligure habe überhaupt keine Persönlichkeit, er sei ein Pseudonym, unter dem sich der Hyazinth verberge, das Bild der Weisheit, der Klugheit und Umsicht mit seinem himmelblauen Wasser und seinen wechselnden Abschattungen. Wie soll man sich da auskennen?“

„Bei blauen Steinen wollen wir nicht vergessen, daß die heilige Mechthildis im Saphir das Herz selbst der Jungfrau sah,“ warf der Vikar Plomb ein.

„Außerdem,“ nahm Durtal wieder das Wort, „müssen wir hinzufügen, daß neue Variationen über das Thema der Edelsteine noch im 17. Jahrhundert von einer berühmten spanischen Abtissin, der Maria von Agreda, ausgesprochen worden sind, die Unserer Mutter die Kräfte der Steine zuschreibt, von denen im einundzwanzigsten Kapitel der Apokalypse der heilige Johannes spricht. Nach ihr spiegelt der Saphir die Heiterkeit Mariens, der Chrysolith zeigt ihre Liebe zur streitenden Kirche und ganz besonders zum Gesetz der Gnade. Der Amethyst beweist ihre Macht gegen die Horden der Hölle, der Jaspis ist Ihre unbesiegbare Beständigkeit, die Perle Ihre unschätzbare Würde.“

„Die Perle wird vom heiligen Eucherius als die Vollkommenheit, die Keuschheit, die evangelische Lehre angesehen,“ unterbrach der Vikar.

„Aber Sie vergessen unter alldem die Bedeutung anderer glänzender Steine,“ rief Frau Bavoil aus. „Der Rubin, die Granate, der Aquamarin, sind diese alle stumm?“

„Nein,“ erwiderte Durtal, „der Rubin zeigt Ruhe und Geduld an, die Granate strahlt nach Innocenz dem Dritten die Nächstenliebe wieder, nach dem heiligen Bruno und dem heiligen Rupert sammelt der Aquamarin in seinen reinen grünen Farben die theologische Wissenschaft. Es bleiben nur noch zwei Mineralien übrig, der Türkis und der Opal. Der erste wird in der Mystik wenig genannt, er soll die Freude versinnbilden und was den zweiten angeht, dessen Name nirgendwo bei den steinkundigen Mystikern genannt wird, so ist er nichts anderes als unser Chalzedon, der uns als eine Art des Achat beschrieben wird, von unruhiger Farbe, von Wolken durchzogen und im Dunkeln Blitze werfend. Um nun dies Kapitel der symbolischen

Goldschmiedekunst zu vervollständigen, müssen wir noch erwähnen, daß die Reihe der Steine auch noch dazu dient, uns die Hierarchie der Engel ins Gedächtnis zu rufen. Aber auch hier sind die Auslegungen mehr oder weniger genau, und der Einschlag der Ideen in diesem Gewebe mehr oder weniger gekünstelt, mehr oder weniger präzise. Sicher ist, daß der Sardis die Seraphim bezeichnet, der Topas die Cherubim, der Jaspis die Throne, der Chrysolith die Herrschaften, der Saphir die Kräfte, der Onyx die Mächte, der Beryll die Fürstentümer, der Rubin die Erzengel und der Smaragd die Engel.“

„Es ist doch seltsam,“ meinte der Vikar Plomb, „daß die Tiere, die Farben, die Pflanzen bei den Symbolisten bald einen guten, bald einen schlimmen Sinn haben können, die Steine jedoch nur immer einen guten, sie drücken immer nur Eigenschaften, nie Laster aus.“

Warum wohl?“

„Die heilige Hildegard gibt uns vielleicht den richtigen Grund für diese gleichbleibende gute Bedeutung an, wenn sie in ihrem vierten Buche der Physik von den Edelsteinen sagt, daß der Satan sie hasse, sie verabscheue und verschmähe, weil er sich erinnere, daß ihr Glanz einst in ihm gestrahlt habe, ehe er gefallen ist, und auch, weil einige von ihnen durch das Feuer hervorgebracht werden, das seine ewige Qual ist.“

Und die Heilige fügt noch hinzu: Gott, der ihn der Röstlichkeiten beraubte, litt nicht, daß die Edelsteine ihre Kräfte verloren. Er wollte vielmehr, daß sie von der Heilkunst geehrt und angewandt würden, um Krankheiten zu heilen und Übel zu beschwören.

Und wirklich bediente sich das Mittelalter ihrer, um Kuren zu vollbringen und verherrlichte sie in mancher Lobpreisung.

Um nun auf die Bilder der Primitiven zurückzukommen, auf denen die Jungfrau wie eine Blume aus dem bunten Luff der Edelsteine hervorgeht, so darf man wohl behaupten, daß dieser Feuerbrand der Steine in sichtbaren Zeichen die Tugenden Derjenigen erzählt, die in ihm erstrahlt. Doch wäre es sehr schwer, in Hinsicht auf die Stelle, an der der Maler die Schmucksteine anbringt, an der Krone, an dem Gewande, oder an sonst einer Stelle nach einer noch genaueren Meinung zu forschen. Hier ist wohl nur das Gefühl für Harmonie und der Geschmack des Künstlers bestimmend gewesen und nicht irgend eine symbolische Bedeutung.“

„Soviel ist gewiß,“ endete Durtal dies Gespräch und verabschiedete sich von den beiden Priestern, denen, den Glockenschlag von der Kathedrale vernehmend, Frau Bavoil ihre Hüte und ihr Brevier reichte.

8.

Der Zustand der ein wenig hinschmachtenden Ruhe, in dem sich Durtal seit seiner Übersiedelung nach Chartres befand, endigte plötzlich. Eines Tages ließ sich die Langesweile in ihm nieder, der schwarze Überdruß, der ihm weder zu arbeiten noch zu lesen noch zu beten erlaubte, der Überdruß, der einen niederdrückt, bis man nicht mehr weiß, was man tun noch was werden soll.

Nach lastenden, finsternen Tagen, während derer er sich vor seiner Bibliothek hinschleppte, einen Band durchblätterte, ihn wieder schloß, einen andern öffnete, von dem er nicht eine Seite verstand, versuchte er der Last der Stunden durch Spaziergänge zu entgehen und er beschloß endlich, Chartres zu durchforschen.

Er entdeckte dumpfe Gäßchen und tolle Fußpfade, wie den von der Anhöhe Sanct Nikolas, der in eiligster Flucht seiner Stufen sich von der Höhe der Stadt hinunterstürzt, dann den Boulevard des Filles-Dieu, der so einsam unter seinen Baumreihen daliegt, daß es sich wohl der Mühe lohnt, sich einmal auf ihm zu ergehen.

Wenn man von der Place Drouaise ausging, so kam man an einer kleinen Brücke an, wo sich die beiden Arme des Eure vereinigten. Zur Rechten sah man über dem sich windenden Wasser mit den kleinen Hütten, die seinen Lauf verfolgten, die aufgetürmte alte Stadt, die wiederum über sich hinaus die Kathedrale in den Himmel stieß und zur Linken erblickte man, einem Saume riesiger Pappeln gegenüber, die auf Wassermühlen herabsäuselten, Sägewerke und Holzschneidereien und die Waschplätze der Wäscherinnen, die in ihren Waschubern auf Stroh knieten; das Wasser schäumte vor ihnen und zog tintenschwarze Kreise, aus denen beim Flügelschlag vorüberhuschender Vögel weiße Tropfen aufspritzten. Dieser Arm des Flusses, der sich in den Gräben der alten Wälle hinzog, hüllte den untern Teil von Chartres ein, war an einer Seite von den Bäumen der Alleen begrenzt, an der andern durch elende Wohnstätten und winzige armselige Berggärtchen, die bis an den Wasserstreifen herankamen und mit dem andern Ufer durch bretteerne Stege oder gußeiserne Brückchen verbunden waren.

Und nahe an der Porte Guillaume mit ihren ausgezackten Ruchentürmen gab es Häuser, denen man die Eingeweide ausgerissen zu haben schien, denn man sah in der Höhe des Wasserspiegels bei ihnen offene, mit Steinen gepflasterte Keller, in deren Hintergrund man in einem undeutlichen Gefängnislicht die Stufen einer Steintreppe

wahrnahm, und wenn man auf einer kleinen gebogenen Brücke die Porte Guillaume überschritt, deren Gewölbe noch die Fuge der Fallbrücke aufwies, mit der man früher am Abend diesen Teil der Stadt abschloß, traf man auf einen neuen Arm des Fließchens, der wiederum allerlei Bauwerke bespülte, in alten Höfen Verstecken spielte und zwischen verschrobenem Gemäuer herumträumte. Und schon kam einem die Erinnerung an einen ähnlichen Fluß, wenn man dies Wasser, das wie eine Abkochung von schäumendem Rußschnaps aussah, betrachtete. Und um dem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen und die Vision der traurigen Bièvre noch sicherer heraufzubeschwören, stieg einem auch hier der gleiche herbe, rauhe, wie mit Gerberlohe gesäuerte Geruch aus diesem Mistelpüree, als welches sich die Wasser des Eure vorüberschoben, in die Nase.

Man konnte auf den Gedanken kommen, als sei die Bièvre, die jetzt in Paris in Kloaken und Höhlen gefangen gehalten wird, ihren Gefängniswärtern entwischt und habe sich hierher nach Chartres geflüchtet, um hier in den Straßen der Weißgerber, Sämischgerber und Lohfuchsenfabrikanten in freier Luft zu leben. Nur fehlte hier in dieser Stadt die Pariser Landschaft, die in ihrer Unfruchtbarkeit und Unruhe einen wie ein stummes Leiden anmutende Pariser Landschaft. Diese Straßen vermittelten einem einfach den Eindruck eines kranken Marktfleckens, eines armseligen Kleinstadtnestes. Es fehlte dieser zweiten Bièvre die Verführung, die Müdigkeit, die Grazie der erschöpften Pariserin, die das Elend verwelkt und beschmutzt hat. Es fehlte der Reiz, den Mitleid und Bedauern im Anblick der Erniedrigung finden.

Doch waren diese Straßen, die eine Art runder Bewe-

gung um den Hügel, auf dem die Kathedrale emporflog, bildeten, die einzigen in Chartres, die sich zu durchstöbern lohnte.

Hier gelang es Durtal öfters, sich von sich selber zu entfernen, über die müde Traurigkeit dieser Wasser zu träumen und nicht mehr nur an seine eigene Bangigkeit zu denken. Dann kam aber auch schon gleich der Überdruß an diesen beharrlichen Spaziergängen im gleichen Viertel und er durchstrich die Stadt nun nach jeder Richtung hin und bemühte sich, an der Eleganz der Tourelle der Königin Bertha, an dem Hause Claude Huve und an andern alten Gebäuden, die die Unbilden der Zeitalter überstanden hatten, Gefallen zu finden. Aber der Eifer, mit dem er diese durch die Begeisterung der Führer im Vorhinein verdorbenen Reste ehrwürdiger Alter durchforschte, dauerte nicht lange. Da trieb er sich in den Kirchen herum, und wenn auch die Kathedrale alles rings umher niederschlug, so verdiente doch Saint Pierre, die alte Abteikirche eines Benediktinerklosters, die man in eine Kaserne umgewandelt hatte, sehr, daß man vor der Herrlichkeit ihrer Glasfenster verweilte, aus denen Abte und Bischöfe strengen Auges mit ihrem Krummstab herniederschauten. Diese Fenster, die recht von der Zeit gelitten hatten, waren wirklich bizarr. Ihre Spitzbogen aus farblosem Glase waren in der Mitte durch eine Degentlinge, der die Spitze abgebrochen war, geteilt und aus diesen Hälften blickten der heilige Benedikt und der heilige Maurus, Apostel und Päpste, Kirchenfürsten und Heilige in Flammen gekleidet, sinnend aus der weißen Klarheit der Scheiben herab.

Gewiß, die herrlichsten Glasgemälde der ganzen Welt waren in Chartres zu sehen und jedes Jahrhundert hatte

diesen Heiligtümern seinen stolzeſten Stempel aufgedrückt. Die erhabenſte Glasmalerei des 12., 13., ſelbſt des 15. Jahrhunderts war in der Baſilika vertreten, die des 14. Jahrhunderts in Saint Pierre, dann gab es noch einige leider zerſtreute Proben des 16. Jahrhunderts in Saint-Aignan, einer andern Kirche, deren Gewölbe leider Gottes durch Maler unſerer Zeit in der Farbe anisbeſteckten Pfefferkuchens angeſtrichen worden iſt.

Durtal vertrieb ſich einige Nachmittage in dieſen Tempeln, doch der Reiz dieſer langen Studien verſlog auch bald und der Überdruß drückte nur ſtärker auf ihn.

Um ihn zu zerſtreuen zog ihn der Vikar oft aus der Stadt hinaus, aber die Beauce iſt ſo einförmig und platt, daß in der Runde nichts zu finden war, das einem Ausſichtspunkt ähnlich geſehen hätte. Da führte ihn der Prieſter in andere Stadtviertel. Manchmal nahmen dann gewiſſe Gebäude ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch, wie das Gefängniß in der Rue Sainte Thérèſe, nahe beim Juſtizpalast. Sie waren gewiß nicht ſehr achtungsgebietend, dieſe Gebäude, doch wenn man ſich an ihren Uſprung erinnerte, ſo konnten ſie wohl zum Sprungbrett ſtiller Träume dienen. Die Mauern des Gefängniſſes hatten irgend etwas in ihrer ſtarren Höhe, in ihrem klaren Aufbau, das ſich als eine Klausurmauer eines Karmeliterkloſters verriet. Es hatten auch wirklich früher hier Mönche dieſes Ordens gehauſt. Dann gab es einige Schritte weiter in einer Saſſegaffe, das alte Kloſter der Jakobiner, das das Mutterhaus der bekannten großen Gemeinſchaft von Chartres geworden war, der barmherzigen Schweſtern des heiligen Paul.

Der Vikar ließ ihn dieſes Kloſter beſuchen, und er behielt davon die heitere Erinnerung eines Spazier-

ganges auf den Wällen. Der frühere Rundgang war von den Nonnen bewahrt und in einen langen und engen Baumgang umgewandelt worden, der einen bei jeder Biegung vor ein Standbild der Madonna führte, die unbefleckte Empfängnis an einer und die Jungfrau Mutter an der andern Seite. Und dieser Baumgang, der mit Flußkieseln ausgelegt und an den Rändern von Blumen eingefast war, umschloß die ganze Abtei und das Novizenhaus.

„Sehen Sie,“ sagte der Kaplan, „hier hinter dem Damm der Eisenbahnlinie, die nach dem Osten fährt, steht das Haus der Schwestern Unserer lieben Frau und der Karmeliterinnen und hier jenseits der Bahnlinie wohnen die kleinen Schwestern der Armen.“

In der ganzen Stadt sprießen, wie Sie sehen, die Klöster auf; wie in einer Menge nahe beieinander stehender Bienenkörbe wohnen hier die Nonnen aller möglichen Orden zusammen. Gebete summen von jedem Flecke der Stadt empor und halten sich wie ein wohlriechender Rauch über der Luft dieses Ortes auf, dessen Bürger statt gottesdienstlicher Worte nur den Bericht vom Getreidemarkt und den Überschuß der Pferdeverkäufe lesen, zu denen in gewissen Tagen im Café de la place alle Roßtäuscher der Gegend zusammenkommen.“

Abgesehen von dem herrlichen Baumgang auf den alten Wällen empfahl sich das Kloster der Schwestern vom heiligen Paul noch durch seine Ruhe und seine Sauberkeit. In den schweigsamen langen Gängen sah man den Rücken der herumhuschenden Nonnen mit dem weißen Leinendreieck ihres Habits und hörte das Klirren der großen schwarzen Rosentränze, deren Kupferfetten auf dem Rock mit dem Schlüsselbund klingelten. Die Kapelle war im Stil guter

Louis XIV., zugleich kindlich und prächtig, vielleicht zu sehr mit Gold geschmückt und zu sehr gewachst, doch eine interessante Einzelheit am Eingang bildeten die Mauern, die aus riesigen Glasscheiben bestanden. Im Winter konnten die Kranken aus ihrem warmen Saale durch diese gläserne Scheidewand hindurch dem Gottesdienst folgen und den gregorianischen Gesang von Solesmes anhören, den die Nonnen mit gutem Geschmack wieder pflegten.

Dieser Besuch riß Durtal sehr zusammen. Doch bald verglich er wieder die ruhigen Stunden, die er in diesem Kloster zugebracht hatte, mit seinen übrigen und sein Widerwille wuchs vor dieser Stadt, seinen Bewohnern, ihren Alleen, ihrer berühmten Place des Epars, die ein kleines Versailles mimen will mit ihrem anspruchsvollen Kreis von Gasthöfen und anderen öffentlichen Gebäuden und der lächerlichen Statue von Marceau in der Mitte.

Und die Schmachtlappigkeit des Marktfleckens, der bei Sonnenaufgang kaum erwachte und in der ersten Dämmerung unweigerlich wieder einschnarchte! Nur ein einziges Mal sah Durtal die Stadt lebhaft, das war an dem Tage, an dem Monseigneur Le Tillon des Mofflaines seinen Bischofssitz bestieg.

Die Stadt schien galvanisirt zu sein; die frommen Genossenschaften pflogen Rats und Leute, die seit Jahren ihr Haus nicht mehr verlassen hatten, gingen aus.

Man ließ sich von Maurern Gerüste aufschlagen und befestigte an deren Spitzen gelbe und blaue Driflammen, dann verband man die Masten untereinander mit Efeufränzen, deren Blätter mit weißem Zwirn aneinander genäht worden waren.

Die ewig zusammengeklappte Stadt plusterte sich auf.

Ganz überrascht von dieser unerwarteten Geschäftigkeit und dieser ungewohnten Vortäuschung von Leben, ging Durtal dem einziehenden Bischof bis zur Rue Saint Michel entgegen. Dort erhob sich ein riesiges Gestell für gymnastische Apparate, das man von seinen Trapezen und Ringen befreit, mit Tannenzweigen und Goldpapierrosen umwunden und mit einem Bündel kleiner Tricoloren gekrönt hatte, die sich wie Fächerklingen unter einem gemalten Schild aus Pappdeckel auseinanderspreizten. Das sollte den Triumphbogen mimen, durch den die Schulbrüder den Thronhimmel mit dem Bischof fahren sollten.

Und die Prozession, die den Kirchenfürsten im Hospiz Saint Brice abholen sollte, wo er einem uralten Brauche gemäß die Nacht vor der Ankunft in seine Diözese übernachtete, hatte sich unter dem feinen Regen der Gesänge, den hin und wieder der wilde Guß einer Blechfanfare unterbrach, in Bewegung gesetzt.

Langsam, mit gezählten Schritten, zog der Zug zwischen den zwei Reihen von Menschenmassen, die sich auf den Trottoirs aufgestellt hatten, dahin. In den mit Bändern und Guirlanden geschmückten Fenstern erschienen überall Büschel von Gesichtern und überall hingen Oberkörper über die Fensterbänke heraus.

An der Spitze hinter den mit Schabracken bedeckten Rücken breiter Kirchenschweizer schlängelten sich in zwei Reihen die jungen Mädchen aus den Kongregationen, in hartes Blau gekleidet und von weißen Schleiern umweht, dann kamen die Delegationen der Nonnen aus dem ganzen Departement, die Schwestern von der Heimsuchung, die Damen vom Sacre Coeur, die Schwestern von der Unbefleckten Empfängnis, die Pförtnerinnen der Nonnen mit

strenger Klausur, die Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paula und die Clarissen, die mit ihren Gewändern von gebläutem Grau und Lohfuchsenbraun gegen die schwarzen Kleider der übrigen Nonnen abstachen.

Geradezu bizarr war die Form der verschiedenen Kopfbedeckungen.

Die einen hatten weiche und glatte Scheuklappen, andere trugen durch geistreiches Stärken mühevoll hergestellte Röhrensalten auf dem Kopf. Das Angesicht einer Gruppe sah man nur auf dem Grunde eines weißen Tunnels, das Antlitz wieder anderer wurde durch einen ovalen, geschweiften Leinenrahmen wie hervorgetrieben, dafür verlängerte er sich hinter dem Nacken in einen gesteiften Leinwandtegel, der durch mächtige Eisen glanzgebügelt worden war. Dieser Haufen Mönchen erinnerte Durtal an die Landschaft der Pariser Dächer, wo die verschiedenartigen Ofenrohre die Häuser, wie hier diese Hörner die Ordensfrauen krönten.

Hinter diesem Zug dunkler Röcke klingelten wie Fanfaren die roten Kittel der Chorknaben auf. Die Kinder gingen mit niedergeschlagenen Augen und hielten die Arme unter der roten, mit Hermelinschwänzchen befranzten Pelerine gekreuzt und hinter ihnen, einige Schritte vor den andern Gruppen, leuchteten zwei weiße Säulen auf, eine von Franziskanermönchen und eine zweite von Trappisten.

Dann in einer schwarzen Menge schritt das große Seminar von Chartres dahin und das kleine Seminar von Saint-Chéron, das der Geistlichkeit voranging, der unter einem tausendtschönfarbenen Thronhimmel, der an den vier Ecken mit schneeweißen Federn geschmückt war, mit der Mitra auf dem Haupte und dem Krummstab in der Hand, Monseigneur Le Tillon des Mofflaines folgte.

Bei dem Segen, den der Bischof über die Straße vertheilte, standen unbekannte Lazarusse auf, erhoben sich die Toten aus ihren Gräbern. Seine Eminenz vervielfältigte das Wunder Christi! Erloschene, in ihren Lehnstuhl vergrabene, auf die Türschwelle oder am Fensterplatz angenagelte Greise belebten sich für einen Augenblick und fanden die Kraft, das Zeichen des Kreuzes zu machen. Leute, die man seit Jahren für begraben gehalten hatte, brachten es fast bis zu einem Lächeln. Mit verblüfften, stumpfen Augen folgten uralte Kinder dem violetten Kreuz, das die behandschuhte Hand des Kirchenfürsten in die Luft zeichnete. Die Totenstadt regte sich und es schien, als sei sie im Übermaß ihrer Freude auf dem Wege zu einer zweiten Kindheit.

Aber als der Thronhimmel vorübergeschwebt, wurde es plötzlich anders. Durtal starrte entsetzt, von widrigem Lachen geschüttelt, auf das, was ihm folgte.

Ein ganz verrückter Anblick bot sich ihm.

Dem Bischof folgte schlotternd mit bebenden Beinen ein Zug alter Gestalten, die in den zusammengekauften Trödelstam der ganzen Welt gekleidet erschienen. Sie stolperten schwankend dahin, hielten sich einer am andern fest, stützten wankend und kraftlos einander. Da sah man Hosen mit Hängeböden und Elefantenbeinen, ganz aufgeblähte oder wie angeklebt ganz anliegende. Manche wollten durchaus nicht auf die Schuhe herunterlangen, so daß Füße zum Vorschein kamen, auf denen Gummizüge sich wie Würmer ringelten und Knöchel sichtbar wurden, an denen in Tinte gekochte Fadennudeln herumzuwimmeln schienen. Dazu gab es unwahrscheinlich abgeschabte, kahle und aus der Farbe gegangene Jacken, die aus altem Billardtuch, abgelegten Regenplanen und ausgemusterten Wagendecken ge-

geschnitten schienen, Überröcke, die aus altem Eisenblech hätten gemacht sein können, das an den Nähten sich entfirnist hatte, man sah meergrüne, mit Blümchen übersäte Westen, die mit Knöpfen aus Gölze geschlossen wurden. Aber das war alles noch nichts! Wirklich, außerhalb jeder Realität, wahrhaftig wahnsinnig, war die Sammlung von Hüten, die sich diese Habenichtse auf den Kopf gestülpt hatten.

Alle, bis in die Nacht der Zeiten verlorenen Beispiele von abgeschafften Kopfbedeckungen waren da versammelt. Die Veteranen schwankten einher, gekrönt mit Manschetten- schachteln oder Gashähnen, andere wiesen hohe weiße Formen auf, die wie umgestürzte Toiletteeimer wirkten oder wie Spundzapfen, wieder andere hatten sich mit Filzen auf- getafelt, die wie Schwämme oder wie Melonen mit plattem Rand aussahen, so daß sie einen auch an eine auf einem Teller aufgestellte Torte erinnerten. Noch andere stellten auf ihrem Schädel herrliche Klapphüte auf, die auf und nieder wogten und auf ihrer Mechanik, die unter der Seide sichtbar wurde, allein Harmonika spielten.

Der Wahnsinn dieser Elagues überstieg wirklich das Menschenmögliche. Da gab es sehr hohe, deren Schaft sich zu einer Plattform ausweitete, wie bei den Tschakos der Voltigeure des ersten Kaiserreichs, dann wieder niedrige, die in das Maul einer Donnerbüchse endeten oder wie um- gestülpte Kindernachttöpfe aussahen.

Und unter diesem Synedrium angetrunken scheinender Hüte grinsten die faltigen Gesichter der Greise mit ihren entfärbten Kotelettchen an den Wangen und den aufge- sträubten Zahnbürsten an der Oberlippe freundlichst hervor.

Durtal fühlte sich vor dieser Fastnacht der Invaliden von einem frampfhaften Lachen geschüttelt, aber bald legte sich

seine Heiterkeit. Er sah, daß zwei Armenschwestern diese Versammlung fossiler Existenzen führten und er verstand. Die guten Leute waren in erbettelte Lumpen gekleidet, in den Abhub aus alten Schränken, den kein Mensch auf der Welt mehr hatte haben wollen. Die fürchterliche Spasshaftigkeit ihres Anzuges wurde rührend. Die Armenschwestern hatten sich gewiß viel Mühe gegeben, um diesen Wegwurf noch nutzbar zu machen, und von den greisen Kindern, die nicht gerade mit der Mode auf dem Laufenden gingen, warfen sich manche voll Stolz über ihren Anzug noch recht in die Brust.

Durtal folgte dem Zuge bis in die Kathedrale. Als er auf dem kleinen Plage ankam, wurde die Prozession von einem plötzlichen Windstoß durcheinander gerüttelt. Man hielt sich an den Fahnenstangen fest, deren Banner sich aufblähten wie die Segel von Schiffen, und die Menschen, die sich an ihren Schaft geklammert hatten, mit sich fortzureißen drohten. Endlich hatte sich aber doch die ganze Menge schlecht und recht in den Abgrund der Kathedrale hineingestürzt. Das Tedeum war mit der Flut der Orgeln hervorgerauscht. In diesem Augenblick schien es, als ob die Kirche, die sich hingerissen wie ein Pfeil in die Luft schleuderte, verückt durch diesen mächtigsten Gesang sich noch in die Höhe reckte. Das Echo dieses Triumphgesangs schien aus der Tiefe der Zeitalter wieder zu tönen, in denen er so oft diese Mauern erschüttert hatte. Noch einmal war die Musik im Einklang mit dem gewaltigen Schiff, sprach die Sprache, die der Dom in seiner Kindheit gelernt hatte.

Durtal jauchzte. Es schien ihm, als ob Unsere liebe Frau mit ihren Glasfenstern lächele, bewegt bei diesen Tönen, die die Heiligen, die sie geliebt, erfunden hatten, damit die

zerstreuten Lobgesänge der Gläubigen, die ungeformte Freude der Menge ein mal in eine endgültige Melodie, in eine einzigartige Prosa zusammengefaßt wurden.

Doch plötzlich verslog sein Rausch wieder. Das Tedeum war beendet, und das Rollen der Trommler und das Klingen der Hörner und Zinken brach über das Kreuzschiff hin. Und während die Fanfare von Chartres mit der Flugbahn dieser Töne die Mauern der Kathedrale bestürmte, entfloß er, um fern von der Menge zu atmen, die immerhin nicht gewaltig genug war, um das Schiff ganz zu füllen. Nach der Zeremonie hatte er noch dem Vorüberzug der konstituierten Gemeinschaften beigewohnt, die sich zu dem Kirchenfürsten in den Bischofspalast begab.

Dort hatte er sich nun ganz ohne Scham amüsiert. Auf dem Hofe vor dem Palaste wimmelte es von Priestern. Alle Dekanate der Archidiaconate von Chartres, von Chateaudun, von Nogent le Rotrou, von Dreux hatten ihre Scharen von Vikaren und Pfarrern hinter die Ehrenpforte geschickt und die geistlichen Herren schnaubten dort um die grüne Manege einer Rasenfläche im Kreise herum.

Nicht weniger komisch wie die Kostgänger der Armenschwwestern fluteten die Herren aus der Stadt in den Baumreihen herum. Ein Lehrbuch über Mißgeburten schien hier alle seine Beispiele versammelt zu haben. Es war ein bizarres Herumnurren menschlicher Larven, von Kanonenschädeln und Eierköpfen, von Gesichtern, die wie durch eine Flasche gesehen erschienen oder wie durch Spiegel verzerrt oder wie aus dem phantastischen Album Redons entwischt. Es war ein Museum von Ungeheuern, die sich da herumführten. Der Stumpfsinn, das Ergebnis eines mechanischen, von Vätern auf die Söhne lange fortgeerbten

Berufes ließ alle diese Gesichter wie geronnen erscheinen und die Sonntagseleganz und Festlichkeit pflanzte auf all diese übertragene geerbte Häßlichkeit noch die Lächerlichkeit.

Alle schwarzen Leibröcke aus Chartres schlürften einmal wieder frische Luft. Die einen stammten noch aus dem Directoire, verschluckten die Ellbogen, kletterten im Sturm über den Nacken hinaus, saugten den Träger bis über die Ohren ein und blähten ihn auf. Andere schienen im Gegentheil in den Schiebladen kleiner geworden zu sein und ihre zu kurzen Ärmel sägten ihre Träger in die Achselhöhlen, daß sie sich nicht zu rühren wagten.

Ein Geruch von Benzin und Kampfer lag über den Gruppen. Die Kleider, die am heutigen Morgen erst aus ihrer Einmottung genommen und von den Gattinnen gereinigt worden waren, verpesteten die Luft. Die Ofenrohre paßten zu den Oberkleidern. Sie schienen selbständig im Schranke gewachsen zu sein, sie wirkten geradezu immens groß und sahen oft festen Säulen von Pappdeckel ähnlich. Und diese ganze versammelte Welt bewunderte sich, beglückwünschte sich, drückte sich die Hände, die in weißen Handschuhen steckten, die mit Petroleum, mit Gummiarabikum und Radiergummi und Brotkrumen gereinigt worden waren. Plötzlich hatte sich in der Kohorte der Laien und der Priester ein Strudel gebildet. Man stellte sich mit gezogenem Hut vor einem riesigen weißen alten Landauer auf, den eine schwindstüchtige Mähre zog und eine Art von Muskit führte, ein Kutscher, dessen Gesicht sich unter dem Gestrüpp, das ihm über beide Backen bis an die Ohren reichte, prächtig aufblies.

Das Fahrzeug hatte dann vor dem Eingang angelegt und es war ihm ein dicker Mann entstiegen, der in eine

reich mit Gold verzierte, gestickte Uniform eingeschnürt war. Hinter ihm kam ein kleinerer Herr, der in einem hell- und dunkelblau verzierten Anzug erschien und alle grüßten den Polizeipräsidenten, der von einem seiner drei Präsekturräte begleitet erschien.

Sie hatten ihre mit Federn geschmückten Zweispitze abgenommen, ein paar Händedrüce ausgeteilt und waren im Vestibül verschwunden, als nun ihrerseits die Armee in ihren Repräsentanten erschien, einem Kürassieroberst, ein paar Artillerie- und Trainoffizieren, einigen Infanteristen von Graden mit roten Hosen und einem Gendarme.

Und das war alles. Eine Stunde nach diesem Empfang war die kraftlose Stadt wieder eingeschlafen ohne noch die Energie zu haben, ihre Masten und Ehrenpforten abzutragen. Die Lazarusse waren in ihre Gräber zurückgetrohen, die auferstandenen Greise wieder zu den Toten gefallen, die Straßen waren leer. Eine kräftige Reaktion setzte ein, Chartres lag nach diesem Erzeß auf drei Monate erschöpft da.

„Was für ein hoffnungsloses Nest!“, rief Durtal aus.

An manchen Abenden, müde der Nachmittage, die er bei seinen Büchern einsam verbracht, oder während deren er in der Kirche die kanonischen Stunden mitgebetet und zugehört hatte, wie sich die Kanonici von einer Seite des Chores zur andern ihre Psalmen wie Tennisbälle zugeworfen hatten, stieg er nach dem Abendessen auf den Platz hinunter, um eine Zigarette zu rauchen. Für Chartres bedeutete 8 Uhr abends dasselbe wie für jede andere Stadt drei Uhr nachts.

Jedes Licht war erloschen, alles war geschlossen. Sehr preßiert, zur Ruhe zu kommen, hatte die Geistlichkeit die

Jungfrau schon um sieben Uhr eingeschlossen. Kein Gebet, keinen Gesang, keinen Segen, nichts gab es mehr in der Kathedrale. Die wundervollen Augenblicke, da man ins Dunkel hinkniet, die Mutter näher bei sich fühlt, inniger zugegen und zugetaner, die Minuten einer tieferen Vertraulichkeit, wo man ihr weniger bange von seinen Schmerzen spricht, die gab es nicht mehr in Notre-Dame. Ach, man machte sich in dieser Kirche nicht mehr mit späten Lob- und Bittgesängen müde!

Aber wenn er auch nicht ins Innere dringen konnte, so tröstete sich Durtal damit, draußen um die Basilika herumzustreifen. Kaum erleuchtet von dem ungenügenden Licht einiger an den Ecken des Platzes aufgestellter Straßenlaternen nahm die Kathedrale seltsame Formen an. Ihre Portale schienen Höhlen voller Nacht und die Außenseite des Schiffes, zwischen den Türmen und der Abside, mit den im Dunkeln zu erratenden Widerlagern und Strebepfeilern, stieg wie eine, durch unsichtbare Meere angenagte Steilküste empor. Sie bot das Bild eines auf seinem Gipfel durch Stürme ausgezackten und an seinem Fuße durch verschwundene Ozeane in tiefe Grotten ausgehöhlten Berges, und wenn man näher kam, unterschied man in der Dunkelheit undeutlich abschüssige Pfade in dieser Steilküste, die sich wie Serpentinaen mit Geländern dieses felsige Bergland hinaufwanden und manchmal leuchtete auf ihnen im Mondschein die weiße Gestalt eines Erzbischofs auf, der wie ein Gespenst diese Ruinen bewohnte und mit seinem aufgehobenen Steinfinger die Besucher begrüßte.

Doch dieser Gang im Kreise um die Kathedrale, die am Tag so schwerlos, so schlank, so hinauffliegend erschien und in der Finsternis sich verdickte und so schwer und wild wurde,

war auch nicht angetan, um Durtals Schermmut zu zerstreuen. Der Anblick dieser wie vom Bliß geschlagener Breschen und ausgetrockneter Meereshöhlen warf ihn in neue Träumereien und führte ihn nach vielem Herumvagabundieren seiner Gedanken wieder in sich selbst, in sein eigenes, zerfallenes Innere zurück. Und wieder einmal stieg er in seine Seele hinab und versuchte einige Ordnung in seine Gedanken zu bringen.

Ich langweile mich hier zum Krepieren, sagte er sich, und warum?

Und indem er seinen Zustand zu analysieren versuchte, kam er zu folgendem Ergebnis: meine Langweile ist keine einfache, sondern eine doppelte. Oder wenn sie schon aus einer Wurzel entspringt, so teilt sie sich in zwei deutliche Teile. Ich langweile mich bei mir selbst, ganz unabhängig vom Orte oder der gesamten Umwelt meiner Lektüre, und weiter empfinde ich noch die besondere Langweile der Provinz und dieser toten Stadt Chartres.

Ich langweile mich bei mir selbst! Ja, wirklich!, wie leid ich es bin, mich zu überwachen und das Geheimnis meiner Fehler, Irrtümer, Rückfälle und innerlichen Händel zu entdecken! Ich könnte mein Dasein folgendermaßen stempeln: die Vergangenheit war abscheulich, die Gegenwart ist schwach und hoffnungslos und die Zukunft scheint Entsetzen.

Er schwieg. Dann sann er zurück:

Die ersten Tage hier habe ich mich in den Traum gestürzt, den die Kathedrale in mir entzündet. Ich glaubte, sie sei das Gegenmittel, das die Wüste in mir bevölkern würde, das mich in dieser Provinzluft stützen sollte. Und ich ließ mich davon ködern. Gewiß, sie besitzt mich noch, die Kirche und hüllt mich noch in den warmen Schatten ihrer

Krypta ein, aber ich vernünfstele schon, ich erforsche sie in ihren Einzelheiten, ich versuche über Kunst mit ihr zu plaudern und darüber entzieht sich mir der irrationale Einfluß, der schweisgsame Reiz ihres Ganzen. Augenblicklich bin ich weniger von ihrer Seele, als von ihrem Körper besessen. Ich habe Archäologie, diese elende Anatomie der Bauwerke studieren wollen. Ich habe mich ganz menschlich in diese Konturen verliebt und die göttliche Seite meiner Liebe ist so gründlich von mir geflohen, daß nur noch für die irdische Raum in mir geblieben ist. Ach! ich habe sehen wollen und bin verflucht worden. Das ist das ewige Symbol der Seele, was sich da in mir ereignet hat. Und weiter — und weiter — hat nicht auch an der Müdigkeit, die mich zu Boden drückt, der Dechant Gébresin seinen Teil? Er hat die beschwichtigenden und ableitenden Kräfte des Sakraments für mich zunichte gemacht, indem er mich an die Kommunion gewöhnt hat. Und das offenbare Ergebnis dieser Lebensweise ist die Tatsache, daß meine Seele auf dem Rücken liegt und nicht mehr auferstehen kann.

Aber nein, fuhr er nach einer Pause fort, da käme ich schon wieder meinen alten Dünkel, meine ewigen Befürchtungen wider und bin gegen den Dechanten ungerecht. Es ist doch nicht seine Schuld, wenn die Häufigkeit meiner Kommunionen sie kalt macht. Ich suche Sensationen und ich müßte mich doch zuerst davon überzeugen, daß diese Wünsche verächtlich sind. Ja gerade weil ich bei der Kommunion so eifrig bleibe, ist sie verdienstlich und schon besser wie früher. Aber das ist ja leicht gesagt! Welcher Katholik zieht die fühlen den andern vor? Heilige, vielleicht, aber auch sie haben darunter gelitten! Es ist so natürlich, Gott um ein wenig Freude zu bitten und von dieser Vereinigung

zu erwarten, daß Er ein zärtliches Wort spricht, daß Er uns mit einem Zeichen, einem Nichts sagt, daß Er an uns denkt!

Man mag sich drehen und wenden wie man will, man kann nicht anders, als dieses tote Einnehmen des Lebensbrotens als Schmerz zu empfinden, und es kostet wirklich Mühe, sich davon zu überzeugen, daß Unser Herr recht hat, wenn Er uns das Übel verbirgt, das sie bei uns hintanhalten, und den Fortschritt verdeckt, den sie trotz allem uns machen lassen. Denn ohne dies ständen wir vielleicht ganz waffenlos gegen die Angriffe der Eigenliebe und den Ansturm der Eitelkeit da, ohne Schutz gegen uns selbst.

Was aber auch immer die Ursache sei, ich befinde mich hier nicht besser als in Paris, schloß er. Und wenn diese Betrachtungen ihn heftiger anfielen, was besonders an Sonntagen geschah, so bedauerte er lebhaft, den Dechanten Gébresin in die Provinz begleitet zu haben.

Den Sonntag hatte er sich in Paris damit vertreiben können, daß er von einem Gottesdienst in den andern gelaufen war. Er konnte die Messen bei den Benediktinern oder in Saint Séverin hören, die Vesper und die Complet in Saint Sulpice. Hier nichts dergleichen — und dennoch, wo waren bessere Elemente vorhanden, das gregorianische Tageswerk auszuführen als hier in Chartres?

Von einigen uralten Väßen abgesehen, die hier noch herumstellten und abgeschafft werden mußten, gab es doch eine üppige Garbe frischer Stimmen, eine Chorschule von vielleicht hundert Kindern, deren klares, reines Organ die großen melodischen Linien des alten gregorianischen Gesanges herrlich hätten nachzeichnen können.

Aber an Stelle der liturgischen Kantilenen ließ ein dumm:

köpfiger Kapellmeister Sonntags in der unglücklichen Kathedrale eine wahre Menagerie gemeiner Melodien mit den Luftsprüngen von Bisamassen die Säulen und Gewölbe entlang hüpfen. Zu diesen musikalischen Affenspielen wurden die unschuldigen Stimmen der Chorknaben auf's albernste verrenkt. Es war wirklich in Chartres nicht möglich, dem Hochamt beizuwohnen.

Die andern Gottesdienste waren nicht besser. Wenn Durtal die Vesper hören wollte, so mußte er in die niedere Stadt herabsteigen, nach Notre-Dame de la Brèche, wo in einer Kapelle ein Priester, ein Freund des Vikars Plomb, die Chöre von Solesmes eingeführt und mit viel Geduld eine Singschule aus braven Arbeitern und frommen Straßenjungen gebildet hatte.

Die Stimmen, besonders die der Gassenkinder waren mittelmäßig, aber der geschickte Musiker, als welcher sich der Priester zeigte, hatte sie doch zurecht gerichtet und poliert, so daß er mit ziemlichem Anstand die musikalische Kunst von Solesmes in seiner Kirche ausüben konnte.

Sie war nur so häßlich, so übel verschönt mit Bildern Notre-Dame de la Brèche, daß man die Augen schließen mußte, wollte man hier andächtig sein.

Und die Woge all dieser Betrachtungen über Paris, die Eucharistie, die Musik und Chartres betäubten Durtal am Ende so, daß er fast nicht mehr wußte, wo er war. Manchmal jedoch beruhigte sich seine Seele ein wenig, und dann verwunderte er sich über sich selber und verstand sich nicht.

Den Fortzug aus Paris bedauernd, fragte er sich dann, warum nur? Führte ich da ein anderes Leben als ich es jetzt hier führe?

Wurden nicht dort die Kirchen, wurde nicht vor allem

Notre-Dame de Paris, um nur eine zu nennen, ebenso durch gotteslästerliche Gassenhauer verschändelt wie Notre-Dame de Chartres? Dann ging ich doch kaum in den üppigen Straßen spazieren und besuchte letzten Endes doch nur den Dechanten und Frau Bavoil, die ich hier höchstens noch öfter sehe. Und außerdem habe ich durch meinen Umzug einen gelehrten und liebenswürdigen Bekannten gewonnen, den Vikar Plomb, was will ich also eigentlich?

Plötzlich, eines schönen Morgens, klärte sich unerwartet alles für ihn auf. Er erkannte ganz deutlich, daß er bisher auf einer falschen Fährte gesucht hatte und entdeckte die richtige, ohne sie gesucht zu haben.

Um die unbekannten Ursachen seiner Anwandlungen und seines unerklärlichen Unbehagens zu entdecken, hatte genügt, daß er, als er sein Leben zurückbesann, sich plötzlich an La Trappe erinnerte. Ja, daher stammte alles. Nachdem er an diesem Höhepunkt seiner Rückerinnerung angekommen war, konnte er wie von der Höhe eines Berges den Abhang der Jahre hinunter sehen, die er, seit er das Kloster verlassen, verlebt hatte, und er fand in diesem geneigten Panorama seiner Tage folgendes: seit seiner Rückkehr aus Paris war der Trieb zum Kloster ohne Unterbrechung in ihm lebendig gewesen. Der Traum, sich von der Welt zurückzuziehen, friedlich zu leben, ganz nahe bei Gott in der Zurückgezogenheit, hatte ihn ohne Unterlaß verfolgt.

Gewiß, dieser Traum hatte sich ihm nur wie mit Bedauern als ein unmögliches Wunschbild gezeigt, denn er wußte sehr wohl, daß sein Körper nicht kräftig genug war, noch daß seine Seele Festigkeit genug besaß, um es in einem Trappistenkloster aushalten zu können. Aber seine

Einbildungskraft hatte sich von diesem Sprungbrett aus immer wieder auf den Flug begeben, schwebte über allen Hindernissen in Träumereien dahin, in denen er sich als Mönch in einem sanften Klosterleben, in einem milden Orden sah, liebevoll der Liturgie und der Kunst ergeben.

Er mochte noch so sehr, wenn er wieder zu sich kam, die Achseln zucken über diese trügerischen Zukunftsbilder, die er sich in den Stunden der Leere vormachte, auf das Mitleid des Menschen mit sich, den er auf einer offenbaren Unvernünftigkeit ertappt hatte, folgte immer wieder die Hoffnung und der Wille, diese Wohltat einer frommen Lüge nicht ganz zu verlieren, und er begann nun wissentlich eine Chimäre zu reiten, die er für weniger töricht hielt und die ein Entgegenkommen bedeutete, das das Ideal, in dem er es verkleinerte, erreichbarer machte.

Er sagte sich, daß er anstelle eines wirklichen klösterlichen Lebens sich eine genügende Illusion davon bereiten könne, wenn er dem Lärm von Paris den Rücken drehe und sich in ein kleines Nest verkröche.

Und nun merkte er, daß er sich selbst betrogen hatte, als er glaubte, auf die Bitten des Dechanten Gévresin und der Frau Bavoil Paris zu verlassen und nach Chartres zu ziehen.

Gewiß, ohne es zu wissen, ohne es sich eingestehen zu können, hatte er immer unter dem Antriebe des so liebevoll gehegten Traumes gehandelt. War Chartres nicht eine Art klösterlichen Hafens, bot es nicht ein sanftes Ordensleben, bei dem er doch seine ganze Freiheit behalten und auf sein Wohlbefinden nicht zu verzichten brauchte? War es nicht auf jeden Fall an Stelle des unerreichbaren Asketenlebens eine wahre Weide für seine Wünsche? War

es nicht, wenn es ihm gelang, sich allzu anspruchsvoller Begierden zu entschlagen, die endgültige Ruhe, der Frieden, nach dem er sich seit seiner Rückkehr aus La Trappe sehnte?

Nichts von all diesen Hoffnungen hatte sich verwirklicht. Das Gefühl, das ihn schon in Paris belästigt, daß er nicht am richtigen Platze sei, hatte ihn auch in Chartres nicht verlassen. Er kam sich wie auf der Spitze eines Zweiges in der Luft hängend vor und machte sich selbst den Eindruck eines Mannes, der nicht bei sich zu Hause ist, der sich in einer Wohnung herumtreibt, aus der er sich längst hätte aus dem Staube machen sollen.

Er hatte sich getäuscht, als er geglaubt, man könne ein einsames Zimmer in einer schweigenden Umgebung zu einer Zelle machen. Der fromme Schlendrian in der Provinzluft hatte nichts mit einer klösterlichen Umwelt zu tun.

Dies endlich ins Bewußtsein getretene Mißlingen blies die Hitze seines Unbehagens zur Glut an und das Übel, das bisher unbestimmbar in ihm gehaust hatte, brach hier in Chartres deutlich und klar heraus.

Nun gab es einen Kampf ohne Unterlaß in ihm.

Der Dechant Gébresin, den er um Rat fragte, behandelte ihn lächelnd, wie man im Noviziat oder im Priesterseminar den jungen Postulanten behandelt, der seinem Beichtvater eine tiefe Traurigkeit und fortgesetzte Müdigkeit gesteht. Man tut, als nehme man sein Übel nicht ernst, man versichert ihn, daß alle seine Kameraden unter den gleichen Beschwerden, den gleichen Versuchungen und Drängen leiden, man entläßt ihn getröstet, indem man tut, als lache man ein wenig über ihn.

Aber nach Verlauf einiger Zeit war diese Art und Weise nicht mehr wirksam. Da hielt der Dechant seinem Freunde

Stand und als eines Tages sein Beichtkind wieder vor ihm knief, antwortete er ihm:

„Das ist eine Krise, die muß ertragen werden“ und fügte nach einem Stillschweigen wie nachlässig noch hinzu: „Es werden noch ganz andere kommen.“

Und als Durtal bei diesem Worte aufschaute, trieb er ihn in die Enge, um von ihm selbst die Inhaltlosigkeit seiner Kämpfe bestätigt zu hören.

„Sie sind vom Kloster besessen, fuhr er dann fort, gut, wer hindert Sie daran, es damit zu versuchen? Warum lassen Sie sich nicht einmal in einer Trappistenfiedlung nieder?“

„Sie wissen selbst, daß ich nicht kräftig genug bin, um die Ordensregel aushalten zu können.“

„Dann werden Sie doch Laienbruder und treffen Sie in Notre-Dame de l'Autre mit Monsieur Bruno zusammen.“

„Ach, das möchte ich auch nicht! Laienbruder in La Trappe, das ist nicht viel anders als Weltmensch in Chartres! Das ist wieder eine mittlere laie Lebenslage. Monsieur Bruno wird immer Gast im Kloster bleiben und nie Mönch werden. Er hat in Wirklichkeit nur die Unbequemlichkeiten des Gemeinschaftslebens und nicht die Vorteile.“

„Es gibt aber auch nicht bloß Trappistenklöster,“ sprach der Dechant weiter, „werden Sie Vater oder Bruder bei den Benediktinern, schwarzer Mönch mit einem Wort. Die Regel ist sanft. Sie werden dort in einer Welt von Gelehrten und Schriftstellern leben, was können Sie mehr wünschen?“

„Ich widerspreche ja nicht, aber —“

„Was aber?“

„Ach, ich kenne dort niemanden...“

„Nichts ist leichter, als dort bekannt zu werden. Der Vikar Plomb ist ein großer Freund von Solesmes. Er wird Ihnen für dies Kloster alle Empfehlungen geben können, deren Sie nur immer bedürfen.“

„Ja, das ist zu überlegen. Ich will den Vikar auffuchen,“ rief Durtal und verabschiedete sich von dem alten Priester.

„Lieber Freund, der böse Geist foppt Sie,“ warf Frau Bavoil ein, die aus dem Nebenzimmer, zu dem die Türe offen stand, zugehört hatte. Sie trat jetzt, ihr Brevier in der Hand, herein.

„Meinen Sie,“ sagte sie nun und sah ihn unter ihrer Brille her an, „daß man seine Seele ändert, wenn man sie ihren Platz wechseln läßt? Ihre Langeweile ist nicht in der Luft, nicht um Sie herum, sie liegt in Ihnen. Wenn man Sie reden hört, sollte man glauben, daß man seiner inneren Zwietracht entgehen könne, wenn man sich von einem Ort an einen andern begibt. Aber das ist ganz falsch, fragen Sie nur den Vater.“

Und als Durtal, verlegen lächelnd, sich entfernt hatte, fragte sie selber ihren Herrn:

„Was gibts denn in Wirklichkeit?“

„Er leidet an der Prüfung der Dürre, der Niedergeschlagenheit, der Depression, die das innere Wachstum mit sich bringt,“ erwiderte der Priester. „Der Zustand ist schmerzhaft, aber ohne Gefahr. Solange er Geschmack am Gebet behält und seine religiösen Pflichten nicht vernachlässigt, geht alles gut. Dies ist der Prüfstein, an dem wir unterscheiden können, ob der Ursprung einer solchen Erkrankung ein göttlicher ist.“

„Aber Vater, man muß doch etwas tun, um ihn zu erleichtern.“

„Ich kann nichts anderes, als höchstens für ihn beten.“

„Da er nun ganz vom Kloster besessen ist, sollte man ihn nicht dahin schicken?“

Der Dechant hatte eine abweichende Handbewegung. „Diese Prüfungen und die Gedanken und Wünsche, die sie erzeugen, sind noch keine Anzeichen für die Berufung. Ich möchte fast sagen, sie werden im Kloster eher zunehmen als sich vermindern. Von diesem Gesichtspunkt aus ist das Klosterleben für ihn vielleicht sogar vom Übel. Aber es handelt sich hier nicht nur um diese Fragen — da ist noch etwas anderes — und wer weiß: alles ist möglich!

Geben Sie mir meinen Hut, Frau Bavoil, ich will den Kaplan Plomb auffuchen, um mit ihm von Durtal zu sprechen.“

J. K. Huysmans

Die Kathedrale

Roman



Zweiter Band

Kurt Wolff Verlag München

Aus dem Französischen übertragen von Hedda Eulenberg

1.—3. Tausend / Gedruckt im Jahre 1923
von G. Krensing in Leipzig / Einbandzeichnung von Emil Preetorius
Copyright 1923 by Kurt Wolff Verlag A.-G., München

Diese Unterredung war für Durtal sehr nützlich, denn sie zog ihn aus dem Brüten über Allgemeinheiten, auf das er sich seit seiner Ankunft in Chartres versteift hatte. Der Dechant hatte ihn nun in Vausch und Bogen orientiert, indem er ihm einen gangbaren Weg zu einem bestimmten Ziel, zu einem allen bekannten Hafen gezeigt hatte. Das Kloster, das in seiner Phantasie ganz unbestimmt außerhalb von Zeit und Raum existiert hatte und das von der in La Trappe erlebten Wirklichkeit nur die Erinnerung an seinen Gehorsam mitbrachte, um ihm sogleich die Vorstellung eines literarischeren, künstlerischen Ordens mit einer sanfteren Regel in einer milderen Gegend beizugesellen, dies ideale Kloster, das er sich aus Brocken der Wirklichkeit und Traumessfeßen aufgebaut hatte, trat nun bestimmter vor sein Auge. Indem er von einem wirklich existierenden Orden sprach, ihn bei seinem Namen nannte, ja, ein Haus, in dem Mönche nach seiner Observanz lebten, bezeichnete, lieferte der Dechant seinem Beichtkinde eine greifbare Nahrung für sein leidenschaftliches Wortemachen über seinen Zustand; er brauchte nun nicht mehr, wie er es seit langem mußte, ins Leere fauen.

Der Zustand der Ungewißheit, in dem er sich seit so langem herumgetrieben hatte, hörte auf. Er sah ein Ende seiner Nöte, die Wahl hatte sich verengert, es hieß in Chartres bleiben oder nach Solesmes gehen und unverzüglich machte er sich daran, die Ordensregel und das Werk des heiligen Benedikt zu lesen und zu betrachten. Diese Regel, die in der Hauptsache aus väterlichen Einschärfungen und liebevollen Ratschlägen besteht, war ein Wunder an Geschicklichkeit und Milde. Allen Bedürfnissen der Seele

wurde Rechnung getragen und die Nothstände des Leibes berücksichtigt. Sie verstand, indem sie viel verlangte, nicht allzuviel zu fordern, so daß sie sich nach den Erfordernissen der verschiedensten Zeitläufte zu richten und sich im 19. Jahrhundert wie im Mittelalter zu erhalten versucht hatte.

Wie mitleidig und weise sie war, wenn es galt, sich der Kranken und Hinfälligen anzunehmen! Man soll den Kranken dienen, als wäre es Christus selber, sagt ausdrücklich der heilige Benedikt und die Sorge, mit der er sich seiner leidenden Söhne annimmt, die dringenden Ermahnungen, die er an die Abte richtet, sie zu besuchen und nichts zu versäumen, um ihren Leiden Linderung zu verschaffen, enthüllt eine Mütterlichkeit, die bei dem Patriarchen geradezu rührend wirkt.

Gewiß, gewiß, murmelte Durtal, aber es gibt in dieser Regel andere Artikel, die für Missetäter, wie ich einer bin, schwerer zu erfüllen sind, zum Beispiel der folgende:

Niemand habe die Verwegenheit, ohne die Erlaubnis des Abtes das Geringste anzunehmen oder wegzugeben oder etwas als eigen zu besitzen, irgend etwas nur, auch kein Buch, kein Schreibtäfelchen, keinen Griffel, mit einem Wort irgend etwas nur: Ist es seinen Söhnen doch nicht einmal erlaubt, ihren Körper oder ihren Willen als eigen zu haben.

Das ist der furchtbare Paragraph vom vollständigen Verzicht und vom vollständigen Gehorsam, seufzte er. Dieser Satz, der die Väter und die Brüder regiert, greift er auch auf die Laienbrüder über, deren einer ich gerne sein möchte, von denen der Text aber nicht spricht? Das müßte ich nachsehen, übrigens müßte man doch einmal forschen, in wel-

hem Sinne dieser Paragraph ausgelegt wird, denn die Regel ist in ihrer Gesamtheit so sanft und dehnbar, daß sie zwischen großer Härte und großer Milde abwandeln kann.

In den Trappistenklöstern wird die Regel so streng gehandhabt, daß man erstickt, bei den Benediktinern ist sie so lustig, daß die Seele Raum genug findet, um mit Behagen atmen zu können. Die einen halten sich genau an den Buchstaben, die andern nehmen vor allem den Geist des Heiligen in sich auf.

Ehe ich mich aber hier auf irgend etwas festnageln, muß ich den Vikar Plomb sprechen, schloß Durtal. Er begab sich zu dem Geistlichen, hörte aber, daß er seit mehreren Tagen abwesend sei.

Als Vorsichtsmaßregel gegen die Trägheit und aus einem Gefühl für geistige Hygiene stürzte er sich von neuem auf die Kathedrale und versuchte, sie, da er nun von seinen Träumereien weniger besessen war, zu lesen.

Der steinerne Text, den er verstehen wollte, war nicht sowohl an sich schwer zu entziffern, als vielmehr undeutlich durch allerlei Einschübsel, durch Wiederholungen, durch verschwundene oder verstümmelte Sätze. Dann auch durch eine gewisse Zusammenhanglosigkeit, die sich übrigens leicht aus dem Umstand erklärte, daß das Werk, durch verschiedene Künstler im Laufe von zwei Jahrhunderten weitergebracht, verändert und vergrößert worden war.

Die Bildner des dreizehnten Jahrhunderts waren nicht immer den Ideen ihrer Vorgänger gefolgt, manchmal nahmen sie dieselben wieder auf, gaben sie in ihrer persönlichen Sprache aus, verdoppelten sie auch wohl, wie zum Beispiel die Zeichen für die Jahreszeiten und den Tierkreis.

Die Bildhauer des 12. Jahrhunderts hatten auf der Hauptfront einen Steinkalender ausgehauen, die Künstler im dreizehnten hauen ebenfalls einen an der rechten Türöffnung der Nördlichen Pforte aus und rechtfertigten ohne Zweifel den doppelten gleichen Schmuck an derselben Kirche mit der Tatsache, daß der Tierkreis und die Jahreszeiten als Symbole verschiedene Bedeutung haben können.

Nach Tertullian fand man in diesem hinsinkenden und wieder auferstehenden Jahreskreis ein Bild der Auferstehung am Ende der Zeiten. Anderer Auslegung nach bedeutete die Sonne mit ihren zwölf Zeichen die Sonne der Gerechtigkeit, die von den zwölf Aposteln umgeben ist. Der Abt Bulteau glaubt in diesem steinernen Almanach eine Übersetzung der Worte Pauli an die Hebräer zu lesen: der Jesus, der gestern war, ist noch heute und wird immer sein in saecula saeculorum, während der Abt Clerval die einfachere Erklärung gibt: alle Zeiten gehören dem Herrn und sollen ihn loben.

Aber das sind alles nur Einzelheiten, sagte sich Durtal, die Kathedrale aber auch als Ganzes gesehen, ist ein mehrfaches.

Das ganze Bauwerk von Chartres teilt sich äußerlich in drei große Teile, die von den drei großen Eingängen bestimmt werden. Der westliche Haupteingang, der vornehmste, feierlichste Einlaß ins Heiligtum zwischen den beiden Türmen, die nördliche Hauptpforte, die dem bischöflichen Palast benachbart ist, und über der der neue Turm sich erhebt und die südliche Pforte, die der alte Turm flankiert.

Und die Gegenstände, die wir an der Hauptpforte und

der südlichen Pforte lesen können, sind die gleichen. Auf beiden wird der Sieg des Wortes gefeiert, nur mit dem Unterschied, daß an der Mittagspforte Unser Herr nicht mehr nur allein sich verherrlicht wie auf der Abendspforte, sondern daß seine Erwählten und die Heiligen mit ihm frohlocken.

Wenn wir diesen beiden Gegenständen, die wir als einen nehmen können, noch hinzufügen, daß auf dem nördlichen Portal die Jungfrau verherrlicht wird, so sagt uns diese Überschrift über dem Eingang, daß wir ein Gedicht erwarten dürfen, das die Mutter und den Sohn preist und daß dies der Sinn und der Daseinsgrund der Kirche ist.

Wenn man nun die Varianten zwischen dem westlichen und dem südlichen Tore studiert und bemerkt, daß sich ihr Inhalt nur auf die Evangelien bezieht und das alte Testament vollständig dem nördlichen Eingang überlassen wird, so bemerkt man auch, daß die beiden Tore sowohl unter sich, wie auch von jeder andern Domtür verschieden sind.

Abweichend von der fast überall geübten Gepflogenheit der Mystik, so bei Notre-Dame de Paris, wie in Bourges und in Amiens, um nur drei zu nennen, ist das jüngste Gericht, das den Haupteingang der genannten Dome ziert, hier auf das Giebelfeld der südlichen Pforte verlegt.

Ähnlich geht es auch mit der Wurzel Jesse. In Amiens, in Reims, in der Kathedrale von Rouen, erhebt sie sich am Haupteingang, hier in Chartres sprießt sie an der Mitternachtsseite auf. Und wieviel andere Platzveränderungen ließen sich noch aufzählen! Aber was noch seltsamer ist, der Parallelismus der Szenen, den man so oft an der äußeren und inneren Seite einer Wand antrifft, in Stein gehauen

auf der einen Seite und in Glas gemalt auf der anderen, ist in Chartres nicht regelmäßig zu finden. So erhebt sich der Stammbaum Christi im Innern auf einer Glasscheibe des Haupteinganges und sein äußeres Widerspiel erscheint in Stein gehauen auf der äußeren Wand des nördlichen Portales. Wenn also die Gegenstände auf der innern und äußern Seite sich nicht decken, so stehen sie doch irgendwie in Beziehung zueinander, vervollständigen und ergänzen sich. So entfaltet sich das jüngste Gericht hier nicht außen am Haupteingang, sondern leuchtet im Innern aus der großen Rose derselben Mauer. Hier ist also nicht Häufung sondern eine Bereicherung, man hat die Baugeschichte in einem Dialekt angefangen und in einem andern beendigt.

Was aber alle diese Abweichungen oder anderen Beziehungen beherrscht, das ist der durchgehende Gedanke des ganzen Steingedichtes, der wie ein Refrain nach jeder Stein- strophe zu lesen ist, der Gedanke, daß die Kirche Unserer Mutter gehört. Der Dom bleibt diesem Gedanken treu, widmet sich der Jungfrau durchaus. Überall ist sie Herrscherin. Sie nimmt das ganze Innere des Doms ein und selbst im westlichen und Südportale, die ihr nicht gewidmet sind, erscheint sie noch in einer Ecke über dem Giebelfeld einer Thür, in den Kapitälern und hoch auf einem Giebeldach in der Luft. Der englische Gruß der Kunst ist ohne Unterlaß von den Bildhauern aller Zeiten wiederholt worden. Niemals ist diese fromme Kette unterbrochen gewesen. Die Basilika von Chartres ist in Wahrheit das Leben Unserer Lieben Frau.

Trotz aller Widersprüche und Abweichungen, sagte sich Durtal, ist die Kathedrale also lesbar.

Sie enthält eine Übersetzung des alten und des neuen Testaments; sie pflanzte auf die heiligen Schriften noch die apokryphen Schriften, die sich auf die Jungfrau und den heiligen Josef beziehen, einige Leben der Heiligen aus der goldenen Legende von Jacques de Voragine und die Monographien der Célécôles der Diözese Chartres. Sie ist ein ungeheures Wörterbuch der Wissenschaft des Mittelalters über Gott, die Jungfrau und die Auserwählten.

So hat Didron auch fast Recht mit seiner Behauptung, daß sie ein Gegenabdruck der großen Enzyklopädien ist, wie sie im 13. Jahrhundert verfaßt wurden; nur ist die These, die er auf diese wahre Behauptung aufbaut, nicht richtig und wird vom Moment an, da er sie entwickeln will, ungenau.

Er kommt zum Schluß zu der Phantasie, die Basilika sei nur eine einfache Übersetzung des „Speculum Universale“, des Spiegels der Welt von Vincent de Beauvais und ebenso wie diese Sammlung ein Abriss des praktischen Lebens und ein Kommentar der menschlichen Rasse durch die Zeitalter sei. Tatsächlich, sagte sich Durtal und suchte in seiner Bibliothek nach der „Iconographie chrétienne“ dieses Autors, tatsächlich müßte man, wenn man ihm folgt, die steinernen Blätter unseres Buches folgendermaßen wenden: man müßte an dem nördlichen Kapitel beginnen und am südlichen Absatz endigen. Dann findet man, wie er erzählt: zuerst die Genesis, die biblische Kosmogonie, die Erschaffung des Mannes und des Weibes, das Paradies — dann, nach der Vertreibung aus dem Paradiese die Erzählung ihres Wiederkaufs und ihrer Leiden.

Von hier ab, so versichert der Schriftsteller, nahm der Bildhauer die Gelegenheit wahr, den Bewohnern der Ver-

auce die Arbeit mit der Hand und mit dem Kopfe zu lehren. So meißelt er zur Rechten von Adams Fall für alle Augen und zur immerwährenden Lehre für alle, einen steinernen Kalender ein, auf dem alle Feldarbeiten gezeigt werden, dann einen Katechismus der Industrie mit den städtischen Arbeiten, endlich für die intellektuellen Beschäftigungen ein Handbuch der freien Künste.

Und so belehrt, lebt der Mensch von Generation zu Generation bis ans Ende der Welt, bis zum jüngsten Tag, der durch das im Süden angebrachte Bild in üblicher Form dargestellt worden ist.

Dies Repertoire von Steinmetzarbeiten umfaßte also ein Memorial der Naturgeschichte und der Wissenschaft, ein Glossarium der Moral und der Kunst, eine Biographie des menschlichen Wesens, ein Panorama der ganzen Welt. Es wäre also wirklich ein Spiegel der Welt, ein steinerner Abzug des Werkes von Vincent de Beauvais.

Doch hat diese ganze schöne These ein Loch, denn der „Speculum Universale“ des Dominikanermönches wurde nach dem Bau der Kathedrale geschrieben und Didron kümmert sich in seiner These nicht im geringsten um die wichtigen Werte und die verschiedenen Distanzen in dem ganzen bildhauerischen Werk. Er schreibt einer kleinen Statuette, die irgendwo im Mauer Sims versteckt steht, die gleiche Wichtigkeit zu, wie den großen Statuen, die ganz sichtbar in die Augen fallen und das Reliefbild unseres Herrn und seiner Mutter begleiten.

Man kann sogar behaupten, daß es gerade diese Statuen sind, die er ausläßt, wie er überhaupt auch von dem ganzen westlichen Portal absieht, das er nur mit Gewalt in sein System einbeziehen könnte.

Im Grunde hat dieser Archäologe überhaupt nur unsichere Ideen. Er ordnet Wesentliches Nebensächlichem unter und kommt zu einer Art von Rationalismus, der in vollständigem Gegensatz zum Mystizismus der Epoche steht. Er verleumdete das Mittelalter, indem er das Niveau des Göttlichen zum Pegel des Irdischen herabzieht und dem Menschen zuschreibt, was von Gott kam. Das ungeheure steinerne Gebet, das der Glaube von Jahrhunderten gesungen, wird in seinem Buche nur eine Enzyklopädie irgendwelcher moralischer oder gewerblicher Lehren.

Wir wollen es uns einmal aus der Nähe ansehen, fuhr Durtal in seinen Gedanken fort und stieg, seine Zigarette rauchend, auf den Platz hinab. Das Hauptportal, so grüßte er vor sich hin, ist der Eingang an der bevorzugtesten Seite, durch den die Könige das Heiligtum betraten. Er ist das erste Kapitel des Buches und er enthält zugleich den Inhalt des ganzen Gebäudes!

Und dennoch sind sie bizarr; die Schlüsse, die den Prämissen vorausgehen, diese Resapitulationen, die am Anfang des Werkes stehen und die doch, guter Logik folgend, am Schluß in der Abside zum Ausdruck kommen müßten!

Im Grunde nimmt, wenn wir diese Frage einmal beiseite lassen, die so aufgefaßte Fassade an dieser Basilika den Platz ein, den das zweite der Bücher der Weisheit in der Bibel inne hat. Es entspricht dem Psalmenbuch, das auch in gewisser Hinsicht ein Auszug ist, die Summe aller Bücher des alten Testaments und folglich auch ein Memento der ganzen geoffenbarten Religion.

So ist der nach Westen gelegene Teil der Kathedrale beschaffen, doch ist er nicht nur ein Kompendium der Schriften

des alten Testamentes, sondern auch der des neuen. Er ist ein Auszug der Evangelien, ein Abriß der Bücher des heiligen Johannes und der Synoptiker.

Und das zwölfte Jahrhundert tat, als es diese Kirche baute, noch mehr. Es hat dieser Verherrlichung Christi noch neue Einzelheiten hinzugefügt, es folgt von seiner Geburt an der Bibel und begleitet ihn bis über seinen Tod hinaus, bis zu seiner Apotheose, wie die Apokalypse sie verkündet. Es hat die heilige Schrift durch die apokryphen Bücher vervollständigt, indem es uns die Geschichte des heiligen Joachim und der heiligen Anna und manche Episode von der Ehe der Jungfrau mit dem heiligen Joseph erzählt, die dem Evangelium von der Geburt Maria und dem Protevangelium von Jakobus dem Jüngeren entnommen sind.

Übrigens bezogen sich alle alten Heiligtümer auf diese legendären Schriften und es ist unmöglich, irgend eine Kirche zu entziffern, wenn man dies außer acht läßt.

Diese Vermischung der wirklichen und der legendenhaften Evangelien hat übrigens nichts erstaunliches. Wenn die Kirche sich auch weigerte, den Evangelien von der Kindheit und der Geburt Christi, des heiligen Thomas des Israeliten, des Nikodemus, dem Protevangelium Jakobus des Jüngeren, der Geschichte Josephs, göttlichen Ursprung und kanonische Bedeutung zuzuerkennen, so hat sie sie damit doch noch nicht als Ganzes verwerfen oder für eine Anhäufung von Unwahrheiten erklären wollen. Trotz gewisser Anekdoten, die zum wenigsten lächerlich sind, kann man vielleicht doch in diesen Texten sicher Angaben finden oder authentische Erzählungen, die die in Mitteilungen so

fargen Evangelisten uns zukommen zu lassen, nicht für nötig befunden haben.

Das Mittelalter handelte also durchaus nicht häretisch, wenn es diesen rein menschlichen Büchern als wahrscheinlichen Erzählungen einen Wert beimaß und ein frommes Interesse entgegenbrachte.

Alles in allem, fuhr Durtal fort, der vor den zwischen den beiden Thürmen gelegenen Pforten, also vor dem westlichen Hauptportal angekommen war, alles in allem ist dieser ungeheure Palimpsest mit seinen siebenhundertneunzehn Figuren leicht zu entwirren, wenn man sich des Schlüssels bedient, den der Abt Bulteau in seiner Monographie der Kathedrale gebraucht. Wenn man vom neuen Turm aus die Fassade bis zum alten Turm entlang geht, so durchblättert man hier die Geschichte unseres Herrn, die uns etwa zweihundert in den Kapitälen verlorene Statuen erzählen. Diese Geschichte geht bis zu den Großeltern Christi hinauf. Wir lesen das Leben der heiligen Anna und des heiligen Joachim, sehen in ganz kleinen Bildwerken die Apokryphen übersetzt. Aus Demut gegen die heiligen unter göttlicher Eingebung geschriebenen Bücher ziehen sich diese Erzählungen ganz klein und bescheiden an den Mauern entlang und zeigen uns wie im Versteck und in kühner Mimik die Verzweiflung des armen Joachim, als ein Schriftgelehrter namens Ruben, ihm vorhält, daß er ohne Nachkommenschaft ist und im Namen Gottes, der ihn nicht gesegnet habe, sein Opfer verwirft; Joachim verläßt von Herzeleid erfüllt, sein Weib, und eilt, weinend über den Fluch, der ihn getroffen, hinweg; ein Engel erscheint ihm, tröstet ihn, befiehlt ihm, sich wieder zu seiner Gattin zu gesellen, die eine Tochter von ihm empfangen wird.

Dann sehen wir Anna, die auch in der Einsamkeit über ihre Unfruchtbarkeit und ihre Witwenschaft seufzt; der Engel besucht sie, befiehlt ihr gleichfalls, sich wieder zu ihrem Manne zu begeben, sie geht ihm entgegen und trifft ihn an der goldenen Pforte. Sie sinken einander in die Arme, gehen in ihr Haus zurück und Anna gebiert Maria, die sie dem Herrn weihen. Jahre vergehen. Die Zeit zur Verlobung der Jungfrau ist gekommen. Der Hohepriester läßt alle mannbaren Unvermählten, die aus dem Hause Davids hervorgegangen sind, ein, sich mit einem Stabe in der Hand dem Altare zu nähern. Und um zu erfahren, wer von den Bewerbern die Jungfrau zur Ehe nehmen soll, fragt der Hohepriester noch einmal den Allerhöchsten, der die Weissagung Jsais wiederholt, daß aus der Wurzel Jesse eine Blume hervorgehen solle, die der heilige Geist beschatten werde.

Und sogleich beginnt der Stab Josephs des Zimmermanns eine Blüte zu treiben, eine Taube schwebt vom Himmel herab und nistet in ihr.

Maria wird also dem Joseph übergeben und die Vermählung findet statt. Der Messias wird geboren, Herodes verfolgt die unschuldigen Kindlein und das Evangelium der Geburt hält hier inne und überläßt das Wort den wirklichen heiligen Schriften, die Jesus nun übernehmen und ihn bis zur letzten Erscheinung nach seinem Tode begleiten. Diese Szenen dienen als untere Bordüre der großen Seite, die sich zwischen den beiden Türmen über den drei Toren ausbreitet.

Hier nun befinden sich die Gemälde, die klarer und sichtbarer der Menge Eindruck machen sollen. Hier strahlt uns das allgemeine Thema der Hauptpforte entgegen, das:

jenige, das alle Evangelien sichtbar in sich enthält, das den der Kirche selbst innewohnenden Zweck ausdrückt.

Zur Linken die Himmelfahrt unseres Herrn, der glorreich zu den Wolken hinaufschwebt, die nach byzantinischer Art durch ein gewelltes Band dargestellt sind, das an jeder Seite zwei Engel halten, während darunter die Apostel mit aufgereckten Häuptern stehen und dem Aufstiege nachstarren und herabsteigende, über ihnen schwebende Engel ihre Blicke mit aufgehobenem Finger zum Himmel verweisen. Der gebogene Rahmen des Spitzbogens schließt einen steinernen Kalender und einen Tierkreis ein.

Zur Rechten der Triumph Unserer Lieben Frau, der zwei Erzengel Weihrauch spenden. Sie sieht, das Szepter in der Hand, auf dem Throne, das Kind, das die Welt segnet, auf dem Schoße; dann sehen wir unter ihr ihre Lebensbeschreibung in gedrängten Szenen: die Verkündigung, der Besuch bei Elisabeth, die Geburt, die Anbetung der Hirten, die Darstellung Jesu im Tempel; die sich schlängelnde Bogenrundung spitzt sich über dem Haupte der Mutter zu einer Mitra und ist von zwei Gesimskränzen geziert, von denen der eine weihrauchspendende Erzengel mit wie aus Dachziegeln gegliederte Flügel zeigt; der andere wird von den figürlichen Darstellungen der sieben freien Künste belebt, deren jede durch zwei Statuetten symbolisiert wird, von denen die eine die Allegorie der gemeinten Kunst ist, die andere die Persönlichkeit aus dem Altertum, die als der Erfinder oder Hauptausüßer dieser Kunst gegolten hat. Es ist dasselbe System, das auch die Kirche zu Laon aufweist und eine bildliche Paraphrase der scholastischen Theologie, die steinerne Übersetzung des Textes von Albertus Magnus, der, als er von den Vollkommenheiten der Jungfrau spricht,

betont, daß sie über eine vollkommene Kenntniss der sieben Künste verfügt habe; über die Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik, über das gesamte Wissen des Mittelalters.

Endlich in der Mitte zeigt das Zentral- und Hauptportal das Thema, um das die Schilderungen der anderen Einbuchtungen und Türen nur herumvariieren: die Verherrlichung unseres Herrn, wie sie der heilige Johannes in Pathmos geschaut; das letzte Endbuch der Bibel, die aufgeschlagene Apokalypse hier am Kopfe der Basilika über dem feierlichen Eingang in den Dom.

Jesus sitzt, das Haupt mit dem mit einem Kreuz geschmückten Heiligenschein umgürtet, in leinenem Talar mit einem Mantel behangen, der in einen Wasserfall von Falten von ihm herabfällt, die bloßen Füße auf den Schemel gestellt, der nach Jesaias das Symbol der Erde ist. Er segnet mit einer Hand die Welt und hält das Buch mit sieben Siegeln in der andern. Um ihn, in dem Oval, das ihn umgibt, sehen wir den Tetramorphen, die vier evangelischen Tiere mit schuppigen Flügeln, den Mann mit der Feder, den Löwen, den Adler, den Ochsen, die Symbole des heiligen Matthäus, des heiligen Markus, des heiligen Johannes und des heiligen Lukas.

Darunter stehen die zwölf Apostel und halten Rollen und Bücher.

Und, um die apokalyptische Szene vollkommen zu machen, erblicken wir in den Gesimsstränzen die zwölf Engel und die vierundzwanzig Greise, die der heilige Johannes uns beschreibt, weiß gekleidet und mit Gold gekrönt, sie spielen Musikinstrumente und singen, in der ewigen Anbetung — der sich nur wenige in unserem gleichgültigen Jahrhundert

verstreute Seelen anschließen, den Preis des Allerhöchsten und liegen auf ihren Knien, während die evangelischen Tiere den glühenden und feierlichen Lobgesängen der Erde mit ihrer Stimme, die das Gebrüll der Donner übertönt, und mit dem Worte antworten, dem großen Worte, das in seinen zwei Silben die Pflichten des Menschen gegen Gott umfaßt, das demütige und hingebende, das gehorsame Wort: Amen.

Der Text ist von den Bildnern genau nachgeschaffen und nur zusammengedrängt. Allein bei dem Tetramorph fehlt ein Detail: die Tiere sind nicht mit den tausenden von Augen versehen, von denen der Prophet spricht.

Wenn wir dies Bild, das wie ein Cryptichon aufgeteilt ist, rekapitulieren, so haben wir auf seinem linken Flügel die Himmelfahrt, umrahmt von einem Gessinsstranz mit dem Tierkreis, in der Mitte den Triumph Jesu, wie ihn der Jünger erzählt; auf dem rechten Flügel den Triumph Mariä und einige ihrer Attribute.

Und das Ganze illustriert das Thema, das sich der Architect gestellt hat: „Die Verherrlichung des Wortes“. In der Tat, sagt in seinem wesentlichen Werke über Chartres der Abbé Elerval, sieht man hier die Szenen aus seinem Leben, die seinen ewigen Ruhm vorbereitet haben, man sieht sozusagen seinen Eintritt in seinen Ruhm, dann seine ewige Verherrlichung durch die Engel, die Heiligen und die heilige Jungfrau.

Vom Standpunkt der gesamten Komposition aus ist das Werk in seinen großen Gegenständen klar und prachtvoll, dunkel und verstümmelt nur in den kleinen Einzelheiten. Der der Muttergottes geweihte Flügel hat gelitten und ist, wie auch die Darstellung der Himmelfahrt, eigentümlich

roh und barbarisch und steht sehr unter dem Mittelbilde, das den lebendigsten, den eindringlichsten Christus zeigt.

Nirgendwo im ganzen Statuenwerke des Mittelalters zeigt sich der Erlöser trauer- und erbarmungsvoller und ernsthafter. Wenn man ihn vom Profil betrachtet, mit seinen Haaren, die bis auf den Rücken fallen, ganz glatt und in der Stirn gescheitelt sind, mit seiner ein wenig aufgeworfenen Nase, dem starken Munde, den ein dichter Schnurrbart bedeckt, mit seinem kurzen, ein wenig gewellten Barte, so erhält man trotz der Steifheit seiner Haltung nicht den Eindruck eines byzantinischen Christus, wie ihn die Künstler dieser Zeit malten und meißelten, sondern eines Christus der flandrischen oder sogar aus Holland stammenden Primitiven, von denen er jenen unbestimmten Erdgeruch hat, der später wieder in einem weniger reinen Typus gegen Ende des 15. Jahrhunderts in dem Bilde des Cornelis van Dostjaanen im Kasseler Museum erscheint.

Und er wohnt hier, fast traurig in seinem Triumph, und segnet unerstaunt mit gelassener Behmut den Zug der Sünder, der seit siebenhundert Jahren ihn neugierig, ohne Liebe anstarrt, wenn er den Platz überschreitet. Alle wenden ihm den Rücken und kümmern sich nicht um den Erlöser, der von allen Abbildern, die sie kennen, ganz abweicht, auf denen er stets mit einem Schafsgesicht und lebenswürdigen Zügen abgebildet ist und möglichst — man muß es schon einmal sagen — dem Schönling in der Kathedrale von Amiens ähnlich sieht, vor dem alle Liebhaber einer leichteren Schönheit in Verzückung geraten.

Über diesem Christus öffnen sich die drei Fenster, die

von außen keinen Blick haben und über diesen die große tote Rose, die wie ein erloschenes Auge aussieht und die sich nur, wie die Glasfenster des Querschiffes, von innen entzünden und die in hellen Flammen brennt, in bleichen Saphiren, die in steinerne Edelsteinkästchen eingelassen sind; endlich über der Rose breitet sich die Galerie mit den Königen von Juda aus, von einem Giebel beherrscht, der sein Dreieck zwischen die beiden Türme erhebt.

Und die beiden Türme schleudern ihre Spitzen in die Höhe; der alte, der in einen weichen, geschuppten Kalkstein geschnitten ist, schwingt sich in einem einzigen Strahl hinauf, spitzt sich wie ein Löschhorn zu und schleudert durch seine Spitze einen Strahl von Gebeten in die Wolken; der neue, der wie eine Brüsseler Spitze durchbrochen und wie ein Schmuckstück ziseliert, in Blätterwerk und Weinreben ausgearbeitet ist, steigt in sanfter Kletterie empor, versucht die seelische Stoßkraft, die flehende Bitte seines älteren Bruders durch lachende Gebete, durch liebliches Lächeln zu unterstützen und durch fröhliches Kindergeschwätz den Vater zu rühren.

Aber, um wieder zum Haupttore zurückzukommen, dachte Durtal weiter, trotz der Wichtigkeit dieser großen Seite, die den ewigen Triumph des Wortes erzählt, hat sich das größte Interesse der Künstler dem Unterteil des Gebäudes zugewandt, wo in dem Raum zwischen der Basis der beiden Türme, an der Mauer entlang und in den inneren Erweiterungen der drei Tore neunzehn kolossale Statuen aus Stein sich erheben.

Gewiß ist, daß hier die schönsten Steinbildwerke der Welt versammelt sind. Es sind sieben Könige, sieben Propheten oder Heilige und fünf Königinnen. Früher befanden sich

vierundzwanzig Statuen hier, doch fünf sind verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Sie zeigen alle einen Heiligenschein, ausgenommen die drei ersten, die in der Nähe des neuen Turmes stehen, und alle sind unter durchbrochene Thronhimmel aufgestellt, die Hütten und Kapellen, Ritterburgen und Brücken darstellen und eine kleine Stadt, ein Zion für Kinder, ein zwerghaftes himmlisches Jerusalem vortäuschen.

Alle stehen auf mit gewundenen Zügen und Linien verzierten Säulen, auf Sockeln, die in einem mandelartigen Muster oder wie ein geschliffener Diamant oder eine Unas ausgearbeitet sind, sie zeigen Mäanderbänder oder Verzierungen, wie ausgezackte Eisenreifen und Donnerkeile, manchmal auch Schachbretter, deren Felder abwechselnd leer oder gefüllt erscheinen. Zuweilen sind sie auch mit einer Art von Mosaik eingelegt, das wie die Bordüren der Glasfenster Erinnerungen an maurische Goldschmiedearbeit wachruft und den Ursprung dieser Formen enthält, die die Kreuzzüge aus dem Orient mitbrachten.

Die drei ersten Statuen der linken Ausbuchtung aber, die dem neuen Turm naheliegen, haben sich nicht auf den, den Ungläubigen entnommenen Verzierungen niedergelassen; sie treten ganz unerklärliche Wesen unter ihre Füße. Die eine, ein König, dessen abhanden gekommener Kopf durch den einer Königin ersetzt wurde, steht auf einem von Schlangen umwundenen Manne, ein anderer Herrscher tritt auf eine Frau, die mit einer Hand den Schwanz eines Reptils erfaßt und mit der anderen Hand eine Flechte ihres Haares liebkost; die dritte endlich, eine Königin, deren Haupt mit einem einfachen Goldreifen gekrönt ist und die

den vortretenden Leib der Schwangeren und das einnehmende, ein wenig vulgäre Wesen einer Haushälterin zeigt, hat als Sockel zwei Drachen, eine Uffin, eine Kröte, einen Hund und einen Basilisken mit einem Affenkopfe. Was bedeutet dieser Rebus? Niemand weiß es; so wenig, wie man übrigens die Namen der sechzehn übrigen, das Hauptportal entlang aufgestellten Statuen kennt. Einige wollen in ihnen die Voreltern des Messias sehen, doch diese Behauptung stützt sich auf keinen Beweis. Andere glauben hier teilweise Helden aus dem alten Testamente und Wohltäter der Kirche zu erkennen, doch auch diese Annahme ist unbegründet, die Wahrheit ist, daß, wenn alle diese Personen Szepter und Papierrollen, Spruchbänder und Kirchenagenden in der Hand trugen, keine doch die persönlichen Attribute aufweist, die dazu dienen könnten, sie nach der heiligen Nomenklatur des Mittelalters zu bezeichnen.

Höchstens könnte man einen kopflosen Torso als Daniel ansprechen, weil sich unter ihm ein unbestimmbares Untier wälzt, ein Sinnbild des Satans, den der Prophet in Babylon besiegte.

Die bewundernswertesten Statuen sind die der Königinen.

Die erste, die mit dem vorgestreckten Leib und dem Dienstmädchengesicht ist nur gewöhnlich. Die letzte, die dieser Fürstin gegenübersteht, am andern Ende der Fassade und dem alten Turm am nächsten, weist nur noch ein halbes Gesicht auf und der überlebende Teil hat nichts verführerisches. Aber die drei anderen, die in der Hauptausbuchtung, im Eingangsgewölbe stehen, sind ganz einzig.

Die erste ist eine hochgewachsene, lange Person, von auf-

strebenden Verhältnissen, die Stirn umgürtet eine Krone, von der ein Schleier herabfällt, das Haar ist gescheitelt und fällt in Flechten auf die Schultern, die Nase ist ein wenig aufgeworfen und etwas alltäglich, der Mund verständlich, das Kinn fest. Das Gesicht ist nicht mehr jung. Der Körper ist unter einem großen Mantel in ein mit weiten Ärmeln steif wie vom Goldarbeiter gemachtes Futteral gesteckt, das keinerlei weibliche Formen verrät. Sie steht gerade aufgerichtet da, asexuell und flach. Ihre Taille ist lang gestreckt und mit einer Kordel mit Knoten nach Art der Franziskaner gegürtet. Sie sieht mit ein wenig geneigtem Kopfe aufmerksam, man weiß nicht wohin. Hat sie das vollkommene Losgelöstsein von den Dingen der Erscheinung erreicht? Lebt sie das gottvereinigte Dasein, jenseits aller Welten und außerhalb der Zeit? Man muß es fast glauben, wenn man bemerkt, daß sie trotz ihrer königlichen Insignien und trotz ihrer prunkhaften Kleidung die gesammelte Haltung und die strenge Miene einer Klosterfrau zeigt. Sie mahnt mehr an das Kloster als an den Hof. Und man fragt sich weiter, wer sie als Schildwache an dieser Thüre aufgestellt habe, und warum sie, einem Befehl getreu, den sie allein kennt, Tag und Nacht über den Platz in die Ferne starrt und unbeweglich jemanden zu erwarten scheint, der seit siebenhundert Jahren nicht kommt!

Sie kommt mir vor wie ein verkörperter Advent, der ein wenig nach vorn geneigt aus der Erde die schmerzlichen Gebete der Menschen dumpf hervordringen hört; ein ewiges *Korate* scheint ihr zu singen; sie wäre, falls meine Ansicht richtig ist, eine Königin des Alten Testaments, die lange vor der Geburt des Messias gestorben wäre, die sie vielleicht vorhergesagt hat.

Da sie ein Buch hält, deutet der Abt Vulteau an, daß wir hier vielleicht eine Statue der heiligen Radegunde vor uns haben. Doch es gibt auch noch andere kanonisierte Fürstinnen, die ebenfalls ein Buch tragen. Immerhin, die klösterliche Haltung dieser Königin, ihre mageren Züge, ihr Blick, der in die weiten Bezirke innerer Gesichte verloren ist, dies alles würde sehr gut auf Chlotars Frau passen, die später ins Kloster ging.

Aber worauf wartet sie? Auf die gefürchtete Ankunft des Königs, der sie aus ihrer Abtei von Poitiers heraus treiben will, um sie wieder auf den Thron zu setzen? Wir können keinerlei sicheren Vermutungen hierüber aufstellen.

Die zweite Statue stellt wieder die Gattin eines Monarchen dar, die ebenfalls ein Buch hält. Sie ist jünger und trägt weder Mantel noch Schleier. Der Busen tritt weich hervor aus einer eng anliegenden Taille, deren zarter Stoff wie durchnähter Battist fest aufliegt und in kleinen Fältchen herabfällt. Das Kleidungsstück erinnert an die Karolingerzeit und wird an der Seite mit einer Agraffe geschlossen. Ihr Haar liegt in zwei breiten Strähnen auf der Stirn, bedeckt die Ohren, fällt in Flechten, die mit Bändern durchwirkt sind, herab und endet wie eine Peitschenschnur. Der Ausdruck des Gesichtes ist eigenwillig und munter, vielleicht auch ein wenig hochnäsigt. Sie sieht frisch aus sich heraus. Ihre Schönheit ist menschlicher und sie kennt ihren Reiz. Ist es vielleicht die heilige Chlothilde, fragt der Abt Vulteau.

Gewiß ist, daß die Auserwählte keineswegs immer ein Vorbild von entgegenkommender Liebenswürdigkeit oder das gewesen ist, was man eine bequeme Person nennt. Ehe sie vom Himmel gefangen genommen und gezüchtigt wurde,

zeigt die Geschichte sie uns als höchst rachsüchtig, als mitleidlos, ohne jede weichenen Gefühle auf Wiedervergeltung bedacht. Wir hätten hier also die Chlothilde vor der Bußzeit, die Königin vor der Heiligen vor uns. Aber ist sie es wirklich? Der Name wurde ihr zuerkannt, weil eine Statue aus derselben Zeit, die ihr ähnlich sieht und die früher nach Notre-Dame de Corbeil gehörte unter diesem Namen aufgestellt wurde. Doch hat sich herausgestellt, daß diese Stein-
gestalt eine Abbildung der Königin von Saba sein soll. Haben wir demnach auch hier diese Herrscherin vor uns? Warum aber hat sie, wenn sie nicht ins Buch des Lebens eingetragen ist, einen Heiligenschein?

Wahrscheinlich ist sie weder die Gattin Chlodwigs, noch die Freundin Salomons, diese seltsame Fürstin, die sich uns zugleich fleischlicher und geisterhafter wie ihre Schwestern vorstellt, denn die Zeit hat sie verwüftet, hat ihre Haut zerfressen, ihr Kinn blatternarbig gemacht, den Mund gemein vergrößert, die Nase so angenagt, daß sie wie ein Kartenaß den Stempel des Todes auf dies lebendige Gesicht gesetzt hat.

Die dritte Gestalt steigt wie eine zerbrechliche Spindel in die Höhe, verjüngt sich wie eine zierliche Kerze, deren Handgriff damasziert und vielfach mit eingegrabener Arbeit verziert ist. Sie steigt aus diesem empor, steif von einem prächtigen Kleide umhüllt, das wie ein Selleriestengel von Ranneluren durchzogen ist. Die Taille ist mit Posamenterie und gestickten Spitzen geschmückt, um den Leib liegt eine Gürtelschnur, mit lockerem, kostbarem Knoten. Das Haupt ist gekrönt. Die beiden Arme sind zerbrochen, der eine ruhte auf der Brust, der andere hielt ein Szepter, von dem man noch eine Spur wahrnimmt.

Und diese Gestalt lacht unschuldig lebhaft, fröhlich, ganz reizend. Sie blickt mit ihren beiden großen, weit offenen Augen unter den emporgezogenen Augenbrauen den Besucher frei an. Niemals und zu keiner Zeit hat das Genie des Menschen ein ausdrucksvolleres Gesicht geschaffen. Sie ist ein Meisterwerk kindlicher Anmut und heiliger Unschuld.

In der gedankenvollen Architektur des zwölften Jahrhunderts, und inmitten dieses ganzen versammelten Volkes von Statuen, die die naive Liebe des Zeitalters symbolisieren, das von der Furcht vor ewiger Höllestrafe gequält wurde, scheint sie vor die Eingangspforte zum Herrn gesetzt zu sein, wie das leibhaftige Zeichen der Erbittlichkeit, des Sündenachlasses. Für die Angstvollen, die nach so aussichtslos oft wiederholtem Fall die Schwelle der Kirche betreten, macht sie sich zur Vorläuferin und Muteinflößerin, verjagt die Verzweiflung und das nutzlose Bedauern und beruhigt durch die Vertraulichkeit ihres Lachens die krampfhafteste Seele.

Sie ist die erwachsene Schwester des verlorenen Sohnes, von der zwar der heilige Lukas nicht spricht, aber die, wenn sie existierte, gewiß immer die Partei des Abwesenden hielt und beim Vater darauf bestand, daß das Mästkalb bei der Wiederkunft des Verlorenen geschlachtet wurde.

Chartres kennt sie allerdings nicht in dieser liebevollen Beleuchtung. Nach der Lokaltradition wäre sie Bertha mit den großen Füßen; aber abgesehen davon, daß diese Bezeichnung durch die Statue keineswegs gerechtfertigt wird, macht sie auch die Tatsache noch hinfällig, daß sie einen Heiligenschein aufweist. Dies Zeichen der Heiligkeit würde aber nie das Haupt der Mutter Karls des Großen umgürten, deren

Name der Hagiologie der triumphierenden Kirche unbekannt ist.

Sie wäre also nach der These der Archäologen, die in dem gemeißelten Lobgesang der Hauptpforte die Vorfahren Christi sehen, eine Fürstin aus dem Alten Testament. Aber welche? Auch bemerkt Hello richtig, daß die Tränen in der Schrift häufig sind, das Lachen aber so selten, daß Sarahs Lachen bei der Nachricht des Engels, der ihr trotz ihres hohen Alters noch einen Sohn verheißt, auf immer berühmt geworden ist. Man sucht vergebens, welcher Person des alten Bundes man das unschuld- und freudenvolle Lachen dieser Königin zuschreiben könnte.

Sie wird uns in Wahrheit immer ein Geheimnis bleiben, dies engelhaft leichte Wesen, das zweifelsohne bei den reinen Freuden der Seele, die sich in Gott löst, angelangt ist und sie sieht bei alledem so einnehmend, so gefällig, so dienstbereit aus, daß sie das Gefühl in uns erweckt, ihr Anblick allein bringe schon irgend ein Heil für uns, sie spiegelt uns einen Segen vor, sichtbar für alle, die seiner begehren. Wirklich, ihr rechter Arm ist in der Höhe des Handgelenks zerbrochen, und die Hand ist nicht mehr da und doch scheint sie noch im Zustande eines Reflexes, eines Schattens zu existieren, wenn man sie sucht; sie wird ganz deutlich von der leichten Erhöhung des Busens gebildet, die die Handfläche vortäuscht und den Falten der Taille, die deutlich die vier schlanken Finger und den Daumen zeigen, der erhoben ist, um das Zeichen des Kreuzes über uns zu machen.

Welch köstliches Vorbild der Mutter der Barmherzigkeit, diese königliche Türwächterin, diese Herrscherin, die die Verirrten einlädt, in die Kirche einzutreten, sich der Pforte zu

nähern, die sie behütet und die wiederum selbst eines der Symbole ihres Sohnes ist, rief Durtal aus — und er umzing mit einem entzückten Blick diese so verschiedenen Frauen, die eine, die mehr Nonne als Königin war, die ihr Haupt ein wenig neigt — die andere, die — nur Königin — es stolz zurückwirft und die dritte, der heilige Kindskopf, deren Nacken weder gebeugt, noch emporgerect ist, sondern, die so natürlich dassteht und die erhabene Haltung einer Königin durch den demüthigen und fröhlichen, lachenden Ausdruck der Heiligen mildert.

Vielleicht auch könnte man, dachte er weiter, in der ersten ein Bild des kontemplativen Lebens sehen, in der zweiten ein Symbol des aktiven Daseins und könnte vielleicht annehmen, daß die dritte wie die Ruth in der heiligen Schrift, beide Seinsarten in sich vereinige und ausdrücken solle.

Die übrigen Statuen der Propheten, die das jüdische Räckchen tragen und der Könige, die Meßbücher oder Szepter halten, sind ebenfalls nicht zu entziffern; eine von ihnen, die in dem Türwinkel, durch einen Monarchen von der fälschlichen Bertha getrennt sitzt, interessierte Durtal ganz besonders, denn sie ähnelte Verlaine. Der Mann hatte zwar einen haarigeren Schädel, doch war er gerade so bizarr, zeigte den gleichen Ausdruck von Verblüfftheit, den gleichen gesträubten Vorstenbestand und die gleichen gutmüthigen und gewöhnlichen Züge.

Die Tradition hat dieser Gestalt den Namen des heiligen Judas gegeben und sie kann einen nachdenklich stimmen, diese Ähnlichkeit zwischen dem von der Christenheit am meisten vernachlässigten Apostel, zu dem am wenigsten während all der Jahrhunderte gebetet wurde, bis man

eines schönen Tages auf den Gedanken kam, ihn, weil er seinen Kredit bei Gott am wenigsten angegriffen habe, für die ganz verzweifelten Fälle anzurufen — und dem Dichter, den dieselben Katholiken so vollständig ignorieren oder so dumm beschmähen, denen er die einzigen mystischen Verse schenkte, die seit dem Mittelalter erblühten.

Sie waren beide Unglücksvögel, der eine in der Heiligkeit, der andere in der Poesie, schloß Durtal und trat ein wenig zurück, um den Gesamteindruck der Fassade besser in sich aufnehmen zu können.

Ja, sie stand da, unerhört und unaussprechlich, mit ihren eisblumenhaft zarten verschlungenen Ziselierungen, mit ihren ausgearbeiteten durchbrochenen Kirchentüchern, den feinen Panzerringelhemden, den Spitzen, die aus Marienfäden gemacht zu sein schienen, all dem steinernen Zierrat, der den großen Gegenständen der Portale als durchbrochener Rahmen diente. Dann stieg sie mit der Haltung eines gewaltigen Einsiedlers in die Höhe, mit ganz geringen Verzierungen und mit ihrem kolossalen toten Rosenauge zwischen den beiden Türmen zyklisch anzusehen, von denen der eine durchfenstert und verziert ausgelegt wie das ganze Portal, der andere nackt ist, wie das Stockwerk, das sich über den Portalen hinzieht. Aber was Durtal ganz beherrschte, was ihn ganz gefangen nahm, das waren trotz allem die Statuen der Königinnen.

Und er kam dahin, sich um gar nichts anderes mehr zu kümmern, um sich nur noch in die göttliche Beredsamkeit ihrer mageren Körper zu vertiefen und sie nur noch wie lange Stengel sehen zu können, die sich in den verschlungen verzierten Steinröhren badeten und dann in einen Strauß von Gesichtern ausblühten, der die Luft mit unschuldvollstem

Wohlgeruch, mit reinstem Dufte erfüllte. Und darüber sah er Christum, der die Welt wehmuthsvoll und von Mitleid gerührt, segnete und sich von seinem Thron ein wenig herabneigte, um den zarten Duft einzusatmen, der den emporverlangenden Kelchen dieser Seelen entströmte.

Und Durtal dachte daran, was für Dinge wir wohl hören würden, wenn ein unwiderstehlicher Nekromant den Geist dieser königlichen Frauen beschwören und sie zum Reden bringen könnte und wir der Unterhaltung beiwohnen dürften, die sie vielleicht, wenn sie sich am Abend hinter einen Vorhang von Dunkelheit und Schatten tiefer in das Gewölbe zurückziehen scheinen, miteinander führen.

Was mögen sie einander sagen, sie, die den heiligen Bernhard gesehen haben, den heiligen Ludwig, den heiligen Ferdinand, den heiligen Fulbert, den heiligen Yves, Blanka von Castilien und soviel andere Erwählte, die vor ihnen vorbeigeschritten sind, wenn sie in die bestirnte Finsternis des Schiffes eintraten! Reden sie von dem Tod ihrer Gefährten, der fünf Statuen, die auf immer aus ihrer kleinen Runde verschwanden? Hören sie durch die geschlossenen Thürflügel den Wind einsam Psalmen weinen oder die großen Fluten der Orgel brüllen? Hören sie die albernen Ausrufe der Touristen, die darüber lachen, daß sie so steif und lang dastehen? Empfinden sie, wie so viele Heilige, den Geruch der Sünde, die dumpfe Ausdünstung der Seelen, die an ihnen vorübergehen? Dann dürfte man wohl nicht mehr wagen, sie anzusehen. Und doch blickte Durtal wieder zu ihnen hin, denn er konnte sich nicht von ihnen trennen. Sie hielten ihn durch den unverwandten

Reiz ihres Geheimnisses fest. Sie sind, so schloß er endlich, trotz ihrer irdischen Erscheinung, überirdische Wesen. Ihre Leiber existieren nicht, es sind Seelen, die in dem überzogenen Stein der Kleider leben. Sie sind in vollkommener Übereinstimmung mit der Basilika, die sich selbst aus ihren Steinen gelöst hat und sich im Aufschwung der Ekstase über den Boden erhebt.

Das Meisterwerk aller Architektur und aller mystischen Bildhauerei befindet sich hier in Chartres, die übermenschliche Kunst, die leidenschaftlichste, verzüchtteste, die es je gegeben, ist in diesem platten Lande der Beauce aufgeblüht.

Und nachdem er so den Gesamteindruck der Fassade aufgenommen hatte, trat er wieder näher, um nun auch die unbedeutenden Nebensachen zu betrachten, das kleine Beiwerk und die Einzelheiten des Schmuckes, und er stellte fest, daß bei den Hüllen der Königinnen keine Draperie zweimal vorkam; die eine fiel ohne harten Bruch wie träufelndes Wasser hinunter, andere sanken in parallelen Linien und engen Falten und das harte Material bequeme sich den Anforderungen des Künstlers, wurde weich zur Darstellung des historischen Florstoffes, zur Wiedergabe von Barchent und reinen Leinenfaden, wirkte schwer und pompös als Brokat und Goldstoff, kurz nahm alle Art Zartheit oder Festigkeit an, die Halsketten waren Korn für Korn ausgearbeitet, die Knoten der Gürtel schien man gleich öffnen zu können, so natürlich war der Stein geschlungen, die Armbänder, die Kronen waren gebohrt und gehämmert und die Edelsteine kunstgerecht, wie von einem Goldschmied eingelassen. Und dabei war der Sockel, die Statue und der Thronhimmel darüber aus einem einzigen Block gearbeitet. Wer waren die Leute, die solche Werke aus Stein meißelten?

Man möchte glauben, daß sie im Kloster lebten, da die Kunst nur in den Gott vorbehaltenen Bezirken gepflegt wurde und die Klöster blühten auch damals in der Isle de France, in Orleans, in Maine, Anjou, in Berry; wir finden auch in diesen Provinzen Statuen von der Art der in Chartres stehenden, doch muß gesagt werden, daß diese alle denen hier weit nachstehen. In Bourges zum Beispiel träumen ganz ähnliche Propheten und Königinnen in einer der außerordentlichen Seitenbuchten, in denen einem die Erinnerung an das arabische Kleeblatt wieder begegnet. Auch in Angers stehen diese Statuen, allerdings erschöpft und fast zerstört, doch kann man sie gerade in diesem verkürzten, ganz menschlich gewordenen Zustande beurteilen. Das sind keine jungfräulichen Seelen mit keusch gestrecktem Körper, sondern einfache Königinnen. In Mans, wo sie besser erhalten sind, bemühen sie sich vergebens, aus ihren geraden Futteralen sich emporzuschwingen, sie kommen einem doch nur in die Länge gezogen, nervös, arm und fast vulgär vor. Nirgendwo ist die Seele so gemeißelt worden, wie in Chartres. Und wenn man in Mans die Fassade studiert, die gerade so aufgebaut und aufgeteilt ist, wie die in Chartres, mit einem triumphierenden Christus, der zwischen den geflügelten Tieren des Tetramorphen sitzt, welcher einen Abstieg von dem Niveau des Göttlichen wird man da gewahr! Alles ist kärglich und engbrüstig. Jesus macht einen so schlecht abgeschliffenen, fast noch rohen Eindruck. Hier schufen ohne Zweifel genielose Schüler der erhabenen Meister von Chartres, die unseren Portikus bildeten.

Gab es damals vielleicht eine Gesellschaft von Bildhauern, eine Bruderschaft von Arbeitern für das heilige

Werk, die von den Mönchen den Maurern, den Logiegebern des lieben Gottes, zugesellt wurden und mit ihnen von einer Gegend in die andere zogen?

Kamen sie vielleicht aus der Benediktinerabtei, die nahe bei dem Markte von Chartres von dem heiligen Bernhard, dem Abt gegründet wurde, dessen Namen in dem Nekrolog Unserer Lieben Frau unter den Wohltätern der Kirche genannt wird? Niemand weiß es, sie arbeiteten und schufen in demüthiger Namenlosigkeit.

Und welch eine Seele wohnte in diesen Künstlern?! Wir wissen, daß sie nur arbeiteten, wenn sie im Stande der Gnade waren. Um an dieser wunderbaren Basilika mitarbeiten zu dürfen, wurde selbst von den Handlangern Herzensreinheit verlangt.

Das müßten wir für unglaublich halten, wenn uns nicht beglaubigte Schriftstücke darüber Bestätigung gäben.

Wir besitzen Sendschreiben aus dieser Zeit, die in den Annalen der Benediktiner erschienen sind, einen Brief eines Abtes Saint-Pierre-sur-Dive, den M. Leopold Delisle in dem Manuskript 929 des Fonds Français in der Nationalbibliothek aufgefunden, und den ein Poet des achtzehnten Jahrhunderts Jehan de Marchant übersetzt hat. Alle erzählen, wie nach der Zerstörung durch die Feuersbrünste das Heiligtum der schwarzen Jungfrau wieder aufgebaut wurde.

Was sich damals ereignete, grenzte an, ja war das Erhabene! Es war ein Kreuzzug, wie man ihn noch nie erlebt hatte. Es handelte sich nicht mehr darum, das heilige Grab den Händen der Ungläubigen zu entreißen, auf einem Schlachtfeld gegen ein Heer, gegen Menschen zu kämpfen. Es handelte sich darum, den Höchsten selber aus seinen Ver-

schanzungen zu treiben, den Himmel zu stürmen, ihn durch Liebe und Buße zu besiegen. Und der Himmel erklärte sich besiegt; die Engel ergaben sich lächelnd, Gott kapitulierte und in dem Jubel über seine Niederlage öffnete er weit den Schatz seiner Gnaden, damit man ihn plündere.

Das war unter der Führung des heiligen Geistes noch einmal der Kampf gegen die Materie auf dem Bauplatz, der Kampf eines Volkes, das, es koste was es wolle, die Jungfrau retten wollte, die so obdachlos war, wie am Tage, da sie Unseren Herrn gebär.

Die Krippe von Bethlehem war nur noch ein Aschenhaufen, Maria war gezwungen, in dem peitschenden Wind der eisigen Ebenen der Beauce herumzuvagabundieren. Sollte es noch einmal wiederkommen, was Sie vor zwölfhundert Jahren erlebt hatte: mitleidlose Familien, ungastliche Herbergen, überfüllte Gasthäuser?

Man liebte damals in Frankreich die Madonna, wie man seine natürliche Erzeugerin, seine wirkliche Mutter liebt. Bei der Nachricht, daß Sie herumirren müsse, von der Feuersbrunst obdachlos gemacht, daß Sie nach einer Unterkunft suche, sind alle aufs höchste bestürzt, in Tränen gebadet. Und nicht nur in der Gegend von Chartres, auch in Orleans, in der Normandie, in der Bretagne, in der Isle de France unterbrechen die Einwohner ihre Arbeit, verlassen sie ihre Wohnungen, um Ihr zu Hilfe zu eilen, die Reichen bringen ihr Geld und ihre Kostbarkeiten mit, ziehen mit den Armen die Karren und bringen Getreide, Wein, Holz und Kalk herbei, alles was dazu dienen kann, eine Kirche zu erbauen und die Arbeiter zu nähren.

Es war eine ununterbrochene Auswanderung, ein spontaner Auszug des Volkes. Alle Straßen waren von Pilgern

überlaufen, sie trugen, Männer und Frauen durcheinander, ganze Bäume, schleppten Bündel von Balken und stießen ächzende Karren vorwärts, auf denen Kranke und Gebrechliche lagen, die die heilige Phalanx bildeten, die Veteranen des Leidens, die unbesiegbaren Legionäre des Schmerzes, die bei der Blockade des himmlischen Jerusalem als Nachhut helfen sollten, indem sie die Angreifer durch ihr Gebet im Hinterhalte stärkten.

Nichts, weder Sümpfe, noch Moräste, noch wegelose Wälder, noch Flüsse ohne Furten, konnten den Drang der Menge eindämmen, und eines Morgens erschienen sie an allen Enden des Horizontes von Chartres.

Und die Zernierung begann alsbald. Während die Kranken die ersten Laufgräben ihrer Gebete zogen, schlugen die arbeitsfähigen Leute die Zelte auf. Das Land wurde meilenweit in der Runde zum Feldlager, man zündete auf den Karren Kerzen an und jeden Abend war die Beauce in ein irdisches Sternengefilde verwandelt.

Ganz unwahrscheinlich bleibt uns aber dennoch, was durch Dokumente aus der Epoche bestätigt wird, daß diese Horden von Greisen und Kindern, Männern und Weibern in einem Augenblick zu disziplinieren waren. Und doch gehörten sie den verschiedensten Gesellschaftsklassen an, denn es gab auch Ritter und große Damen zwischen ihnen. Aber die göttliche Liebe war so stark, daß sie alle Unterschiede des Standes und der Kasten aufhob. Herren und Bürgerliche spannten sich vor dieselbe Tragbahre und erfüllten ihre Aufgabe fromm als Lasttiere. Patrizierinnen halfen den Bauernmädchen den Mörtel bereiten und kochten mit ihnen die Mahlzeiten, man lebte jenseits aller menschlichen Vorurteile, niemand wollte mehr etwas anderes sein, als ein

Handlanger, eine Maschine, als Muskel und Arm, ein jeder stellte sich, ohne zu murren, unter die Dienstbarkeit der Architekten, die aus ihren Klöstern herbeigekommen waren, um das Werk zu leiten.

Niemals hat es eine weisere und einfachere Organisation gegeben. Die Speisemeister der Klöster waren sozusagen die Militärintendanten dieses Heeres geworden, sie wachten über die Austeilung der Lebensmittel, bemühten sich um die Gesundheitspflege des Feldlagers, Männer und Frauen waren nur noch das gelehrtige Werkzeug in den Händen der Häupter, die sie sich selbst gewählt und die wiederum den Arbeitsmönchen unterstanden, die ihrerseits dem unbekannten Wesen untergeordnet waren, dem Genie, das, nachdem es den Plan zur Kirche entworfen hatte, die gesamten Arbeiten leitete.

Daß ein solches Resultat erreicht werden konnte, dazu war nötig, daß die Seele dieser Menge sich eben in dem wunderbaren Zustand befand, in dem sie war, denn die mühselige, demütigende Arbeit des Kalkeinrührens und des Lastenschleppens und ziehens wurde von jedem, hoch oder niedrig, als ein Akt der Selbstverleugnung und der Buße angesehen und auch als eine Ehre und niemand war verwegen genug, das Baumaterial der Jungfrau überhaupt nur zu berühren, ehe er sich mit seinen Feinden versöhnt und gebeichtet hatte. Diejenigen, die zögerten, ihre Sünden zu bekennen, ihr Unrecht gut zu machen, zu den Sakramenten zu gehen, wurden wie unreine Wesen von ihren Genossen, ja selbst von ihrer Familie davongejagt.

Täglich beginnt bei Morgengrauen die Arbeit, die die Werkführer einem jedem zuteilen. Die einen schachten aus, räumen den Schutt der Feuersbrunst beiseite und säubern

die Ruine. Die andern begeben sich eiligst nach dem acht Kilometer entfernten Steinbruch Berchères-l'Evêque, schlagen ungeheure Blöcke los, die so schwer sind, daß oft tausend Arbeiter nicht imstande sind, sie aus ihren Betten zu reißen und den Hügel hinaufzuschaffen, auf dem die künftige Kirche thronen soll.

Und wenn die schweigsame Schar mit auseinandergerenteten Knochen und zerschlagen einmal anhält, so hört man Gebete oder Psalmengesang, manche seufzen über ihre Sünden, flehen Unsere Liebe Frau um Mitleid an, schlagen sich die Brust und weinen und schluchzen im Arm der Priester, die sie trösten.

Am Sonntag ziehen Prozessionen umher, entfaltete Banner an der Spitze und das Kriegsgeschrei der Kirchengesänge tönt durch die Straßen, die im Schein der Kerzen weithin wie Feuerströme glühen. Die kanonischen Stunden werden kniend von einem ganzen Volke mitgebetet und im großen Pompe werden die Reliquien den Kranken gezeigt. Und während der ganzen Zeit erschüttern Gebetswidder und Katapulte heißesten Flehens die Wälle der himmlischen Stadt. Die Lebenskräfte des Heeres vereinigen sich, um auf einem Punkte durchzubrechen, um den Platz im Sturm zu nehmen.

Und nun, durch soviel Demut, durch soviel Gehorsam überwältigt, durch soviel Liebe zu Falle gebracht, übergibt sich Jesus auf Gnade und Ungnade, übergibt all seine Macht seiner Mutter und allseits ereignen sich Wunder. Bald ist der ganze Heerbann der Kranken und Gebrechlichen auf den Füßen und hergestellt, die Blinden sehen, die Wassersüchtigen schwellen ab, die Lahmen gehen, die Herzkranken laufen. Die Erzählung dieser sich täglich wieder-

holenden Wunder, die manchmal sogar der Ankunft der Pilger in Chartres vorausgehen, hat uns das lateinische Manuskript im Vatikan aufbewahrt.

Hier kommen die Einwohner von Chateau-Landon und bringen eine Karre Weizen herbei. In Chanteraine angekommen, sehen sie, daß ihre Mundvorräte aufgezehrt sind, und sie bitten einige Unglückliche, die in der gleichen Not waren wie sie, um Hilfe. Die Jungfrau greift ein und verzweifelt das Brot der Armen. Hier kommen Leute aus dem Gâtinais mit einem Rollwagen voll Steine. Da sie vor Erschöpfung nicht weiter können, machen sie Halt und Bauern kommen ihnen zu Hilfe und bieten sich an, den Karren weiter zu ziehen, damit sie ein wenig ruhen könnten. Doch sie lehnen ab. Nun bieten ihnen die Bauern ein Fäßchen Wein an, das sie annehmen und das leere Fäßchen nachher auf dem Lastwagen oben befestigen. Da sie sich weniger müde fühlen, setzen sie ihre Reise fort, bemerkten aber bald, daß sich das Faß wieder mit einem köstlichen Weine gefüllt hat. Alle trinken davon und die Kranken werden gesund.

An einem anderen Orte wurden einem Einwohner von Corbeville sur Eure, der einen Wagen mit Bauholz lud, durch eine Art drei Finger abgeschlagen, worauf er ein schreckliches Geschrei ausstieß. Die Umstehenden wollten ihm die Finger, die nur noch mit einem Fädchen an der Hand festhingen, ganz abschneiden, der Priester, der die Leute anführte, riet aber davon ab. Er brachte den Mann nach Chartres, man flehte zur Madonna, die Wunde verschwand und die Hand wurde wieder ganz intakt.

Dann werden Bretonen, die sich in der Ebene der Beauce verirrt hatten, plötzlich durch ferne Fackeln auf den rich-

tigen Weg gebracht. Es ist die Jungfrau selbst, die an einem Samstag Abend nach der Komplet in Ihr Heiligtum herabsteigt und das fast vollendete mit blendendem Glanze erfüllt.

Und so lesen wir Seiten und Seiten und Seiten.... Ah, rief Durtal aus, man versteht nun, warum dies Heiligtum so ganz voll von Ihr ist! Man spürt noch Ihre Dankbarkeit für die Liebe, die unsere Väter zu Ihr gehegt haben und auch jetzt will Sie uns ihren Abscheu nicht zu sehr zeigen, will nicht zu nahe hinschauen auf uns! Allerdings — heute baut man die Kirchen auf eine andere Weise! Wenn man da an Sacré Coeur von Paris denkt, an dies trübe und schwerfällige Gebäude, das Leute aufgerichtet haben, die ihren Namen mit roter Schmiere auf jeden Stein geschrieben haben. Wie bringt der Herr es nur fertig, in eine Kirche herabzusteigen, deren Mauerwerk mit Eitelkeit gefüllt ist, deren Steine mit einem Zement von Hochmut aneinandergeklebt wurden, deren Mauern an gut sichtbaren Stellen die Namen bekannter Lieferanten wie Reklameschilder tragen! Es wäre doch so einfach gewesen, eine viel weniger üppige und weniger häßliche Kirche zu bauen und Unseren Herrn nicht in ein Denkmal der Sünde einzuquartieren! Ah, die gütevollen Massen, die früher betend diese Steine herbeischleppten, der Gedanke wäre ihnen nicht gekommen, die Liebe auszubeuten, sie zum Gelderwerb zu machen!

Ein Arm legte sich auf den seinen und Durtal erkannte den Dechanten Gévresin, der sich ihm, während er in Gedanken an die Kathedrale versunken dagestanden, genähert hatte.

„Ich muß Sie gleich wieder verlassen, denn ich werde erwartet,“ sagte der Priester, „ich wollte Ihnen hier nur

eben sagen, daß ich einen Brief vom Vikar Plomb bekommen habe."

"D, wo ist er?"

"In Solesmes, aber er kommt übermorgen zurück. Er scheint von dem Leben in Solesmes ganz und gar bezaubert zu sein!"

Und der Dechant lächelte, während Durtal ihm ein wenig verwundert nachsah, wie er um die Ecke des neuen Turmes verschwand.

2.

Durtal begab sich eines Morgens auf die Suche nach dem neuen Kaplan Plomb. Er fand ihn weder bei sich zu Haus, noch in der Kirche, ging dann auf die Vermutung eines Kirchendiener's in das Haus an der Ecke der Rue de l'Acacia, in dem die Chorschule hauste. Er geriet durch einen Torweg in einen Hof, der mit alten Eimern und Schutthäufen übersät war. Das Haus, das im Grunde dieses Hofes lag, hatte die Hautkrankheit des Gipses, war wie von Lepra zerfressen, von Flechten durchzogen, von oben bis nach unten gespalten und rissig wie der Emaildeckel eines verbrauchten Topfes. Der tote Stamm eines alten Weinstockes griff mit seinen gewundenen schwarzen verdorrten Armen um das Gebäude herum. Durtal spähte durch ein kleines Glasfenster in das Innere des Hauses und erblickte einen Schlafsaal mit langen Reihen kleiner weißer Betten und einer entsprechenden Reihe von Kammertöpfen unter ihnen und er wunderte sich sehr, denn noch niemals hatte er kleinere Betten und größere Töpfe gesehen.

Er erblickte einen Hausburschen und rief ihn heran, indem er an das Fenster klopfte und fragte ihn, ob der neue Kaplan

noch im Hause wäre. Der Diener antwortete durch ein Kopfnicken und führte Durtal in das Wartezimmer. Dieser Raum hatte die größte Ähnlichkeit mit dem Büro eines frommen Hotels niedrigster Ordnung. Er war mit einem Mahagonitisch von der Farbe, die das Fleisch der roten Meerbarbe hat, ausgestattet und auf ihm stand ein Blumentopfbehälter ohne Blumentopf; Lehnstühle mit Ohrenklappen, wie sie in Pförtnerklausen stehen, waren vor einen Ramin postiert, auf dem einige von Fliegen reichlich punktierte Heiligenstatuen prangten und vor dem sich ein bemalter Papierschirm befand, der die Erscheinung von Lourdes in auffälliger Weise pries. An der Wand hing ein schwarzes Holzbrett, an dem unter Nummern Schlüssel aufgehangen waren, und dieser Zierde als Gegenstück diente ein Bildruck, auf dem ein Christus mit liebenswürdigem Gesicht ein schlecht gekochtes Herz vorwies, das noch blutig in einer gelben Tünche schwamm. Was aber diesen Raum, der wirklich wie ein Pförtnerkabinchen am Ostersonntag aussah, besonders auszeichnete, das war ein seekrankmachender scheußlicher Geruch nach altem vertrocknetem Rizinusöl.

Aufs höchste von diesem Geruch belästigt, wollte Durtal gerade fliehen, als der Kaplan Plomb eintrat, ihn beim Arm nahm und mit ihm hinausging.

„Also Sie kommen von Solesmes?“

„Ja!“

„Und Sie sind von Ihrer Reise befriedigt?“

„Entzückt!“ erwiderte der Kaplan und lächelte über den Unterton von Ungeduld, der in Durtals Frage hörbar wurde.

„Was halten Sie von diesem Kloster?“

„Ich finde, daß ein Besuch dort außerordentlich belehrend ist, sowohl vom Standpunkt der Wissenschaft vom Mönchswesen, als auch vom Standpunkt der Kunst aus. Solesmes ist ein sehr großes Kloster, das Mutterhaus des Benediktinerordens in Frankreich und hat ein blühendes Noviziat. Aber, was möchten Sie eigentlich wissen?“

„Ach! Alles, was Sie wissen!“

„Nun, so will ich Ihnen zuerst sagen, daß die Kunst der Kirche hier in diesem Kloster auf ihrem Höhepunkt angekommen ist und bannt und bezaubert. Niemand kann die außerordentliche Herrlichkeit der Liturgie und des gregorianischen Gesanges verstehen, der nicht in Solesmes gewesen ist. Wenn Unsere Liebe Frau von den Künsten irgendwo ein privilegiertes Heiligtum hätte, so würde es dort sein.“

„Ist die Klosterkirche alt?“

„Es besteht noch ein Teil der alten Kirche und die berühmten Skulpturen der Heiligen von Solesmes, die bis ins sechzehnte Jahrhundert hinaufreichen. Unglücklicherweise befinden sich in der Abside unerträgliche Glasfenster, eine Jungfrau zwischen dem heiligen Petrus und dem heiligen Paulus, moderne Glasmalereien mit allen Schrecken ihrer marktschreierischen Unreligiosität! Aber wo sollte man ein geeignetes Glasgemälde hernehmen?“

Nirgendwoher! Wo man heute auch immer die Fenster in den neuen Kirchen betrachtet, muß man die unveränderliche Dummheit der Maler konstatieren, die den Karton zu einem Glasgemälde machen, als handele es sich um ein Wandbild! Und was für Gegenstände für was für Bilder! Das ganze wird dann von gewöhnlichen Gläsern gleich im Duzend hergestellt und kleine Glasplättchen bestreuen das

Kirchenschiff wie mit Konfetti und lassen Farbenpastillchen wahllos in alle Richtungen hin fliegen.

Wäre es da nicht viel einfacher, das System der farblosen Fenster der Zisterzienser anzunehmen, deren Verzierung nur in der nehartigen Zeichnung durch das Blei besteht oder die schönen Grisailen nachzuahmen, die von der Zeit perlmutterartig glänzend gemacht, noch in Bourges, in Reims, sogar noch hier in der Kathedrale zu sehen sind.

Um aber wieder auf unser Kloster zurückzukommen, nirgendwo, ich wiederhole es, feiert man den Gottesdienst mit so viel Pomp wie hier. Man muß das einmal an einem hohen Festtage gesehen haben! Stellen Sie sich über dem Altar, da, wo gewöhnlich der Tabernakel schimmert, eine Taube vor, eine, die an einem Bischofsstabe aufgehangen, mit entfaltetem Flügeln in Weihrauchwolken schwebt, dann ein Heer von Mönchen, die in feierlichem und genauem, abgemessenem Schritte herankommt, und den Abt, der in ihrer Mitte steht, die Stirne mit der edelsteingeschmückten Mitra umgürtet, den Krummstab aus weißem und grünem Elfenbein in der Hand; die Schleppe seines Gewandes trägt ein Laienbruder ihm nach, während das Gold der Chormäntel im Glanze der Kerzen aufglüht und die Meerflut aus der Orgel die Stimmen mit sich fortreißt und den Schmerzens- oder Freudenschrei der Psalmen bis zum Gewölbe hinauffschleudert!

Das ist alles wunderbar. Wir haben hier nicht mehr die büßende Strenge im Gottesdienst, wie sie bei den Franziskanern oder in La Trappe ausgeübt wird. Hier lebt der Luxus für Gott, die Schönheit, die er schuf, wird hier in seinen Dienst gestellt und wird durch sich selbst zu einem

Lobgesang, zu einem Gebet. Wenn Sie aber den kirchlichen Gesang in seiner ganzen Glorie hören wollen, so müssen Sie sich in die benachbarte Abtei zu den Töchtern der heiligen Cäcilie begeben.“

Der Kaplan hielt inne, versank in seine Erinnerungen und schien nur zu sich selbst zu sprechen, als er langsam wieder begann:

„Überall sonst haftet der Stimme der Nonne aus Gründen des Geschlechtes schon etwas Schmach tendes an, eine Neigung zum Tremolieren und zum Dahinschmelzen und, sprechen wir es nur einmal aus, oft auch ein gewisses Wohlgefallen an sich selbst, wenn sie gewahrt wird, daß man ihr zuhört; auch wird der gregorianische Gesang niemals vollkommen von Nonnen ausgeführt. Nur bei den Benediktinerinnen der heiligen Cäcilia fallen alle diese weiblichen Albernheiten weg. Diese Nonnen haben gar keine weibliche Stimme mehr, sondern eine zugleich seraphische und virile Stimme. In dieser Kirche wird man, wenn sie singen, in, ich weiß nicht welche, Abgründe der Zeitalter zurückgeworfen oder in zukünftige Zeitalter vorwärts geschleudert. Sie haben Elan der Seele und tragische Pausen, bewegtes Murmeln und leidenschaftliche Schreie und manchmal scheinen sie wie mit einem Bajonett von Psalmen zum Ansturm vorzugehen. Gewiß aber tun sie den gewaltigsten Sprung, der sich nur träumen läßt, von der Erde ins Unendliche.“

„Das ist also etwas anderes wie bei den Benediktinerinnen der Rue Monsieur in Paris?“

„Es gibt überhaupt keinen Punkt, von dem aus sich dies vergleichen ließe! Ohne der musikalischen Redlichkeit dieser guten Klosterschwestern zu nahe treten zu wollen, muß man

doch sagen, daß sie weder die Wissenschaft noch die Bewegtheit der Seele, noch diese Stimmen haben. Nach dem Worte eines jungen Mönches, wenn man den Gesang der Nonnen von Solesmes gehört hat, kommt einem der in Paris wie Provinzmusik vor.“

„Haben Sie die Abtissin des Klosters gesehen? Aber halt... ist sie nicht die Autorin einer Abhandlung über das Gebet, in der ich oft in La Trappe gelesen habe, die aber vom Vatikan nicht mit guten Augen angesehen worden ist?“

„Sie ist es. Doch irren Sie sich vollständig, wenn Sie glauben, daß ihr Buch in Rom mißfallen habe. Es ist wie alle Bücher dieser Art mit der Lupe untersucht worden, durchs Sieb gelassen, Zeile für Zeile nachgeprüft, gelesen und wieder gelesen, nach allen Richtungen hin gewendet worden. Doch die Theologen, die mit dieser frommen Zollwächterarbeit betraut sind, haben anerkannt und bestätigt, daß dieses Werk, das nach den sichersten Prinzipien der Mystik angelegt ist, rein und vollständig entschlossen, ja leidenschaftlich orthodox sei.

Ich füge hinzu, daß dies Buch, das die Frau Abtissin mit Hilfe einiger Nonnen auf einer kleinen Handpresse des Klosters selbst hergestellt hat, niemals in den Handel gebracht worden ist. Es enthält die Zusammenfassung ihrer Belehrungen, die Essenz ihres Unterrichtes und ist besonders für die ihrer Töchter bestimmt, die ihre persönliche Unterweisung nicht genießen können, weil sie fern von Solesmes in den anderen Abteien leben, die sie gegründet hat.

Beachten Sie ferner, daß die Benediktinerinnen zehn Jahre lang Latein studieren, daß viele unter ihnen aus dem Griechischen und Hebräischen übersetzen und in der Exe-

gese bewandert sind, daß andere zeichnen und die Seiten des Missale ausmalen und die Kunst der früheren Illuminierer beleben, daß wieder andere wie die Mère Hildegard Organistinnen von hohem Können sind — und sie werden sich sagen müssen, daß die Frau, die in ihren Klöstern Schulen der praktischen Mystik und der religiösen Kunst geschaffen hat, eine ganz außergewöhnliche — und gestehen wir es — in diesen Zeiten oberflächlicher Frömmigkeit und dummköpfiger Kirchlichkeit eine einzigartige Persönlichkeit ist!“

„D, sie ist eine große Abtissin, wie wir sie nur aus dem Mittelalter kennen!“ rief Durtal aus.

„Sie ist das Meisterwerk Dom Guérangers, der sie, als sie fast noch im Kindesalter stand, als Schülerin angenommen hat und ihr langsam die Seele erweicht und beharlich zerrieben hat. Dann hat er sie in ein besonderes Treibhaus gesetzt und täglich ihr Wachstum in Gott hinein beobachtet und das Ergebnis dieser intensiven Kultur sehen wir jetzt vor uns.“

„Ja, und alles das hindert nicht, daß von manchen Leuten die Klöster für Schlupfwinkel der Müßiggänger und Sammelplätze des Wahnsinns gehalten werden und wenn man denkt, daß dunkle Esel täglich in den Zeitungen schreiben, daß die Nonnen nichts von dem Latein verstehen, daß sie täglich lesen! Es wäre zu wünschen, daß sie selber so gute Lateiner wären wie diese Frauen!“

Der Kaplan lächelte. „Übrigens,“ fuhr er fort, „liegt hier das Geheimnis des gregorianischen Gesanges. Man muß nicht nur die Sprache der Psalmen verstehen, sondern auch ihren oft zweifelhaften Sinn in der Übersetzung der Vulgata, um sie gut wiedergeben zu können. Ohne Glut und ohne Wissenschaft ist die Stimme nichts.“

Sie kann allen Anforderungen der profanen Musik vorzüglich genügen und doch leer und nichtig wirken, sowie sie zu den ehrwürdigen Sätzen des gregorianischen Gesanges anhebt."

„Und was tun die Väter?"

„Sie haben damit begonnen, die Liturgie und den Kirchengesang wieder auszuarbeiten und wieder herzustellen, dann haben sie in einer Ahrenlese und einer anderen Bruchstücksammlung verlorene Texte feiner Symbolisten und gelehrter Heiliger gesammelt und mit bedeutsamen Anmerkungen versehen. Augenblicklich geben sie eine musikalische Paleographie heraus, eins der gelehrtesten und scharfsinnigsten Werke dieser Zeit.

Doch wäre es nicht richtig, bei Ihnen den Eindruck zu erwecken, als bestände die Aufgabe des Benediktinerordens darin, alte Manuskripte zu durchsuchen und alte Antiphone und sonstige Urkunden neu wiederzugeben. Gewiß, der Mönch, der zu irgend einer Kunst Talent hat, darf sich, wenn der Abt es gestattet, dieser Kunst widmen. Dies ist ganz formell die Regel, doch der wahre Zweck der Söhne des heiligen Benedikt ist, hier das Lob Gottes zu singen, hier Lehrling in der Kunst zu sein, die sie dort oben auf ewig ausüben sollen, nämlich den Ruhm des Herrn zu singen in einer Form, die er selber eingehaucht, in einer Sprache, die er selbst durch die Stimme Davids und der Propheten gesprochen. Siebenmal im Tage erfüllen die Benediktiner die Pflicht der Greise aus der Apokalypse, die uns der heilige Johannes am Firmamente zeigt und die die Bildhauer auch hier in Chartres, Instrumente spielend, ausgemeißelt haben.

Nur, ihre besondere Aufgabe ist nicht, sich in den Staub

der vergangenen Zeitalter einzugraben oder auch die Buße für die Sünden anderer auf sich zu nehmen, wie es die reinen Büsserorden der Karmeliter und der Klarissen tun, ihr Beruf ist, den Dienst der Engel hier auszuführen; es ist ein Werk der Freude und des Friedens, ein vorausgenommener Anteil von der jubilierenden Erbschaft des Himmels, das Werk, das sich am meisten dem der reinen Geister nähert, das höchste, das es auf der Erde geben kann.

Um sich nun dieser Aufgabe anständig unterziehen zu können, muß man, abgesehen von einer glühenden Frömmigkeit, eine tiefe Kenntniß der heiligen Schriften und einen verfeinerten Kunstgeschmack haben. Die wahren Benediktiner müssen zu gleicher Zeit Heilige, Gelehrte und Künstler sein.“

„Und wie steht es mit dem täglichen Stundenplan in Solesmes?“ fragte Durtal.

„Man lebt sehr methodisch und sehr einfach: die Frühmesse und die Laudes um vier Uhr; um neun Uhr Terz; die klösterliche Messe und die Sexte; um Zwölf das Mittagmahl, um vier die None und die Vesper, um sieben Uhr die Abendmahlzeit, um einhalb neun die Komplet und großes Schweigen. Sie sehen, man hat Zeit, sich zu sammeln und in den Pausen zwischen den kanonischen Stunden und den Mahlzeiten zu arbeiten.“

„Und die Laienbrüder?“

„Was für Laienbrüder? Ich habe in Solesmes keine gesehen.“

„Aber wenn ihrer nun dort wären, würden Sie das Leben der Ordensleute führen?“

„Gewiß, abgesehen vielleicht von einigen Erleichterungen, die von dem guten Willen des Abtes abhängen. Ich kann

Ihnen jedenfalls sagen, daß in anderen Benediktinerabteien, die ich kenne, die Formel Geltung hat: der Laienbruder lebt, so weit er kann, nach der Regel."

"Aber hat er nicht Bewegungs- und Handlungsfreiheit?"

"Von dem Augenblick an, da er das Gelübde des Gehorsams in die Hände seines Oberen abgelegt hat und nach der Versuchszeit, wenn er das Ordensgewand angelegt hat, ist er Mönch wie jeder andere und darf nichts mehr ohne die Erlaubnis seines Abtes tun."

"Donnerwetter!" murmelte Durtal. "Wenn also der dumme Vergleich, der in der Welt so oft gebraucht wird, zuträfe, wenn das Kloster ein Grab wäre, so wäre das Dasein des Laienbruders ebenfalls eins. Nur hätte es weniger dichte Mauern und der nicht ganz abgeschlossene Stein ließe noch ein wenig Tageslicht ein."

"Wenn Sie wollen, so ist es!" sagte lachend der Kaplan.

Sie waren unter diesen Gesprächen beim erzbischöflichen Palast angekommen. Sie traten in den Hof ein und sahen den Dechant Gébreffin, der sich zum Garten wandte. Sie trafen mit ihm zusammen. Sie gingen auf ihn zu und der alte Priester lud sie ein, mit ihm in seinen Gemüsegarten zu gehen, er wolle dort, um seiner Haushälterin angenehm zu sein, einmal nach dem Gemüse sehen, das sie dort gepflanzt habe.

"Ich habe ihr auch schon seit langem versprochen, mir ihre Kapusse und Bohnen einmal zu betrachten," rief Durtal.

So durchschritten sie also die alten Gänge, gingen durch den Obstgarten und erblickten auch bald Frau Bavoil, die sich bei ihrem Erscheinen alsbald in Gärtnerstellung vorführte und den Fuß auf das Eisen des in die Erde gestoßenen Grabscheites setzte. Sie zeigte ihnen stolz die lan-

gen Reihen ihrer Möhren und des Kohls, der Zwiebeln und der Erbsen, kündigte nächstens auch einen Ausflug in das Reich der Gurken und Kürbisse an und schloß damit, sie habe unten einen Platz für Blumen reserviert.

Sie setzten sich auf einen wie eine Bank aufgeworfenen Erdhaufen.

Der Kaplan Plomb, der eine Alder für Neckereien hatte, schob seine Brille in die Höhe, rieb sich die Hände und sagte sehr ernsthaft:

„Frau Bavoil, Blumen und Gemüse haben vom Gesichtspunkt der Schönheit und der Eßbarkeit nur eine ganz geringe Bedeutung, Sie sollten sich bei ihren Pflanzungen nur von dem symbolischen Sinn der Tugenden oder Laster leiten lassen, den man den Pflanzen gegeben hat. Ich glaube aber zu bemerken, daß die meisten Ihrer Züchtlinge einen bösen Sinn haben.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Kaplan.“

„Nun, denken Sie nur daran, daß die Gemüse, die Sie züchten, allerlei üble Bedeutung haben. Haben Sie Linsen?“

„Ja.“

„Da werden Sie gleich sehen, was ich meine. Die Linsen haben heimliche und dunkle Körner. Arthemidoros versichert uns in seiner Auslegung der Träume, daß es ein Zeichen der Trauer ist, wenn man von ihnen träumt. Zwiebel und Lattich deuten auf Katastrophen. Die grünen kleinen Erbsen haben einen besseren Ruf, doch hüten Sie sich wie vor der Pest vor dem Koriander, dessen Blätter nach Wangen riechen, denn er bringt alles nur denkbare Übel hervor!

Hinwiederum heißt nach Macer Floridus der Quendel

die Schlangenbisse, der Fenchel treibt das stöckende Blut bei den Frauen und der Knoblauch bewahrt vor dem Übel, das daraus entstehen kann, daß man unbekanntes Wasser trinkt oder sich an einen anderen Ort begibt. Pflanzen Sie also ganze Prärien von Knoblauch.“

„Der Vater mag ihn nicht gern!“

„Sie müßten auch,“ fuhr der Kaplan noch immer tief: ernst fort, „sich mit den Büchern des Lehrers des heiligen Thomas von Aquino, mit den Büchern des Albertus Magnus nämlich bekannt machen, der in einigen ihm ohne Zweifel zu Unrecht zugeschriebenen Abhandlungen über die Kräfte der Kräuter, der Weltwunder und die Geheimnisse der Frauen einige Bemerkungen macht, die hoffentlich nicht vergeblich getan sind.“

Er behauptet zum Beispiel, daß die Wurzel des Wegerich ausgezeichnet gegen Kopfschmerz und gegen Geschwüre sei, daß die Mistel alle Schlösser öffne, daß das Schöllkraut, wenn man es auf den Kopf eines Kranken lege, zu singen beginne, wenn er sterben muß, daß man dank dem Saft der Hauswurzel ein heißes Eisen anfassen könne, ohne sich zu verbrennen, daß ein in einen Ring geflochtenes Myrthenblatt Geschwüre zurückgehen läßt, daß eine pulverisierte und von einem jungen Mädchen gegessene Lilie es ermöglicht, sich zu vergewissern, ob das junge Mädchen noch jungfräulich ist, denn im Falle, daß dies nicht mehr der Fall ist, hat dies Pulver im Augenblick, wo es heruntergeschluckt wird, die unwiderstehliche Kraft der Harnabtreibung.“

„Bis heute war mir diese Kraft der Lilie unbekannt,“ sagte Durtal lachend, „aber ich weiß, daß der gleiche Albertus Magnus die gleiche Wirksamkeit der Malve zuschreibt, doch braucht die Patientin die verpulverte Pflanze keines:

wegs zu sich zu nehmen, es genügt, daß sie sich auf ihr befindet, doch damit die Probe vollständig sei, muß noch dazu kommen, daß die Malve selbst trocken bleibt.“

„Welche Torheit!“ rief der Dechant Gévresin aus.

Und seine alte Haushälterin blickte, völlig aus der Fassung gebracht, zu Boden.

„Hören Sie nicht auf ihn, Frau Bavoil“, rief Durtal. „Ich habe einen anderen Gedanken, der weniger pharmazeutisch und religiöser ist: man könnte einen liturgischen Blumengarten heranziehen und ein Symbole tragendes Gemüesfeld. Man kann sich einen Garten und eine Kulturpflanzenkultur anlegen, die die Ehre Gottes singen, ihm in ihrer Sprache unsere Gebete übermitteln, die mit einem Wort das Hohe Lied der drei Jünglinge im Feuerofen singen würden, wenn Sie die Natur von dem Brausen des Windes an bis zum letzten in die Erde gelegten Samenkorn auffordern, den Preis des Höchsten zu verkünden, den Herrn zu segnen.“

„Nicht übel,“ rief der Kaplan Plomb aus, „doch müßte man dazu über einen gewaltigen Raum verfügen können, denn man kennt nicht weniger als hundertunddreißig Pflanzen in der Schrift, und unendlich groß ist die Anzahl derjenigen, deren Sinn das Mittelalter feststellte.

Ohne noch derer zu gedenken, die dieser Garten, ein Anhang unserer Basilika doch billigerweise auch zeigen müßte, die Botanik der Kirchenmauern, kennt man sie?

Man hat sie noch nicht in einen Katalog geordnet, wie man es mit den Steingewächsen von Notre-Dame in Reims getan hat. Die steinere Fauna dieses Domes ist von Herrn Saubinet sorgfältig klassifiziert worden. Doch werden Sie bald bemerken, daß die Ernte aus den Kapitälen

und Gesimskränzen fast überall dieselbe ist. In allen Kirchen des dreizehnten Jahrhunderts finden sie die Blätter des Weinstockes, der Eiche, des Rosenstrauches, des Efeus, der Weide, des Lorbeer, des Farrenkrautes, der Erdbeere und der Ranunkel. Fast immer meißelten die Bildhauer die inländischen Gewächse, die Pflanzen des Landstriches, in dem sie bauten.“

„Wollten sie mit den Krönungen und Blumenkörben der Kapitäle einen besonderen Sinn ausdrücken? Die Blumen- girlande zu Amiens zum Beispiel, die sich über den Arkaden des Schiffes durch das ganze Bauwerk hinzieht, die Kon- turen der Pfeiler mit nachzieht, hat sie außer dem wahr- scheinlichen Zweck, die Höhe der Kirche in zwei Teile zu teilen, damit das Auge in halber Höhe einen Ruhepunkt findet, noch eine andere Bedeutung: drückt sie einen be- sonderen Gedanken aus, übersetzt sie irgend einen Satz, der sich auf die Jungfrau bezieht, auf deren Namen diese Kirche geweiht ist?“

„Ich bezweifle es,“ erwiderte der Kaplan. „Ich glaube, daß der Künstler, der diesen Blumenkranz schuf, einfach einen dekorativen Zweck damit verband, und daß er uns nicht in einer hermetischen Sprache einen Auszug der Tugenden Unserer Mutter hat geben wollen. Wenn wir übrigens annehmen, daß im dreizehnten Jahrhundert die Bildhauer den Akanthus wegen der erweichenden Kraft, die ihm innewohnen soll, anwandten, die Eiche, weil sie die Stärke versinnbildet, die Seerose, weil sie um ihrer großen Blätter willen die Nächstenliebe andeutet, so können wir ebenfalls vermuten, daß zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, als die Kunst des Symbolismus noch nicht ganz verloren war, die Endivie, der Rappus, die Distel,

die unregelmäßig ausgezackten Pflanzen, die um die Liebesseken in der Kirche von Brou stehen, auch einen Sinn hatten.

Andererseits ist es aber gewiß, daß diese Pflanzen, um der nervösen Eleganz ihres Baues, um der schlanken und manierierten Grazie ihrer Formen willen, gewählt worden sind. Hinwiederum aber müssen wir gestehen, daß diese Verzierungen uns eine andere Geschichte erzählen als die Botanik von Reims und Amiens, von Rouen und Chartres.

Am öftesten sehen wir in den Kapitälern unseres Domes, der nicht einmal zu den am meisten beblühten gehört, das Bischofskreuz, das uns das sich entwickelnde Farrenkrautblatt zeigt.

Gut. Wird aber nicht das Farrenkraut in einer symbolischen Bedeutung angewandt? Es ist im allgemeinen ein Synonym für die Demut, was sich aus seinen Daseinsgewohnheiten ergibt, denn es wächst am liebsten weitab von den Straßen in der Tiefe des Waldes. Wenn wir das Handbuch der heiligen Hildegard befragen, so hören wir, daß dies Gras, das sie „faru“ nennt, eine magische Pflanze ist.

Wie die Sonne die Finsternisse zerstreut, ebenso, sagt die Äbtissin von Rupertsberg, jagt der Faru die Alpe in die Flucht. Der Teufel weicht ihm aus und verabscheut es, und selten schlägt der Blitz oder der Hagel in die Orte, an denen es wächst. Der Mensch endlich, der es an seinem Körper trägt, entgeht höllischem Einfluß und bösem Zauber.“

„So hat sich die heilige Hildegard mit Naturgeschichte von medizinischem und magischem Standpunkt aus beschäftigt?“

„Ja, doch ist ihr Buch unbekannt geblieben, weil es bis auf den heutigen Tag noch nicht übersetzt worden ist. Zuweilen schreibt sie gewissen Blumen ganz seltsame Talismankräfte zu. Wollen Sie einiges hören:

Ihrer Meinung nach heilt der Wegerich die Person, die einen Zaubertrank zu sich genommen hat und die Pimpinelle hat die gleiche Wirkung, wenn man sie an seinem Halse befestigt.

Die Myrrhe muß auf dem Fleische erwärmt werden, bis sie weich wird, dann bricht sie jede Art Zauber, befreit von Phantomen, wird ein Gegengift gegen alle Tränke. Sie verscheucht auch alle wollüstigen Gedanken, wenn man sie auf Brust oder Leib legt. Nur, wenn man sie gegen wüste Gedanken anwendet, so macht sie die Seele traurig und unfruchtbar, und deshalb, so meint die Heilige, soll man sie nie ohne große Notwendigkeit gebrauchen.

Allerdings kann man gegen die Trauer, die die Myrrhe in den Menschen einschleichen läßt, den „hymelssloßel“ anwenden. Mit diesem Himmelschlüssel meint sie offenbar die *primula veris*, vom Volk auch Ruckucksblume genannt, deren duftige gelbe Dolden an feuchten Stellen im Walde oder auf Wiesen sich entfalten. Es ist eine warme Blume, die ihre Kräfte aus dem Licht und der Sonne zieht. So verjagt sie die Traurigkeit, die nach den Worten der heiligen Hildegard die Sitten der Menschen verwirrt, und sie Worte gegen den Höchsten ausstoßen läßt. Und wenn sie dies hören, so eilen die Geister der Luft herbei und vollenden durch ihre Gegenwart die Geistesverwirrung des Rufers. Ich könnte Ihnen noch die Alraune nennen, eine heiße und wasserhaltige Pflanze, die sich dem menschlichen Wesen ähnlichen und es nachäffen kann, auch unterliegt sie als Trägerin teuflischer Kräfte mehr als andere Pflanzen der Gewalt des bösen Geistes. Doch ich möchte Ihnen eines ihrer weisen Rezepte mitteilen: es handelt sich bei dieser Vorschrift um die Lilie:

Man nehme das äußerste Ende der Wurzel, reibe es, zerstoße es in ranzigem Fett, erwärme die Salbe und reibe den an der roten oder der weißen Lepra Erkrankten damit ein, und er wird bald gesunden.

Doch wollen wir jetzt diese Rezepte und alten Zaubermittel lassen und uns dem Symbolismus der Pflanzen selbst zuwenden.

Im allgemeinen sind die Blumen Symbole des Guten. Nach Durand de Meuse stellen sie wie die Bäume die guten Werke dar, die die Tugenden zur Wurzel haben. Nach Honoré le Solitaire sind die grünen Pflanzen die Weisen, die blühenden bedeuten die, die Fortschritte machen, die, die Früchte geben, versinnbilden die vollkommenen Seelen; endlich nach alten Abhandlungen symbolischer Theologie sind die Gemüsepflanzen Allegorien für die Auferstehung, und der Gedanke der Ewigkeit wird besonders von der Weinrebe, der Zeder und dem Palmbaum ausgedrückt.“

„Fügen wir noch hinzu,“ unterbrach ihn der Dechant Gébresin, „daß die Psalmen diesen Baum mit dem Gerechten vergleichen, und daß er nach einer Version des heiligen Gregor des Großen mit seiner rauhen Rinde und der goldgelben Traube seiner Datteln das Holz des Kreuzes bedeutet, das beim Berühren sich so rauh anfaßt, aber dessen Früchte für den, der sie kosten kann, so süß zu schmecken sind.“

„Wenn nun Frau Bavoil einen liturgischen Garten anlegen will, wie ich vermute,“ meinte Durtal, „was für Pflanzen wird sie wählen?“

Könnte man ein Pflanzenlexikon der Todsünden und der ihnen entgegengesetzten Tugenden zusammenstellen und

hiermit eine gewisse Operationsbasis schaffen und nach gewissen Regeln das Material aussuchen, dessen sich der mystische Gärtner bedienen kann?"

„Ich weißes nicht,“ entgegnete der Kaplan Plomb, „nichtsdestoweniger scheint es mir auf den ersten Blick möglich zu sein. Doch müßte man die Namen der Pflanzen im Gedächtnis haben, die die Allegorien für die guten Eigenschaften oder die Sünden wären. Sie verlangen ja eigentlich eine Übersetzung unseres Katechismus in die Blumensprache. Wir wollen einmal beginnen: der Hochmut. Für ihn haben wir den Kürbis, der früher in der Stadt Sichone wie eine Göttin angebetet wurde. Er versinnbildet einmal die Fruchtbarkeit, ein andermal den Hochmut. Die Fruchtbarkeit, wegen der zahllosen Samenkörner und wegen seines leichten Fortkommens, die gleichermaßen der Mönch Walafrid Strabo in glorreichen Hexametern durch ein ganzes Kapitel seines Buches feiert, den Hochmut wegen seines dicken, hohlen Kopfes und seines Aufgequollenseins. Wir haben auch noch die Zeder, die mit dem heiligen Meliton Peter von Capua als Bild des Stolzes, des Übermutes erklärt. Nun kommt der Geiz. Ich gestehe, ich sehe keine Pflanze, die ihn versinnbilden könnte. Wir wollen über ihn hinweggehen und später einmal sehen.“

„Verzeihung,“ warf der Dechant ein, „der heilige Eucherius und Rabanus Maurus bezeichnen als Bilder des Reichtums, der zum Nachteil der Seele aufgehäuft wird, die Dornen. An einer anderen Stelle besagt der heilige Meliton, die Sykomore sei das Bild der Habsucht.“

„Die arme Sykomore,“ rief lachend der Kaplan, „die hat man aber auch in allen Farben angemalt! Rabanus Maurus und der Anonyme von Clairvaur bezeichnen mit ihr

den ungläubigen Juden, Peter von Capua vergleicht sie mit dem Kreuze, der heilige Eucherius mit der Weisheit, von anderen gar nicht zu reden. Doch bei welchem Laster waren wir stehen geblieben? Bei der Wollust. Auch hier haben wir eine Auswahl, die uns in Verlegenheit bringen könnte. Abgesehen von der Reihe phallischer Bäume, haben wir die Zyclame oder das Schweinsbrot, das nach einer alten Behauptung des Theophrast das Zeichen der Wollust ist, weil es dazu diente, Liebestränke zu brauen, die Nessel, die nach Peter von Capua die unordentlichen Erregungen des Fleisches bedeutet; dann die Tuberoze, eine modernere Pflanze, die aber immerhin seit dem sechszehnten Jahrhundert bekannt und von einem Franziskanermönch nach Frankreich mitgebracht worden ist. Ihr berauschernder Geruch, der die Nerven durcheinander bringt, führt, scheint es, zu einer Aufregung der Sinne.

Der Neid wird von dem Brombeerstrauch und der Hellebore dargestellt, die auch das Sinnbild für Verleumdung und üble Nachrede ist, und wiederum stoßen wir auf die Nessel, die nach einer anderen Interpretation des Albertus Magnus die Tapferkeit nachahmt, und die Furcht verjagt."

„Die Völlerei?“ Der Kaplan dachte nach, „ach, das sind die fleischfressenden Pflanzen, wie die Fliegenfalle und ähnliche.“

„Und warum nicht die einfache Feldblume, das Filzkraut, diese Tintenschnecke im Pflanzenreich?“ meinte der Kaplan. „Sie streckt die Fühlhörner ihrer kleinen Zweige wie Fäden über andere Pflanzen, bringt mit ihren kleinen Saugrüsseln ein und nährt sich gierig von deren Substanz.“

„Der Zorn,“ fuhr der Kaplan fort, „wird durch die Staupe dargestellt, die man mit einem Spottnamen Schuhz-

flickerorange nennt, und durch den Basilisken, der seit dem Mittelalter mit seinem Namensvetter aus dem Tierreich den schlimmen Ruf der Grausamkeit und des Zornes genießt.“

„Oh,“ rief Frau Bavoil aus, „man würzt aber doch das gehackte Fleisch und gewisse Ragouts mit ihm.“

„Das ist ein schweres Unrecht der kulinarischen Hygiene und eine geistige Gefahr,“ sagte lächelnd der Priester. Dann fuhr er fort:

„Der Zorn kann auch von der Balsamine dargestellt werden, die außerdem noch besonders ein Sinnbild der Ungeduld ist, wegen der Reizbarkeit ihrer Kapseln, die sich bei der geringsten Berührung abspannen und mit lautem Knall aufspringen, indem sie ihre Körner weithin zerstreuen.“

Die Faulheit, zum Schluß, wird von der Familie der Mohne versinnbildet, die eine einschläfernde Kraft haben.

Die symbolische Übersetzung der diesen Lastern entgegengesetzten Tugenden ist ein wenig kindlich.

Für die Demut haben wir das Farrentraut, den Ysop, die Winde, das Beilchen, das nach Peter von Capua um dieser Eigenschaft willen sogar Christus selbst bedeutet.

Und nach dem heiligen Meliton gebührt es auf immer den Beichtvätern und nach der heiligen Mechthilde den Witwen.

Als Zeichen der Entäußerung von irdischen Gütern gilt die Flechte, die auch das Symbol der Einsamkeit ist; für die Keuschheit die Drangenblüte und die Lilie, für die Nächstenliebe die Seerose, die Rose und — wenigstens nach Rabanus Maurus und dem Anonymen von Clairvaux — den Safran, für die Mäßigkeit den Lattich,

der auch das Fasten bedeutet, für die Sanftmut das Reseda, für die Wachsamkeit den Hollunder, der auch im allgemeinen den Eifer versinnbildet und den Thymian, der mit seinem scharfen, sauren Saft die Tätigkeit symbolisiert.

Lassen wir die Sünden, die wir im Bezirk Unserer Lieben Frau nicht pflanzen wollen, weg, und versuchen wir uns einen Blumengarten mit frommen Blumen zu machen."

"Wie fangen wir das an?" fragte der Dechant.

"Wir können es auf eine doppelte Weise versuchen", entgegnete Durtal. "Wir können entweder den Rahmen einer unvollständigen und wirklichen Kirche nehmen und die Statuen durch Blumen ausdrücken, was vom Kunststandpunkt aus sehr vorteilhaft wäre, oder wir bauen ein vollständiges Heiligtum aus Bäumen und Pflanzen."

Er ergriff ein Stöckchen, das auf dem Felde lag. "Hier ist der Plan unserer Basilika," sagte er, und zeichnete die Kreuzlinien eines Kirchengrundrisses auf die Erde. "Ich nehme an, wir bauen sie vom Ende, von der Abside aus. Wir verlegen hierin natürlich die Kapelle Unserer Lieben Frau, wie es in den meisten Kathedralen ja auch der Fall ist. Pflanzen, die die Jungfrau bedeuten, gibt es ja in großer Fülle."

"Die mystische Rose der Litaneien," rief Frau Bavoil aus.

"Dho!" warf Durtal ein, "die Rose ist gründlich entehrt worden. Abgesehen davon, daß sie eine der erotischen Pflanzen des Heidentums war, verurteilte man im Mittelalter in vielen Städten die Juden und die Prostituierten, diese Blume als auszeichnendes Zeichen ihrer Schmach zu tragen."

"Allerdings," rief der Kaplan Plomb, "dennoch läßt sie

Peter von Capua um ihrer Bedeutung der Liebe und der Nächstenliebe willen, die Jungfrau personifizieren. Die heilige Mechthilde sagt, die Rose bedeute die Märtyrer und an einer anderen Stelle ihres Buches von der besonderen Gnade identifiziert sie diese Blume mit der Tugend der Geduld."

"In seinem Hortulus behauptet Walafried Strabo, die Rose sei das Blut der gemarterten Heiligen," murmelte der Dechant Gévresin.

"Rosae martyres rubore sanguines nach dem Schlüssel des heiligen Meliton," bestätigte der Kaplan.

"Lassen wir diesen Strauch einmal beiseite," rief Durtal, "und sehen wir uns die Lilie einmal an."

"Hier sitzen wir gleich fest," meinte der Kaplan Plomb, "denn wir müssen zuerst einmal feststellen, daß die Lilie der heiligen Schrift keineswegs die Blume ist, die wir unter diesem Namen kennen. Die gewöhnliche Lilie, die in Europa blüht, und die schon vor dem Mittelalter das Symbol der Jungfräulichkeit in der Kirche war, scheint in Palästina nicht vorgekommen zu sein. Wenn das Hohelied übrigens den Mund der Geliebten mit dieser Pflanze vergleicht, so wollte es doch auch gewiß nicht weiße, sondern rote Lippen preisen.

Die Bibel meint mit der Blume, die sie als Lilie des Tales oder als Lilie des Feldes bezeichnet, einfach die Anemone. Der Abbé Vigouroux beweist es uns.

Sie kommt in Syrien sehr häufig vor, in Jerusalem und überhaupt in Galiläa auf den Bergen, diese Blume mit den wohlgeformten Blättern von theils üppigem, theils stumpfem Grün, die etwas von einer zarten feinen Mohnblume hat und einen ganz patrizisch anmutet und an eine

kleine Infantin erinnert, die frisch und rein in ihrem gezierten Aufputz dasieht.“

„Gewiß ist,“ meinte Durtal, „daß unsere abendländische Lilie kaum etwas von Reinheit hat. Ihr Duft ist das gerade Gegenteil eines keuschen Geruches. Er ist eine Mischung von Pfeffer und Honig, von Herbheit und Süßlichkeit, er scheint bleich und stark zugleich zu sein; er erinnert an ein orientalisches Aphrodisiakum oder ein erotisches Zuckerwerk aus Indien.“

„Wenn wir nun auch“, bemerkte der Dechant, „annehmen wollen, daß es im heiligen Lande keine Lilien gegeben habe — sind wir übrigens dessen wirklich ganz sicher? — so ist doch nicht wegzuleugnen, daß das Altertum und das Mittelalter eine Menge Symbole mit dieser Blume geschaffen haben.

So finden Sie, wenn Sie Origenes aufschlagen, daß ihm die Lilie die Person Christi selbst bedeutet, denn der Heiland hat von sich selbst gesagt: Ich bin die Blume des Feldes und die Lilie des Tales und in diesen Worten bedeuten die Felder, das heißt das bebaute Erdreich, das von Gott selbst begehrte hebräische Volk und die Täler, die Brachfelder sind die Unwissenden, das heißt mit anderen Worten die Heiden.

Lesen Sie jetzt Petrus Cantor. Nach ihm ist die Lilie die Tochter Joachims wegen ihrer Weiße, ihres labenden Duftes, ihrer heilenden Kräfte und auch, weil sie auf unbebautem Boden erwächst, wie die Jungfrau aus dem Schoße jüdischer Eltern.

Fügen wir noch nach Petrus Cantor als Therapeuten hinzu, daß wir in ihr ein außerordentlich wirksames Heilmittel gegen Brandwunden haben. Auch darum ist die

Lilie das Bild der Madonna, denn auch sie heilt die Brandwunden, will sagen die Laster der Sünder."

"Und nun fragen Sie noch", begann der Kaplan wieder, „den heiligen Methodus, die heilige Mechthilde, Peter von Capua, den englischen Mönch, von dem sie eben gerade sprachen und Sie werden finden, daß die Lilie nicht nur das Attribut der Jungfrau Maria ist, sondern der Jungfräulichkeit selbst und aller Jungfrauen.

Und dann ist da noch ein ganzes Bündel anderer Bedeutungen, eine vom heiligen Eucherius, der die Weiße der Lilie der Reinheit der Engel vergleicht, eine andere von dem heiligen Gregor dem Großen, der ihren guten Geruch dem der Heiligen an die Seite stellt, wieder eine andere von Rabanus Maurus, der behauptet, daß die Lilie die himmlische Seligkeit bedeute, den Glanz der Heiligkeit, die Kirche, die Vollkommenheit, die Reinheit des Fleisches....

Ganz abgesehen davon, daß nach einer Übersetzung des Origenes die Lilie unter den Dornen die Kirche unter ihren Feinden versinnbildet", fügte der Kaplan hinzu.

"Sie bedeutet also Jesus, seine Mutter, die Engel, die Heiligen, die Kirche, die Tugenden, die Jungfrauen — alles!" rief Durtal aus. „Man fragt sich, wie die mystischen Gärtner soviel Bedeutungen in ein und derselben Pflanze auseinanderhalten konnten."

"Aber sie sehen doch wie! Außer den Analogien und Ähnlichkeiten, die sie zwischen der Form, dem Geruch und der Farbe einer Blume und dem Wesen, das sie bedeuten sollte, ausdrücken wollten, kommentierten die Symbolisten die Bibel, studierten die Sätze, in denen dieser oder jener Baum genannt wurde und ordneten dann die Pflanzen nach der Bedeutung ein, die der Text ausdrückte oder ver-

siehen ließ. Und so wurde es mit den Tieren, den Farben, den Steinen, mit allen anderen Dingen gemacht, denen sie einen Sinn zuerteilten. Das ist doch eigentlich außerordentlich einfach."

"Und auch verwickelt genug. Woran waren wir eigentlich?" fragte Durtal.

"An der Kapelle der Jungfrau. Wir pflanzen hier Anemonen und Rosen; setzen wir nun noch einen Strauch hinzu, der nach dem Anonymen von Clairvaux die Jungfrau Maria und nach dem Anonymen von Troyes die Fleischwerdung Christi bedeutet, den Wallnußbaum, dessen Früchten auch von dem Bischof von Sardes dieselbe Bedeutung zugeschrieben wird."

"Und auch die Reseda," rief Durtal aus, "denn die Schwester Emmerich spricht mehrmals in höchst geheimnisvoller Weise von ihr. Sie sagt, daß diese Blume eine ganz besondere Beziehung zu Maria hat, die sich ihrer sehr oft bedient und sie auch selbst gepflanzt und gepflegt hat.

Auch ein anderes Kraut scheint mir noch bemerkenswert zu sein, das Farrenkraut — nicht wegen der Eigenschaften, die ihm die heilige Hildegard zuschreibt, sondern weil es das Bild der geheimsten verborgensten Demut ist. Nehmen Sie nur einmal einen seiner dickeren Stengel und schneiden Sie ihn so durch, daß eine schräge Kante entsteht, etwa so, als wollten sie eine Flöte machen und Sie sehen deutlich wie mit einem glühenden Eisen schwarz eingraviert die heraldische Figur einer Lilie. Da sie nicht mehr duftet, so können wir sie sehr wohl als das Symbol der vollkommensten Demut ansehen, die sich erst nach dem Tode enthüllt."

"Oh, oh, unser Freund weiß viel mehr von den ländlichen Dingen als ich vermutete," sagte Frau Bavoil.

„Ich habe mich in meiner Kindheit manchmal im Walde herumgetrieben.“

„Über das Kirchenchor brauchen wir wohl nicht erst zu reden,“ meinte der Dechant Gévresin, „da ergeben sich die eucharistischen Gestalten, der Wein und das Korn von selbst.“

„Und die Rebe, von der der Herr gesagt hat: Ego sum vitis und die auch das Sinnbild der Kommunion, der achten Seligkeit ist. Das Getreide, das in seiner Eigenschaft als sakramentalischer Stoff im Mittelalter der Gegenstand so vieler Fürsorge und Ehrfurcht war.

Erinnern Sie sich an die feierlichen Zeremonien gewisser Klöster, wenn es galt, dies heilige Brot herzustellen?

In Saint-Etienne de Caen wuschen sich die Mönche Gesicht und Hände, beteten kniend vor dem Altar des heiligen Benedikt die Laudes, die sieben Bußpsalmen und die Litaneien der Heiligen, dann überreichte ein Laienbruder die Form, in der zwei Hostien auf einmal backen konnten, und an dem Tage, an dem man die ungesäuerten Brote bereitete, speisten alle, die diese Arbeit verrichtet hatten, zusammen und ihr Tisch war so bedient, wie der des Abtes.

So wurde es auch in Cluny gehalten, wo drei Priester oder drei Diakone, in nüchternem Zustande, nachdem sie die Gebete, die ich eben aufgezählt, gesprochen hatten, sich mit der Albe bekleideten und sich einige Klosterdiener als Gehilfen zugesellten. Sie weichten nun den Weizen, der aus einzeln von den Novizen ausgelesenen Weizenkörnern gewonnen war, in kaltem Wasser auf, und ein Bruder buk mit behandschuhten Händen die Oblaten auf einem großen Feuer von Weinreben, in einer reich mit Zieraten versehenen eisernen Form.“

„Das erinnert mich,“ sagte Durtal und zündete sich eine Zigarette an, „an die Mühle, in der das Getreide für das heilige Opfer gemahlen wird.“

„Ich kenne sehr wohl die mystische Kelter, die sehr oft von den Glasmalern des 15. und des 16. Jahrhunderts dargestellt worden ist und die im ganzen eine Umschreibung des prophetischen Textes von Jesaias war: Ich war allein, um die Kelter zu treten und niemand ist gekommen, mit mir zu arbeiten. Aber ich gestehe, daß die mystische Mühle mir unbekannt ist,“ bekannte der Dechant.

„Ich habe eine in Bern abgebildet gesehen in einem Glasfenster aus dem 15. Jahrhundert,“ erzählte der Kaplan.

„Und ich habe sie im Dom zu Erfurt gesehen, nicht auf Glas gemalt, sondern auf Holz. Dies anonyme, von 1534 datierte Bild ist mir noch ganz gegenwärtig: oben sieht man Gott Vater abgebildet, einen guten, ernst und nachdenklich aussehenden Greis in weißem Bart, dann die Mühle, die wie eine Kaffeemühle aussieht, die auf dem Rand eines Tisches steht und deren Schublade offen steht. Die evangelischen Tiere leeren weiße Schläuche in die Öffnung der Mühle, aus denen Wimpel hervorquellen, auf denen die wirksamen sakramentalen Worte geschrieben sind. Und diese Wimpel steigen in das Innere der kleinen Maschine herab, erscheinen in der Schublade wieder, quellen aus ihr hervor und fallen in einen Kelch, den ein vor dem Tische kniender Kardinal und ein Bischof halten. Und die Worte verwandeln sich in ein kleines segnendes Kind, während die vier Evangelisten eine lange silberne Kurbel rechts in einer Ecke des Bildes drehen.“

„Seltsam ist,“ bemerkte der Dechant Gévresin, „daß es die Worte der Transsubstantiation und nicht die Substanz

selbst ist, die verändert werden sollen, welche die zweimal — unter der tierischen und menschlichen Erscheinung — dargestellten Evangelisten in den Apparat schütten und mahlen. Und ebenso erblickt man nicht die heilige Hostie, sondern statt ihrer wirkliches Fleisch.

Zum Schluß hat dies aber seine Richtigkeit! Da die Worte der Konsekration ausgesprochen worden sind, existiert das Brot nicht mehr. Und der Maler wies uns das wirkliche Fleisch, um die Gewißheit des Geheimnisses auszudrücken und um es den Massen sichtbar zu machen. — Aber wir wollen wieder auf die Bauart unserer Kirche zurückkommen. Wo waren wir stehen geblieben?“

„Hier,“ sagte Durtal und zeichnete mit seinem Stecken die Gänge, die sich an dem auf den Sand gezeichneten Kirchenschiff hinzogen. „Beim Bau der Seitenskapellen haben wir die Auswahl. Eine wird selbstverständlich dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht. Um ihn vor den andern zu unterscheiden, haben wir den Gewürznelkenbaum hier zu pflanzen, und das Eisen, weiter aber noch den Beifuß, der, wenn man ihn am Vorabend seines Festes pflückt, die Kraft hat, bösen Zauber unwirksam zu machen, den Blick abzulenken, und Gespenstererscheinungen zu verschrecken. Dazu wollen wir noch bemerken, daß diese im Mittelalter berühmte Pflanze gegen die Epilepsie und den Weitzanz angewendet wurde, zwei Übel, zu deren Heilung die Färsprache des Vorläufers besonders wirksam ist.

Eine Kapelle wollen wir auch dem heiligen Petrus weihen. Auf seinen Altar werden wir einen Strauß der Pflanzen niederlegen, die von unsern Vätern mit seinem Namen in Verbindung gebracht wurden: den Himmelschlüssel, das Gaisblatt, den Enzian, das Seifenkraut,

das Mauerkraut, die Winde und noch andere, deren Namen mir entfallen.

Vor allen Dingen aber würde es sich doch schicken, nicht wahr, Unserer Lieben Frau von den Sieben Schmerzen eine Zuflucht aufzubauen, wie sie sich in so vielen Kirchen findet.

Die Blume, die hier klar bezeichnend wirkt, ist die Passionsblume, diese einzige Blume von einem ins Violette übergehenden Blau, und deren Fruchtknoten ein Kreuz darstellt, die Griffel und Narben die Nägel, die Staubfäden die Hämmer, die faserigen Organe die Dornenkrone. Kurz, die alle Instrumente der Passion aufweist. Gesellen Sie hierzu noch einen Zweig Ysoppflanzen, pflanzen Sie eine Zypresse, ein Bild des Erlösers nach dem heiligen Meliton, oder des Todes nach M. Olier, eine Myrte, die nach dem Texte des heiligen Gregor des Großen das Mitleid meint. Vergessen Sie aber vor allem nicht den Wegedorn, denn das war der Strauch, aus dessen Zweigen die Juden die Dornenkrone Christi flochten — und die Kapelle ist gebaut.“

„Ja, der Wegedorn,“ rief der Dechant Gévresin! „Rozhaut de Fleury versichert ebenfalls, daß man mit seinen dornigen Zweigen das Haupt des Erlösers krönte — und es stimmt einen gedankenvoll, wenn man sich erinnert, daß im Alten Testament im elften Kapitel des Buches der Richter alle großen Bäume aus Judäa sich vor dem Königtum beugen, das dieser ärmliche Strauch sich prophetisch zuspricht.“

„Gewiß,“ erwiderte der Kaplan, „aber ebenso sonderbar ist auch, daß sehr alte Symboliker dem Wegedorn ganz verschiedene Bedeutungen zuerkennen. Der heilige Me-

thodus läßt ihn Jungfräulichkeit ausdrücken, Theodoret die Sünde, der heilige Hieronymus den Teufel, der heilige Bernhard die Demut. Vergessen Sie weiterhin nicht, daß in der Theologia Symbolica des Maximilian Sandaeus dieser Strauch als ein weltlicher Kirchenfürst figuriert, während der Weinstock, der Olivenbaum, der Feigenbaum, mit denen der Autor ihn vergleicht, die beschaulichen Orden bedeuten. Dies ist gewiß eine Anspielung auf die Dornen, die die Bischöfe zuweilen sich nicht enthielten, Häuptern der Klöster aufzudrücken.“

„Sie vergessen noch im Wappenschild unserer Kapelle das Rohr, das höhnische Szepter, mit dem man den Sohn geschmäht. Aber dies Rohr ist ebenso wie der Wegedorn eine Art Faktotum. Sankt Meliton definiert es als die Inkarnation und die heiligen Schriften, Rabanus Maurus als die Prediger, die Heuchler und die Heiden. Der heilige Eucherius als die Sünder, der Anonyme von Clairvaux erklärt es für Christus selbst, eine Reihe anderer vergesse ich dabei.“

„Niemlich viel Personifizierungen für ein einziges Symbol,“ sagte Durtal. „Wenn wir nun noch einige Kapellen den Heiligen weihen wollen, nichts leichter als das, wenigstens was die Heiligen angeht, nach deren Namen man Pflanzen getauft hat.“

Wir haben zum Beispiel den Baldrian, der auch Sankt Georgsraut genannt wird. Es ist eine weiße Blume mit röhrenförmigem Stengel, die an feuchten Orten wächst und deren Beinamen leicht erklärlich wirkt, da man sie zur Heilung von nervösen Krankheiten benutzte, für die man auch die Hilfe dieses Heiligen anrief. Weiter haben wir das oder vielmehr die Sankt Rochuskräuter, das Pfefferminz-

traut, zwei Sorten Ulant, von denen ein Purgativ aus den goldgelben Blumen die Krätze heilte. Früher segnete man am Festtag dieses Heiligen die Blütenbüschel, die man in den Ställen aufhing, um das Vieh vor Seuchen zu schützen. Das Sankt Annenkraut, ein trauriges Mauerpflänzchen, das Sinnbild der Armut. Das Kraut der heiligen Barbara, der Belar, eine Pflanze, die gegen Storbut gebraucht wird, von elendem Aussehen, die sich wie eine Bettlerin die Straßen entlang schleppt.

Dann das Kraut des heiligen Fiacre, das Wollkraut, dessen aufweichende Blätter, zu einem Kataplasma gekocht, Koliken beruhigen, zu deren Heilung man übrigens auch den Heiligen selber anruft.

Das Kraut des heiligen Stefan, das Hexenkraut, das mit rötlichen Trauben geschmückt ist, die von einem haarigen Fruchtstiel getragen werden. Und wie viel andere noch!

Was die Krypta angeht, vorausgesetzt, daß wir eine bauen wollen, so müßte sie natürlich mit einem Extrakt aus dem alten Testament, das ja an sich schon durch diesen Teil der Kirche versinnbildet ist, ausgestattet werden. Man müßte also trotz des Klimas den Weinstock und den Palmenbaum, die Sinnbilder der Ewigkeit pflanzen. Die Zeder, die wegen ihres unzerbrechlichen Holzes die Idee der Engel enthielt, die Olive und den Feigenbaum, die Sinnbilder der heiligen Dreieinigkeit und des Wortes. Den Weihrauch, die Kassia, den wohlriechenden Myrrhenstrauch, Symbole der Vollkommenheit und der menschlichen Natur unseres Herrn. Und dann die Therebinthen, was versinnbildeten sie eigentlich in Wirklichkeit?

Nach Peter von Capua das Kreuz und die Kirche; die

Heiligen nach dem heiligen Meliton, die Lehre der Juden und der Häretiker nach dem Anonymen von Clairvaux. Ihre Harztropfen sind die Tränen Christi, wenn wir dem heiligen Ambrosius glauben wollen.

Aber trotz all diesem bleibt unsere Basilika unvollständig. Wir tappen uns vorwärts ohne rechte Sicherheit. Ich möchte gerne, daß beim Eintritt in das Heiligtum sich anstelle des Weihwasserkessels der reinigende Psop erhöbe, aber die Mauern, womit wollen wir sie bauen, wenn wir auf die Hilfe einer wirklichen, aus Steinen gebauten Stütze verzichten.“

„Nehmen Sie,“ entgegnete ihm der Kaplan, „den Sinn der Mauern und übersehen sie ihn. Die großen Mauern versinnbilden die vier Evangelien. Können Sie diese Übersetzung machen?“

Durtal schüttelte den Kopf und antwortete: „Die Evangelisten sind in der mystischen Fauna durch die Tiere des Tetramorphen dargestellt, die zwölf Apostel haben ihre Synonyme in dem Schmuckkästchen der edlen Steine und natürlicherweise befinden sich zwei der Evangelisten darunter: dem heiligen Johannes wird der Smaragd zugeschrieben, das Sinnbild der Reinheit und des Glaubens, dem heiligen Matthäus gehört der Chrysolith, das Zeichen der Weisheit und der Wachsamkeit, aber niemand von ihnen ist, scheint mir, durch Bäume oder durch Pflanzen dargestellt worden, oder — doch! der heilige Johannes, durch den Heliotrop, der die göttliche Inspiration allegorisiert, denn er ist so auf einem Glasfenster der Kirche Saint Remy in Reims dargestellt, das Haupt von rundem Glorienschein umstrahlt, über den zwei Zweige dieser Blume hervorragten.

Auch der heilige Markus hat seine Pflanze, die das Mittelalter den Rainsarn nannte.“

„Den Rainsarn?“

„Ja, es ist ein bitteres aromatisches Kraut mit kupferfarbenen Blüten, das sich auf steinigem Boden ausbreitet und als krampfstillend in der Medizin angewandt wird. Es dient also mit dem Sankt Georgskraut zur Behandlung kranker Nerven, bei denen auch die Fürbitte des heiligen Markus nicht hoch genug anzuschlagen ist.

Den heiligen Lukas könnte man durch Büschel Reseda versinnbilden, denn die Schwester Emmerich erzählt, daß diese Pflanze während seines medizinischen Lebens sein großes Heilmittel gewesen ist. Er mischte Reseda mit Palmenöl, segnete es und salbte die Stirn und den Mund der Kranken mit dem Zeichen des Kreuzes, andermal wieder brauchte er die trockene Pflanze als Aufguß.

Bleibt also der heilige Matthias übrig. Hier strecke ich die Waffen, denn mir fällt keine Pflanze ein, die ich vernünftigerweise mit ihm in Verbindung bringen könnte.“

„Werfen Sie immerhin die Flinte nicht ins Korn,“ rief der Kaplan Plomb. „Eine Legende aus dem Mittelalter erzählt uns, daß aus seinem Grabe Balsam sinterete, auch bildete man ihn ab mit einem Zimmetzweig in der Hand, der nach Sankt Meliton das Symbol des Wohlgeruchs der Tugend ist. Wie dem auch sei, es wäre klüger, das Gerippe einer wirklichen Kirche zu nehmen, und sich darauf zu beschränken, sie durch Einzelheiten zu vervollständigen, die man der Hermeneutik der Blumen entnommen hätte.“

„Und die Sakristei?“ fragte der Dechant Gévresin.

„Nun, da nach dem Rational von Durand de Mende die Sakristei der Busen der Jungfrau ist, können wir sie

mit jungfräulichen Pflanzen bezeichnen wie die Anemone, mit Bäumen wie die Zeder, die der heilige Ildesons unserer Mutter zuschreibt, und wenn wir sie mit Objekten ihres Kultus umgeben wollen, so finden wir in dem Ritual der Liturgien und in den Konturen der Pflanzen selbst genaue Hinweise. So ist der Flachs, aus dem die Achselftücher der Priester und das Altarleinen gesponnen wird, nötig. Der Olivenbaum und der Balsamstrauch, denen man Öl und Balsam entzieht, und der Weihrauch sind geboten. Was den Kelch angeht, so können wir zwischen den Blumen wählen, die den Goldschmieden als Modelle dienen, die weiße Lilie, die zarte Campanula, die Tulpe selbst, obwohl diese Blume wegen ihrer Berührung mit der Magie etwas verrufen ist. Als Silhouette der Monstranz haben wir die Sonnenblume.“

„Ja,“ unterbrach ihn in diesem Augenblick der Kaplan Plomb und putzte seine Brille, „das sind Phantasien, die einfach aus dem materiellen Anschein gezogen sind, das ist moderner Symbolismus, der in Wirklichkeit eigentlich gar keiner ist. Und verhält es sich nicht ebenso mit den verschiedenen Interpretationen der Schwester Emmerich. Sie ist 1824 gestorben.“

„Was schadet das,“ rief Durtal. „Die Schwester Emmerich war eine Primitive, eine Seherin, deren Körper bloß in unseren Tagen lebte. Ihre Seele war weit weg. Sie lebte viel mehr in den Zeitläuften des Mittelalters, als in den unsrigen. Man kann sogar sagen, daß sie noch viel älter ist. Denn sie war die Zeitgenossin Christi, dessen Leben sie Schritt für Schritt in ihren Büchern verfolgt. Ihre Ideen über die Symbole sollte man also nicht beiseite schieben. Für mich haben sie eine Autorität, wie die der

heiligen Mechthildis, die in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geboren wurde.

Die Quelle, aus der sie beide schöpfen, ist vollständig dieselbe. Was ist der Raum, die Vergangenheit, die Gegenwart, wenn es sich um Gott handelt? Diese Frauen waren das Sieb, durch welches seine Gnaden sich durchsiebten. Ob diese Instrumente nun von heute oder von gestern sind, das ist mir gleich. Das Wort des Herrn ist über den Zeitaltern, er haucht seine Inspiration wo und wann er will. Ist das nicht wahr?"

„Das muß ich zugeben.“

„Über all dem vergessen Sie bei Ihrem Bauwerk die Iris, die meine gute Jeanne de Matel als ein Sinnbild des Friedens betrachtet.“

„Wir werden sie schon unterbringen, Frau Bavoil. Aber wir haben noch eine Pflanze, die wir nicht auslassen dürfen, den Klee. Die Bildhauer haben ihn verschwenderisch in ihre Steinfelder gesät, den Klee, der ebenso wie die Frucht des Mandelbaums ein Symbol der heiligen Dreieinigkeit ist. Wollen wir rekapitulieren?"

Auf dem Grund des Schiffes in der Hohlmuschel der Abside, vor einem Halbkreis hoher herbstlich verrosteter Farrenkräuter, sehen wir eine flammende Himmelfahrt von Kletterrosen, die ein rot und weißes Anemonenbeet begrenzen, das selbst durch das zarte Grün der Reseden eingefast ist. Fügen wir noch der Abwechslung halber die Gleichnisse der Demut hinzu, die Winde und das Weilchen und den Ysop, so können wir einen Blumentorb zusammenstellen, dessen Sinn die Tugenden unserer Mutter angibt.

Jetzt," sagte er und zeichnete mit seinem Stöckchen auf dem Boden die Kirche weiter, „kommt hier der Altar hin, er

ist von roten Weinranken, blauen oder perlmuttersfarbigen Trauben und Büscheln goldener Ähren überwachsen. Aber müßte man nicht eigentlich dennoch ein Kreuz auf dem Altare aufstellen?“

„Das wird nicht schwer sein,“ antwortete der Dechant Gébresin. „Von dem Senftorn an, das alle Symbolisten für ein Abbild Christi halten bis zur Sykomore und dem Terpentibaum haben Sie Spielraum; Sie können ein Kreuzchen oder ein riesiges Kreuzifix setzen.“

„Und hier,“ begann Durtal wieder, „all diese Gänge entlang, wo Klee wächst, sprießen auch andere Blumen aus dem Boden hervor, je nach den Heiligen, die sie darstellen sollen. Hier ist die Kapelle Unserer schmerzreichen Mutter, erkennbar an der Passionsblume, die sich auf ihrem rebenartigen mit Ranken versehenen Stengel ausgebreitet hat, und den Grund bildet eine Hecke von Wegebrenn und Rohr, deren schmerzvolle Bedeutung ein wenig durch die mitleidige Myrte gemildert wird.

Und hier in der Sakristei lächelt die sanfte blaue Flachsblüte, leuchten blühende Windenbüschel und Campanula, und wenn Sie wollen, ein Palmbaum, denn ich erinnere mich, daß die Schwester Emmerich ihn für das Sinnbild der Keuschheit erklärt, denn, sagt sie, die männlichen Blüten sind bei ihm von den weiblichen getrennt und er trägt sie beide im Verborgenen. Wir haben also hier noch eine weitere Ausdeutung des Palmbaums.“

„Aber, aber! Sie sind wirklich närrisch, lieber Freund,“ rief Frau Bavoil aus. „Was Sie da sagen, hat nicht Hand und Fuß. Die Pflanzen, von denen Sie sprechen, sind Pflanzen verschiedener Klimate; auf alle Fälle blühen sie nicht zur gleichen Jahreszeit. Wenn Sie die eine gepflanzt

haben, wird die andere verwelkt sein. Niemals wird es Ihnen gelingen, sie beieinander zum Gedeihen zu bringen.“

„So gehört es sich auch für das Symbol einer Kathedrale, die ja auch nie fertig wurde und deren Aufbau sich durch Jahrhunderte hinzieht,“ sagte Durtal und zerbrach sein Stöckchen. „Hören Sie, alle Phantasien beiseite gesetzt, da gäbe es etwas zu schaffen, das noch nicht in der kirchlichen Botanik und den frommen Liebessträußen existiert.“

Einen liturgischen Garten, einen wahren Benediktinergarten, in dem man Blumen um ihrer Beziehungen zu den heiligen Schriften aufzieht. Und wäre es nicht entzückend, die Liturgie des Gottesdienstes mit einer der Pflanzen zu begleiten, das Heiligtum und die Altäre mit Blumen zu schmücken, deren jede je nach dem Tage oder der Festzeit eine Bedeutung hätte, kurz die Natur mit ihrem köstlichsten, mit ihrem Blumenschmuck, mit den Zeremonien des Kultus zu vereinigen!“

„Gewiß!“ riefen zu gleicher Zeit die beiden Priester aus.

„Bis diese schönen Dinge sich verwirklichen, werde ich mich damit begnügen, meinen Gemüsegarten umzugraben und an die schönen Sachen auf dem Feuer zu denken, an denen Sie Ihr Teil haben werden,“ rief Frau Bavoil. „Da bin ich in meinen Element und verliere nicht den Boden unter den Füßen, wie in euren Blumennachahmungen von Kirchen.“

„Und ich möchte meinerseits einmal über die Symbolik der essbaren Pflanzen nachdenken,“ rief Durtal und zog seine Uhr. „Die Zeit zum Frühstück ist gekommen.“

Der Kaplan Plomb rief ihn, der sich lachend entfernte, aber noch einmal zurück: „Sie haben vergessen, in Ihrer zukünftigen Kathedrale dem heiligen Columban eine Nische

vorzubehalten, die wir sehr gut durch eine asketische Pflanze aus Irland oder wenigstens aus der Nähe von Irland, wo dieser Mönch geboren ist, darstellen könnten."

"Durch die Distel, das Zeichen der Kasteiung und der Buße, das Symbol der Askese," erwidert Durtal. "Aber warum sollen wir gerade dem heiligen Columban einen Altar errichten?"

"Weil er der am meisten vergessene Heilige ist, dieser Mönch, der Heilige, der am wenigsten von denen unserer Zeitgenossen angerufen wird, die ihn am meisten in Anspruch nehmen sollten. Schon von lange her gilt er als der Patron der Dummköpfe."

"Aber," rief der Dechant aus, "wenn jemals ein Mensch ein großartiges Verständnis für die himmlischen und irdischen Dinge zeigte, so ist es dieser große Abt, der Gründer vieler Klöster."

"D, das schließt nicht aus, daß der heilige Columban einen schwachen Geist gehabt hat. Warum allerdings gerade ihm die Mission zuteil geworden ist, den größten Teil der Lebenden besonders zu beschützen, das weiß ich nicht."

"Vielleicht weil er Geistesranke geheilt oder Besessene befreit hat," fragte der Dechant Gévresin.

"Jedenfalls," meinte Durtal, "wäre es sehr überflüssig, ihm eine Kapelle zu weihen, weil sie immer leer stehen würde. Niemand würde zu ihm beten kommen, zu dem armen Heiligen, denn es ist ja eine Eigentümlichkeit der Dummköpfe, nicht zu glauben, daß sie es sind."

"Da wäre also ein Heiliger ohne Aufgabe," sagte Frau Bavoil.

"Und der auch gewiß sobald keine finden würde," erwiderte Durtal und verabschiedete sich.

Durtal hatte Frau Mesurat, seine Haushälterin, gebeten, ihm den Kaffee in sein Arbeitszimmer hinüberzutragen. Er hoffte, sie auf diese Weise nicht wie während des Frühstücks, stehend vor sich zu haben und die tägliche Frage beantworten zu müssen, ob sein Hammelfotelett auch gut sei.

Und obwohl das Fleisch diesmal nach alter Flanellweste roch, hatte Durtal mit einer unbestimmt bejahenden Bewegung geantwortet, denn er wußte nur zu wohl aus Erfahrung, daß er, wenn er die geringste Bemerkung riskierte, ein langes unzusammenhängendes Geschwätz über alle Schlächter der Stadt anhören mußte. So steckte er, als diese dienstbeflissene und herrschsüchtige Frau die Tasse auf den Tisch niedergesetzt hatte, die Nase in ein Buch und zwang sie durch seine zusammengetrocknete sauertöpfische Haltung zum Rückzug.

Das Buch, das er durchblätterte, kannte er fast auswendig, denn er hatte es oft zwischen den kanonischen Stunden in der Kathedrale gelesen. Dort paßte es mit seinem einfältigen Glauben und seinem reinen und starken Aufschwung so gut hin, daß es ihm oft erschienen hatte, als sei es die verinnerlichte und großartige Stimme des Domes selbst.

Das kleine Buch enthielt eine Sammlung von Gebeten von Gaston Phoebus, dem Grafen von Foix aus dem vierzehnten Jahrhundert. Durtal besaß es in zwei Ausgaben, in einer alten in der Sprache und der Orthographie des Autors, die der Abbé Madaune herausgegeben hatte, und in einer jüngeren, aber sehr geschickt gemachten von Herrn de la Brière.

Und aufs Geratewohl eine Seite aufschlagend, geriet er an das schmerzliche und demütige Gebet:

„Der Du mich im Mutterleibe gemacht hast, laß mich nicht fallen... Ach Herr, ich gestehe Dir mein Elend.. mein Gewissen beißt mich, und zieht die Geheimnisse meines Herzens vor meine Augen. Geiz zieht mich zusammen, Wollust beschmutzt mich, Böllerei entehrt mich, Zorn verwirrt mich, Unbeständigkeit hält mich darnieder, Faulheit drückt mich zu Boden, Heuchelei tödert mich... das sind, o Herr, die Genossen, mit denen ich meine Jugend verlebt habe, das sind die Freunde, die ich gehabt, die Herren, denen ich gedient habe..."

Und weiter rief der Väter aus: „Sünde über Sünde! Immer habe ich sie aufgehäuft und die ich in Laten nicht begangen habe, habe ich durch übles Denken vollbracht.“ Durtal schloß das Buch, traurig darüber, daß es den heutigen Katholiken ganz unbekannt ist. Sie mußten immer wieder den alten Kohl wiederkauen, der am Kopfende oder am Schwanz der „Tage des Christen“ und der üblichen Kirchenagenden stand, oder die feierlichen Gebete in der schwerfälligen Ausdrucksweise des siebzehnten Jahrhunderts wiederlallen, Gebete und Bitten, in denen auch nicht ein aufrichtiger Atem war, nicht eine Bitte, die aus dem Herzen kam, nicht ein Aufschrei, den wahre Glut zum Himmel stieß! Wie weit war man doch von dieser wahren, in den Tiefen der Seelen erklingenen Rhapsodien entfernt, von der einfachen und bußfertigen Sprache, von diesen beschwingten und freien Zwiegesprächen der Seele mit Gott! Und Durtal las noch hin und wieder eine Seite:

„Mein Gott und meine Barmherzigkeit, verwirrt und von Scham erfüllt über mein schlechtes Gewissen trete ich mit

meinem Gebet vor dich hin — gib meinen Augen Ströme von Tränen und meinen Händen Fülle der Almosen, gib mir Glauben, Hoffnung und ewige Liebe! Herr, der Du niemanden verabscheuest, es sei denn den Narren, der Dich leugnet... oh mein Gott, Du Unterpfund meines Heiles; ich habe gesündigt und Du hast es gelitten.“

Am Schluß des Buches fand er einige Texte, die Herr de la Brière aus Manuskripten aus dem fünfzehnten Jahrhundert gesammelt hatte, unter anderen einige Gedanken über die Eucharistie:

„Dieses Fleisch verleibt sich nicht einem jeden ein. Manche kauen es nicht, sondern schlucken es eilig hinunter. Man muß es aber so gründlich, wie man kann, mit den Zähnen des Nachdenkens zermahlen, damit die Süßigkeit des Geschmacks nach außen tritt und geschmeckt werden kann. Ihr habt sagen hören, daß das, was am besten gekaut wird, am meisten nährt. Das Kauen der Zähne das ist das tiefe und eindringende Nachdenken über das Sakrament.“

Und nachdem er den besonderen Sinn eines jeden Zahnes erklärt hat, sagt er bei dem fünfzehnten, daß das Sakrament auf dem Altare nicht dasteht, um uns zu sättigen und wieder zu sättigen, sondern um uns zu vergöttlichen. Herr, flüsterte Durtal, indem er das Buch schloß, wenn man sich heute erlaubte, solch materielle Gleichnisse, solch realistische Ausdrücke zu gebrauchen, um von Deinem überanbetungswürdigen Leibe zu reden, welch' ein Gefläß würde dies im Stamme der Krämer im Tempel und im Heerbann der Frömmeler absetzen, die ihren Luxus-
betstuhl und ihren reservierten Platz nahe beim Altar wie im Theater nahe an der Bühne haben, hier im Hause, das allen gehört!

Und Durtal verlor sich in Gedanken, die ihn jedesmal befielen, wenn er ein klerikales Blatt oder eine der Schriften durchsah, die mit der Approbation irgend eines Kirchenfürsten wie mit einem Gesundheitsattest versehen, den Gläubigen in die Hand gegeben wurden.

Und sein Staunen wollte nicht enden über diese unerhörte Unwissenheit, diesen instinktiven Haß der Kunst, diese Furcht vor Ideen, diese Angst vor kraftvollen Ausdrücken, die allen Katholiken so gemeinsam sind.

Warum eigentlich? Es war doch kein Grund vorhanden, warum Gläubige ungebildeter und dümmer sein mußten, wie andere Leute. Es sollte doch eher das Gegenteil der Fall sein.

Dieser Zustand der geistigen Minderwertigkeit, wo kam er eigentlich her? Und Durtal antwortete sich: von der katholischen Erziehung. Von diesen Kursen geistiger Verschüchterung, von diesen Lehrstunden der Angst, die man der Jugend in einem Keller weit weg vom lebendigen Leben, vom Tageslichte, gibt. Es schien in der That System zu sein, die jungen Seelen zu entmannen, indem man sie nur mit saftlosem Schlangenfressen nährte, mit literarischem Weißfleisch. Es schien ausgemachte Absicht zu sein, bei dem Schüler jede Selbständigkeit, jede geistige Initiative zu untergraben, indem man sie alle unter dem gleichen Lineal darniederhielt, den Kreis ihrer Gedanken streng beschränkte und sie in freiwilliger Unwissenheit in allen Dingen des Schrifttums und der Kunst aufwachsen ließ.

Und alles dies, um die Versuchungen der verbotenen Frucht fernzuhalten, deren Bild man immer gerade dadurch hervorrief, daß man Furcht vor ihr zu erregen suchte. Bei diesem Spiel mußte die Neugierde nach diesem Unbe-

kannten, von dem ewig die Rede war, und zwar in Ausdrücken, die die aufreizende Wirkung mehr oder weniger durchsichtiger Schleier hatten, die Gehirne verwirren, und die Sinne aufstacheln. Die Phantasie konnte bei diesem unablässigen Herumnagen an dem Wunsch zu wissen und das Schreckliche kennenzulernen, nur verdorben werden und mußte bei dem geringsten anspielenden Wort in Unordnung geraten.

In solch einem Seelenzustande wurde natürlich das kraftloseste Werk zu einer Gefahr, durch den einzigen Umstand, daß von Liebe die Rede und eine Frau als reizvolles Wesen geschildert war. Und hieraus erklärt sich auch die den Katholiken innewohnende Unwissenheit, denn die wurde unablässig als Vorbeugungsmittel gegen jede Versuchung gerühmt; hieraus erklärt sich auch der eingewurzelte Haß gegen die Kunst, denn ein jedes geschriebene oder darstellende Werk wurde für diese scheuen Seelen ein Sprungbrett für die Sünde, ein Dummittel für alle Verfehlungen.

Wäre es nicht geschickter, nicht weiser gewesen, die Fenster zu öffnen, die Zimmer auszulüften, die Seele mit Männlichkeit zu behandeln, sie zu lehren, nicht vor dem Fleische zu zittern; ihr Kühnheit und Festigkeit zum Widerstehen einzuflößen! Denn es ist letzten Endes doch immer nur mit unsern Begierden die Geschichte von dem Hund, der uns an die Beine springt und zuschnappt, so wie wir uns fürchten, der aber zurückweicht, sowie wir, entschlossen ihn zu verscheuchen, uns ihm entgegenstellen.

Der Erfolg dieser frommen Erziehung ist nun auch einerseits der gewesen, daß der größte Teil der Zöglinge dem Fleische verfällt, sowie sie in die Welt treten und anderseits ein wahres Aufblühen von Dummheit und Be-

schränktheit bei den fromm Gebliebener, ein Verlassen sein von jeder Art Geistigkeit, ein Waffensinken aller katholischen Kräfte, die sich dadurch ohne jeden Schwertstreich eine Stellung außerhalb der profanen Literatur geschaffen haben, um die sie auch nicht eine Sekunde einen Kampf gewagt haben.

Das ist Wahnsinn! Die Kirche, die während mancher Jahrhunderte die Kunst gebär und tränkte, sie ist durch die Feigheit ihrer Söhne beiseite geschoben worden. Alle großen Bewegungen, die dem Mittelalter folgten, der Romantizismus und der Naturalismus sind ohne Sie oder gegen Sie gemacht worden.

Wenn ein Werk nicht einfache Geschichten oder lebenswürdige Lügen in hergebrachter Sprache und mit dem Sieg der Tugend und der Bestrafung des Lasters am Ende erzählte, so genügte dies schon, daß die Schamhaftigkeit der Kirchenpedelle und Stuhlvermieterinnen ihr Eselsgeschrei beginnen konnte.

An dem Tage, an dem die schmiegsame und umfassende Form der modernen Kunst mit ihren Begebenheiten aus dem wirklichen Leben das Spiel der Leidenschaften entzifferte, zum großen Studiensaal der Seelenlehre, zur Schule der Analyse wurde, erfolgte ein Abrücken der frommen Armee auf der ganzen Linie. Die katholische Partei, die zum Kampf auf diesem Gebiete, das die Theologie seit langem erforscht hatte, besser vorbereitet als jede andere hätte erscheinen können, zog sich in Unordnung zurück und beschränkte sich darauf, aus sicherem Hinterhalt mit ihren uralten Donnerbüchsen die Werke, die nicht von ihr eingegeben noch empfangen waren, zu beschießen.

Da sie mehrere Zeitalter im Rückstand und der Ent-

wicklung des Stiles nicht gefolgt war, geriet sie in die Gesellschaft der Köhler, die kaum lesen können, verstand die Hälfte der Vokabeln, deren sich die modernen Schriftsteller bedienten, nicht einmal, und wurde immer mehr zur Gemeinschaft der Analphabeten. Unfähig das Gute vom Bösen zu unterscheiden, verwarf sie in die gleiche Verdammnis den Schmutz der pornographischen Literatur und die Werke der Kunst. Kurz, sie förderte in ihren Urteilen solche Albernheiten zu Tage, redete solch ungeheuerliche Dummheiten daher, daß sie in vollkommenste Unglaubwürdigkeit geriet, und überhaupt nicht mehr mitzählte.

Und es wäre so leicht gewesen, weiter zu arbeiten und auf dem Laufenden zu bleiben, festzustellen und zu verstehen, ob der Autor in einem Werke das Fleisch besang, es feierte, es lobte, oder ob er im Gegenteil es in seinen Auswirkungen zeigte, um seine Schmach und Niedrigkeit zu enthüllen. Man hätte sich einmal davon überzeugen müssen, daß es ein schlüpfriges und ein reines Nackt gibt, und daß nicht alle Darstellungen des Nackten zu verurteilen sind. Man hätte sich vor allen Dingen sagen müssen, daß man die Laster zeigen und beschreiben mußte, wollte man einen begründeten Abscheu und unbegrenztes Entsetzen vor ihnen erregen.

Dies war wenigstens der große Wille des Mittelalters, das Vorgehen der geistlichen Bildniskunst, das literarische Dogma der Mönche jener Zeit. Und dies ist auch der Darfungsgrund jener mittelalterlichen Statuen und Gruppen, die noch heute das Schamgefühl unserer Mucker entsetzen. Reichlich sehen wir diese unpassenden Szenen, diese Bilder der Unzucht in Saint Benoît sur Loire an der Kathedrale zu Reims, in Mons, in der Krypta zu Bourges, überall,

wo sich mittelalterliche Kirchen erheben; und wo wir sie nicht mehr sehen, da hat sie eine dumme Prüderie, die immer nur in unreinen Zeitaltern herrscht, entfernt, hat sie zerbrochen und zerschlagen, im Namen einer Moral, die der der Heiligen im Mittelalter ganz entgegengesetzt ist!

Diese Darstellungen bilden seit vielen Jahren die Freude der Freidenker und die Verzweiflung der Katholiken. Die einen halten sie für eine Satire auf die Sitten der Bischöfe und der Mönche, die andern klagen, daß solche Schmutzigkeiten die Wände der Tempel verunreinigen. Und doch liegt die Erklärung für diese Szenen nicht weit ab, es gilt hier, nicht die Toleranz der Kirche zu loben, die derartige Darstellungen zugelassen habe, sondern die Weite ihres Geistes zu bewundern, und ihre Freimütigkeit zu preisen. Sie bezeugte hiermit ihre Entschlossenheit, ihre Kinder zu erziehen, indem sie ihnen das Lächerliche und Niedrige der Laster vor Augen führte. Sie gab, um in der Schulsprache zu reden, Anschauungsunterricht und eine Aufforderung zur Gewissenserforschung, ehe man das Heiligtum betrat, in dem sie auf diese Weise ein Verzeichnis der Sünden vorsetzte. Und dies Vorgehen paßte ausgezeichnet in ihr sonstiges Erziehungssystem, denn sie wollte männliche Seelen bilden und nicht Seelchen, wie sie die geistigen Orthopäden unserer Zeit heranziehen. Sie bezeichnete und durchstöberte das Laster, wo sie es fand, und zögerte auch nicht, die Gleichheit aller Menschen vor Gott auszusprechen, indem sowohl strafbare Bischöfe wie Mönche vor ihren Pforten an den Schandpfahl kamen. Sie wählte sich diese sogar mit Vorliebe, um ein Exempel zu statuieren.

Diese Szenen bedeuten im ganzen Glossen zum sechsten Gebot; sie waren die Beschwerden, die die Kirche gegen

sträfliche Mitglieder vorbrachte und die Lektionen, die sie so einem jeden erreichbar austeilte.

Unsere Mutter beschränkte sich nicht darauf, diese Ermahnungen und Vorwürfe nur in einer Sprache auszu-
zudrücken. Sie entlieh zu diesem Zwecke auch die Stimme der andern Künste, und so war es denn auch die Literatur und die Kanzel, die ihr als Dolmetscher für ihre Besserungsversuche an den Massen dienten.

Und diese waren weder weniger tapfer, noch mehr prüde als die Bildhauerkunst! Man muß nur in dem heiligen Schrifttum lesen — angefangen von den von Gott selbst eingegebenen Büchern der Bibel, die man nur noch in abgeschwächten französischen Übersetzungen lesen mag, denn welcher Priester würde wohl wagen, seiner verweichlichten Herde die Lesung des 16. Kapitels des Ezechiel oder des Hohenliedes, dieses Hochzeitgesanges zwischen der Seele und Jesum, zu empfehlen — bis zu den Kirchenvätern und Kirchenlehrern, um sich zu vergewissern, welcher Kraft des Wortes die Kirche sich bediente, um die Sünden des Fleisches einzuschnüren!

Wie würden unsere modernen Pharisäer wohl die Unverblümtheit des Heiligen Gregor des Großen empfinden, der ausruft: Sagt die Wahrheit! Besser ist der Skandal als die Lüge! Oder die Robustheit des Heiligen Epiphanius, der bis ins Kleinste die Abscheulichkeiten der Gnostiker geißelt und seinen Zuhörern ruhig sagt:

Warum soll ich fürchten das auszusprechen, was ihr zu tun euch nicht fürchtet! Indem ich davon rede, will ich den Abscheu vor den Schändlichkeiten, die ihr vollbringt, einflößen.

Was würden sie auch von dem heiligen Bernhard den-

ten, der in seiner dritten Betrachtung sich auf abscheuliche physiologische Einzelheiten einläßt, um uns die ganze Leere unserer körperlichen Wünsche und die Schmälichkeiten unserer Freuden zu zeigen.

Und von der heiligen Hildegard, die, mit welcher Gelassenheit!, von den verschiedenen Stadien der Wollust spricht, von dem heiligen Vincent Ferrier, der offen das Laster Onans und die Sodomie behandelt, sich materieller Ausdrücke bedient und die Beichte einer Medizin vergleicht und erklärt, der Priester müsse den Urin der Seele untersuchen und sie purgieren. Welch eine Verdammnis würde die prachtvoll starke Stelle bei Odon de Clun erfahren, die Remy de Gourmont in seiner „Lateinischen Mystik“ erwähnt, die Stelle, wo dieser furchtbare Mönch die Reize des Weibes vornimmt, sie hin und wieder wendet, auseinanderlegt, zerstückelt und den Kadaver nachher wie ein abgezogenes Kaninchen auf die Fleischbank zurückwirft! Und die andere von Elemenx von Alexandria, der die ganze Frage in zwei Sätzen zusammenfaßt:

Ich benenne ohne Scham die Teile des Körpers, in denen sich der Fötus bildet und nährt. Wie sollte ich auch Anstoß nehmen, sie zu benennen, da doch Gott sich nicht gescheut hat, sie zu erschaffen?

Keiner der großen Schriftsteller der Kirche war prüde. Diese Verschämtheit, die uns nun schon lange verdummt, entstand in den gottlosen Zeitaltern, in der Epoche des wieder erwachten Heidentums, bei der Rückkehr zu einem verdorbenen Klassizismus, den wir die Renaissance nennen, und wie hat sie sich seit dem entwickelt! In den üppigen und unzüchtigen Jahren des sogenannten großen Jahrhunderts ist sie fett gediehen; der Giftstoff des Jansenis-

mus und der alte protestantische Sinter sickerte ins Blut der Katholiken und sie leiden noch immer daran.

Ja wahrhaftig, die Ergebnisse dieser Syphilis von Unständigkeit sind entzückend, dachte Durtal und lachte laut auf, da er an die Kathedrale von Chartres dachte.

Hier ist der Vogel abgeschossen worden, sagte er, denn der Gipfel der frommen Dummköpfigkeit ist hier erreicht. Unter den Skulpturen, die den Umgang des Chores in diesem Dome zieren, befindet sich auch eine Gruppe, die die Beschneidung darstellt, es ist der heilige Joseph, der das Kind trägt, während die Jungfrau ein Leinen bereit hält und der Hohepriester sich naht, um die Handlung zu vollziehen. Da hat sich nun ein entrüsteter Sakristan gefunden, der diese Szene für unzüchtig erklärt und dem Jesuskind einen Streifen Papier über den Leib zu kleben für notwendig gefunden hat!

Die Schamlosigkeit Gottes, die Unanständigkeit eines kaum geborenen Kindes, das ist der Gipfel!

Aber, unterbrach er sich bei all diesen Gedanken, mittlerweile ist die Zeit vergangen und der Kaplan wartet vielleicht schon auf mich. Er stieg eilends die Treppen herab und wandte sich der Kathedrale zu, vor deren nördlichem Portal der Kaplan Plomp schon, sein Brevier betend, auf und niederging.

„Die Seite der Sünder und Dämonen ist auch die der Jungfrau, die die einen rettet und die andern vernichtet,“ begann der Kaplan. „Die mitternächtlichen Portale sind die meist bewegten bei den Domen. Hier in Chartres befinden sich allerdings die satanischen Szenen im Süden und nur weil sie zum jüngsten Gericht in der südlichen Tor-

öffnung gehören. Sonst hätte Chartres überhaupt keine Darstellungen dieser Art."

"Es war also im 13. Jahrhundert Grundsatz, die Madonna immer gegen Norden unterzubringen?"

"Ja! Für die Menschen jener Zeit war die Mitternachtsseite die Traurigkeit der Winter, die Melancholie der Finsternis, das Elend der Kälte. Die eisige Hymne der Winde war für sie das Atmen des Übels selbst, der Norden war die Zone des Teufels, die Unterwelt der Natur, während der Süden selbst das Eden bedeutete."

"Aber das ist absurd!" rief Durtal aus. "Das ist der schwerste Irrtum, den der Symbolismus der Elemente begehen konnte. Hier hat das Mittelalter sich getäuscht, denn der Schnee ist rein und der Reif ist keusch. Die Sonne hingegen ist der lebhafteste Mittler der Fäulnis, der Sauerzeug der Laster. Sie hatten wohl vergessen, daß der dritte Psalm der Complet den Dämon zu der heißen Stunde des Mittags als den gefährlichsten und aufreizendsten zitiert, sie haben wohl das Entsetzen des Schweißes und der faulen Wärme ganz aus dem Gedächtnis verloren, die Gefahr der nervösen Erweichung, die Fahrlässigkeit der geöffneten Kleider, die ganze dämonische Rüstung der Cirruswolken und der blauen Himmel!

Die teuflischen Ausströmungen wirken im Gewitter und in den Zeiten, da die Luft wie aus dem Ofenloch atmet, Brunst erregt und den ganzen Schwarm der üblen Geister in Schwung bringt!

Erinnern Sie sich hingegen der Texte bei Isaias und Jeremias, die die Stöße des Nordwinds als Wohnungen des Satans bezeichnen, und denken Sie, daß die großen Dome nicht im Süden geboren sind, sondern in der Mitte

und im Norden Frankreichs. Infolgedessen erfüllten die Architekten, die sich in die Symbolik der Jahreszeiten und der Klimate hineinversetzten, den Traum der Menschen, die der Schnee einmauert und die nach einem Sonnenstrahl und einem heiteren Tage seufzen.

Sie mußten also glauben, daß der Morgen, der Osten, eine Filiale des alten Paradieses sei und hielten diese Gegenden für sanfter, für seliger als die ihrigen.

Das hindert aber nicht, daß Unser Herr selber dieser Theorie widersprochen hat.“

„Woher wollen Sie das wissen,“ rief der Kaplan Plomb.

„Vom Calvarienberg. Als Jesus starb, wandte er dem Süden, der ihn kreuzigte, den Rücken und breitete am Kreuz die Arme aus, um den Norden zu umfassen, zu segnen. Er schien dem Morgenlande seine Gnaden zu nehmen und sie dem Abendlande übergeben zu wollen. Wenn es also Gegenden gibt, die der Satan bewohnt, so ist es der Mittag und nicht der Norden.“

„Sie hassen den Süden und seine Menschen, das hört man,“ lachte der Kaplan.

„Ich liebe sie wirklich nicht. Ihre durch ein hartes Licht so gewöhnlich gemachten Landschaften und die staubigen Bäume, die sich so scharf vom waschblauen Himmel abheben, haben für mich nichts anziehendes, und die lärmenden und haarigen Eingeborenen, die, wenn sie sich rasieren, tiefblaue Gefilde unter den Nasenlöchern aufweisen, sind mir geradezu zuwider.“

„Gut! Aber wir befinden uns hier vor einer unumstößlichen Tatsache, und alle Reden werden daran nichts ändern. Diese Fassade ist der Jungfrau geweiht. Wollen wir sie zuerst in ihrer Ganzheit und dann in den Einzel-

heiten betrachten? Diese Halle, die sich wie ein bedeckter Vorhof, wie eine Art gedeckter Veranda vor den Toren ausbreitet, ist eine Allegorie des Erlösers und bezeichnet den Eingang zum himmlischen Jerusalem. Sie ist um 1215 unter Philipp August begonnen, und im Jahre 1275 unter Philipp dem Kühnen beendet worden. Ihr Bau hat also ungefähr sechzig Jahre gedauert und hat sich durch den größten Teil des dreizehnten Jahrhunderts hin-gezogen. Sie teilt sich in drei Unterabteilungen, die den drei Toren, die von ihr geschützt werden, entsprechen. Sie beherbergt ungefähr siebenhundert Bildwerke, die zum größten Teil Persönlichkeiten aus dem Alten Testament darstellen.

Sie teilt sich in drei Schluchten oder Öffnungen zu den inneren Türen. Die mittlere Türöffnung, vor der wir uns befinden, hat die Verherrlichung der Jungfrau zum Gegenstande. Die linke Seitenöffnung ist dem Leben und den Tugenden der Jungfrau geweiht.

Die rechte Seitenöffnung den Vorbildern der Jungfrau.

Nach einer anderen Auslegung vom Kanonikus Davin bedeutet dies Portal, das zur Zeit erbaut wurde, da der heilige Dominikus den Rosenkranz einführte, die bildliche Darstellung der Geheimnisse des Rosenkranzes. Die Tür zur Linken, die die Verkündigung, die Heimsuchung, die Geburt vorweist, wäre hiernach eine Darstellung der freudenreichen Geheimnisse.

Die mittlere Pforte, die uns die Himmelfahrt und die Krönung der Jungfrau zeigt, die glorreichen Geheimnisse, die rechte Pforte, die ein Relief von Hiob umschließt, dem Vorläufer des Gekreuzigten im alten Bund, entspräche den schmerzensreichen Geheimnissen."

„Es gibt auch noch eine dritte Auslegung, aber die ist widersinnig,“ sagte Durtal, „die von Didron, die diese Fassade als die erste Seite des Buches von Chartres betrachtet. Er öffnet das Buch an diesem Portal, und ist der Meinung, daß die Bildhauer die Übertragung der Enzyklopädie des Vinzenz von Beauvais begonnen haben, indem sie hier die Erschaffung der Welt erzählten. Aber wo verbergen sich denn die Gleichnisse aus der Genesis?“

„Da!“ sagte der Kaplan und wies auf eine Reihe von kleinen Bildwerkchen hin, die sich in gerader Reihe in dem Spitzengewerk der Halle fast verloren.

„Diesen kleinen Bildern, die doch im Grunde nur Füllwerk und Lückenbüßer sind, eine solche Wichtigkeit beizulegen, das ist töricht!“

„Gewiß! Fangen wir also einmal mit dem Portal an.

Sie bemerken vor allem, daß ganz im Gegensatz zu den Gepflogenheiten bei den meisten Basiliken aus dieser Zeit, bei der von Amiens, von Reims, von Paris zum Beispiel, um drei zu nennen, sich hier nicht die Jungfrau auf dem Pfeiler zwischen den beiden Türflügeln erhebt, sondern die heilige Anna, ihre Mutter, und dies wiederholt sich bei den Glasfenstern im Innern der Kirche, wo diese Heilige, wie eine Negerin anzuschauen und den Kopf in ein blaues Seidentuch geborgen, Maria, die ebenfalls lohfarben wie ein Mohrenkind erscheint, in ihren Armen an sich drückt.“

„Warum?“

„Ohne Zweifel, weil der Bau dieses Domes dem Kaiser Balduin nach der Plünderung von Konstantinopel durch diese Heilige nahegelegt wurde.

Die zehn Kolossalstatuen, die an jeder Seite in den Erweiterungen des Eingangs aufgestellt sind, kennen Sie,

denn sie begleiten Unsere Mutter in allen Heiligtümern aus dem dreizehnten Jahrhundert; in Paris, in Amiens, in Rouen, in Reims, in Bourges, in Sens. Die fünf, die zur Linken stehen, bedeuten Vorbilder des Sohnes, die fünf zur Rechten Bilder des Herren selbst.

Es sind in chronologischer Ordnung die Persönlichkeiten, die den Messias vorgebildet oder seine Geburt, seinen Tod, die Auferstehung und sein ewiges Opfer prophezeit haben.

Zur Linken Melchisedech, Abraham, Moses, Samuel und David.

Zur Rechten Isaias, Jeremias, Simeon, der heilige Johannes der Täufer und der heilige Petrus."

"Aber," bemerkte Durtal, "warum befindet sich der Sohn Jonas mitten im Alten Testament? Sein Platz ist doch in den Evangelien?"

"Gewiß, aber bemerken Sie, daß in diesem Portal der heilige Petrus dem heiligen Johannes dem Täufer benachbart ist, daß die beiden Bildwerke Seite an Seite so nahe stehen, daß sie sich berühren. Fällt Ihnen nun nicht der Sinn dieser Annäherung auf? Der eine ist der Vorläufer und der andere der Nachfolger. Der erste nahm die Mission Christi voraus und der zweite vollendete sie. Es war natürlich, daß man sie zusammenband, daß man sie vereinigte, und daß der Fürst der Apostel als Schluß der Prämissen erschien, die die andern Gäste der Halle darstellen.

Endlich, um die Reihe der Patriarchen und Propheten vollzumachen, können Sie in den zurüctretenden Winkeln der viereckigen Säulen zwei als Pendant an jeder Seite der Thür aufgestellte Bildwerke sehen: Elias und Elisäus, seinen Schüler. Der Erste bildete die Himmelfahrt des Herrn vor, da er in einem feurigen Wagen gen Himmel

fuhr, der zweite den auferstandenen und die Menschheit in der Person des Sohnes der Sunamitin rettenden Jesus.“

„Es ist nichts dagegen zu sagen,“ flüsterte Durtal voll Nachdenken. „Die messianischen Texte sind einwandfrei. Alle Beweisführungen der Rabbiner, der Protestanten, der Freidenker, alle die Bemühungen dieser deutschen Ingenieure, um einen Bruch aufzufinden und den alten Felsen der Kirche zu unterminieren, alle sind gescheitert. Sie standen vor solch einer offenen Wahrheit, vor solch einer untrüglichen Gewißheit, vor einem so unzerstörbaren Felsen, daß man in der That ganz blind sein muß, um nur zu wagen, hier zu leugnen.“

Und obendrein hat der Herr gewollt, damit es ganz unmöglich sei, diese geoffenbarten Schriften als nach der Erscheinung des Messias geschrieben hinzustellen, und um jeder Zeit den Beweis zu haben, daß sie weder erfunden noch nachträglich verändert worden sind, daß sie ins Griechische übersezt und in der ganzen Welt mehr als zweihundertundfünfzig Jahre vor der Geburt Christi bekannt geworden sind! Wenn, was ja unmöglich ist, die Evangelien einmal verschwinden würden, so könnte man sie wohl, wenn man nur die messianischen Weisheiten der Propheten befragte, wiederherstellen, und das Leben des Herrn lückenlos abgefürzt erzählen?“

„Ganz gewiß, denn, und dies kann nicht oft genug wiederholt werden, das Alte Testament ist ganz buchstäblich die Geschichte des Menschensohnes und der Gründung seiner Kirche; und wie auch der heilige Augustinus bestätigt, war die ganze Verwaltung des jüdischen Volkes eine fortwährende Prophezeiung des Königs, den es erwartete.“

Auch ohne Kenntniß der Gestalten der Verkündiger des

Erlösers, die man bei jedem Schritte in der Bibel entdeckt, Iſaak, Joſeph, Moſes, David, Jonas, um auf's Geratewohl fünf zu zitieren und der Tiere und der Gegenstände, die ihn im alten Bunde perſonifizieren ſollten, wie das Oſterlamm, das Manna, die eherne Schlange, können wir, wenn wir wollen, allein bei den Propheten das Leben des Emmanuel in ſeinen großen Linien aufzeigen oder mit einem Wort, die Evangelien verdichtet herſtellen. Hören Sie nur:“

Der Kaplan legte die Hand vor die Augen, um ſich zu ſammeln.

„Seine Geburt aus einer Jungfrau iſt von Iſaias, Jeremias, Ezechiel vorhergeſagt worden, ſeine Ankunft, der ein Vorläufer, der heilige Johannes, vorhergehen ſollte, iſt von Malachias aufgeſchrieben und von Iſaias vervollſtändigt worden, der noch mit größter Genauigkeit hinzufügt, daß die Stimme des Vorläufers in der Wüſte erſchallen ſoll.

Der Ort ſeiner Geburt wird von Michäas vorher verkündet, die Anbetung der Weiſen, die Gold, Weihrauch und Myrrhen bringen, durch Iſaias und einen Psalm Salomos.

Seine Jugend und ſein Apoſtolat hat Ezechiel geweißagt, der ihn uns zeigt, wie er das verlorene Schaf ſucht, durch Iſaias, der die Wunder aufzählt, die er verrichten wird an den Blinden, Tauben und Stummen, und der zum Schluß erklärt, daß ſich ein jeder bei den Juden an ihm ärgern wird.

Aber wenn ſie von ſeinem Leiden und ſeinem Tode ſprechen, werden die Orakel von einer faſt mathematiſchen Genauigkeit und unerhörten Klarheit. Der feierliche Einzug am Palmſonntag, der Verrat des Judas um den

Preis der 30 Silberlinge, werden schon von Zacharias vorausgesagt. Jesaias beschreibt die Schande und die Schmach des Calvarienbergs. Hören Sie seine Worte: ‚Aber er ist um unserer Missetat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen ... Der Herr warf unser aller Sünde auf ihn Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg Da er gestraft und gemartert ward, tat er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Schaf, das verstummet vor seinem Scherer und seinen Mund nicht aufstut‘

Auch David spricht von der abscheulichen Szene: ‚Er gleicht mehr einem Wurm, denn einem Menschen, er ist ausgestoßen von seinem Volk und eine Schande der Menschheit‘

Selbst Einzelheiten sind erwähnt: bei Zacharias finden wir die Wundmale der Hände, David erzählt wörtlich die Ereignisse der Passion, spricht von den durchbohrten Händen und Füßen, von der Verlosung seiner Kleider. Selbst von dem Hohn der Juden, die ihn auffordern, sich doch selbst zu helfen, wenn er der Sohn Gottes sei, ist in den Sprüchen Salomonis und bei David die Rede. Die Galle und der Essig, den man ihm am Kreuze reicht, selbst der Schrei, mit dem Christus seinen Geist aufgibt, werden schon in den Psalmen prophezeit.

Doch die Weissagungen des Alten Testaments sind damit noch nicht zu Ende.

Sie reichen weiter hinaus bis zur Errichtung der Kirche, die an die Stelle der Synagoge treten soll, wie schon Ezechiel, Jesaias, Joel, Micha sagten. Und die Messe, das

eucharistische Opfer, wird schon von Malachias vorausgesagt in den Worten: „Bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr, den ihr sucht Dann werden sie dem Herrn Speisopfer bringen in Gerechtigkeit“

Pascal hat Recht, wenn er behauptet, die Erfüllung der Prophezeiungen sei ein ewiges Wunder, und es bedürfe keines anderen Beweises für die Göttlichkeit der christlichen Religion.“

Durtal hatte sich den Statuen genähert, die die heilige Anna umgeben, und er betrachtete die erste von links, die mit einer spitzen Haube, einer Art päpstlichen Tiara bekleidet war, deren unterer Teil eine Krone bildete. Sie trug eine Ube mit Fransen und einen Gürtel, der in Knoten herunterhing.

Das Gesicht war ernst, fast sorgenvoll und das Auge blickte nachdenklich ins Weite. Diese Person hielt in einer Hand ein Weihrauchfaß, in der anderen einen Kelch, der mit einem Hostienteller bedeckt war, auf dem ein Brot lag. Und dies Bild des Königs von Salem, Melchisedech, reizte einen jeden zum Nachdenken.

Er ist in der That eine der geheimnisvollsten Gestalten des alten Testaments, dieser Monarch aus der Genesis. Er ist Hohepriester, er verzehrt das Opfer von Brot und Wein, segnet Abraham, empfängt von ihm den Zehnten, und entschwindet dann wieder in den Nebeln der Geschichte. Dann plötzlich taucht sein Name wieder auf in einem Psalm Davids, der erklärt, daß der Messias der Priester sei nach der Ordnung Melchisedechs, und dann verliert er sich wieder ohne weitere Spur.

Bis er dann auf einmal im Neuen Testament vom Apostel Paulus erwähnt wird, dessen Bemerkungen über

seine Person ihn noch rätselhafter erscheinen lassen. Er sagt von ihm, er sei ohne Vater, ohne Mutter, noch Stamm gewesen, seine Tage seien ohne Anfang und Ende, er sei das Bild des Sohnes Gottes, der in Ewigkeit Hohepriester sei. Paulus rühmt stets von neuem seine Größe, und nachdem dies letzte Licht auf ihn gefallen, sinkt er in völliges Vergessen."

„Sie werden zugeben, daß es höchst merkwürdig um diesen König von Salem bestellt ist. Wie denken die Kommentatoren über ihn?"

„Sie erwähnen ihn kaum. Der heilige Hieronimus meint nur die Ausdrücke: ohne Eltern, ohne Vorfahren, ohne Anfang und ohne Ende sollen nicht etwa bedeuten, daß er vom Himmel gestiegen sei oder wie der erste Mensch von Gott selbst erschaffen worden. Das bedeute nur, daß er in der Geschichte von Abraham eingeführt sei, ohne daß man wisse, wer er sei, von wo er komme, wann er geboren und wann er gestorben sei."

„Jedenfalls ist diese unbegreifliche Persönlichkeit, die als ein Vorbild Christi angesehen wird, von unzähligen Fabeln und Legenden umwoben worden."

„Die einen haben behauptet, er sei Sem, der Sohn des Noa, die andern, er sei Ham gewesen. Für Simon war Melchisedech ein Ägypter, für Suidas gehört er der verfluchten Rasse der Kanaaniter an, und aus diesem Grunde schweigt die Bibel über seine Vorfahren."

Die Gnostiker haben ihn, als einen Con, höher als Christus verehrt und im III. Jahrhundert behauptet auch Theodor le Changeur, daß er kein Mensch gewesen sei, sondern eine himmlische Kraft und höher stehe als Christus, denn dessen Opfer sei nur ein Abbild des Seinigen.

Für eine andere Sekte war er nicht mehr und nicht weniger als der heilige Geist. Doch abgesehen von den Schriftstellern, erwähnen ihn auch die Hellsseher. Spricht nicht die Schwester Emmerich von ihm?"

„Sie sagt nichts genaues über ihn,“ erwiderte Durtal. „Für sie war er eine Art priesterlichen Engels, der für das große Werk der Erlösung vorarbeitete.“

„Das ist auch die Ansicht des Origenes und des Didymenes, die ihn auch zu den Engeln zählen.“

„Nach ihr erscheint er, lange vor Abraham an verschiedenen abgelegenen Orten Palästinas; er öffnet die Quellen des Jordan und nach einer anderen Stelle aus ihrem Leben Jesu, hat er die Hebräer den Getreidebau und den Weinbau gelehrt. Aber es ist auch ihr nicht gelungen, dies seltsame Rätsel zu Melchisedech zu lösen.“

„Vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, ist dieser Melchisedech jedenfalls eine der besten Statuen dieses Portals,“ schloß Durtal seine Betrachtungen. „Welch bizarre Züge trägt dagegen sein Nachbar Abraham mit seinem etwas zur Seite gewendeten Gesicht, auf dem das Haar wie ein Strohdach liegt und dessen Bart wie Wasser rieselt. Seine lange Nase springt ohne Einbiegung aus der Stirn und sieht so aus, wie die Schnauze eines Lapis und sein Gesicht mit den gedunsenen Backen trägt den Ausdruck, man könnte fast sagen, eines Taschenspielers, der das verlorene Haupt seines Sohnes hinwegestamotieren will.“

„In Wirklichkeit horcht er auf den Befehl eines Engels, den wir nicht sehen; und achten Sie nur auf den Sockel darunter, mit dem Bilde des Widders in einem Gestrauch, das soll nur das Symbol deutlicher machen.“

„Er ist der himmlische Vater, der seinen Sohn opfert,

und Jsaak, der das Holz herbeiträgt, um den eigenen Scheiterhaufen zu errichten, wie Christus sein Kreuz trug, ist das Bild dieses Gottessohnes. Der Widder aber, der geopfert werden soll, ist ebenfalls ein Abbild des Erlösers und der Strauch, in dem seine Hörner sich verfangen, ist das Symbol der Dornenkrone. Um aber die ganze Vorbildlichkeit dieses Gegenstandes recht zum Ausdruck zu bringen, hätte er in einer Ecke wenigstens die beiden Frauen des Erzáters anbringen müssen. Hagar und Sara und auch seinen andern Sohn Jsmael.

Denn wie Sie wohl wissen, sind auch diese beiden Frauen Symbole, Hagar das des alten Testaments und Sara das des neuen. Die Erste verschwindet, um der Zweiten Platz zu machen; so war der alte Bund nur eine Vorbereitung auf den neuen Bund. Und die beiden Knaben, die von diesen zwei Frauen abstammen, verkörpern daher die Anhänger beider Lehren, Jsmael die Jsraeliten und Jsaak die Christen.

Nach Abraham, dem Vater der Gläubigen, kommt Moses, der ebenfalls ein Vorbild Christi ist, denn die Befreiung der Kinder Jsraels bedeutet nichts anderes als die Errettung der Menschheit aus der Verdammnis, und der Durchgang durch das rote Meer ist ein Versprechen auf die Taufe. Er hält die Tafeln des Gesetzes und den Stab mit der ehernen Schlange. Auch Samuel verkündet den Erlöser, der königliche Gewalt mit der Macht des Priesters vereinigt, und David weist uns schon die Lanze und Dornenkrone der Passion. Ich brauche Sie wohl nicht erst daran zu erinnern, daß dieser König und Prophet die Leiden des Messias geweissagt hat, und daß er als weitere Ähnlichkeit auch seinen Judas in der Person des Architopheles hatte, der sich ebenso wie der andere Verräter erhängte."

„Sie werden mir zugeben,“ sagte Durtal, „daß diese Statuen, vor denen die Kunsthistoriker sich vor Begeisterung fast umbringen, und die sie alle für eine Glanzleistung der Bildhauerkunst des XIII. Jahrhunderts erklären, viel minderwertiger sind, als die Statuen des XII. Jahrhunderts vom Hauptportal. Wie deutlich sieht man hier das Sinken in der Flut religiöser Begeisterung. Zweifellos sind die Bewegungen freier und ist das Spiel der Gewänder und Falten leichter, das Ornament zierlicher und abwechslungsreicher, aber wo ist die seelenvolle Anmut des Hauptportals? Alle diese Statuen hier mit den dicken Köpfen, sind plump und nichtsagend, ohne inneres Leben; das sind vielleicht fromme Werke, auch schön, wenn Sie wollen, aber auch nichts mehr. Das ist vielleicht noch Kunst, aber keine Mystik mehr. Sehen Sie nur die heilige Anna mit ihrer trüben Miene und ihren unangenehmen und leidenden Zügen; sie ist nicht zu vergleichen mit der falschen Radegunde oder der falschen Bertha!

Mit Ausnahme vielleicht von zweien, der Gestalt des heiligen Johannes, und der des Joseph, die innen gleich neben der Tür angebracht sind. Die Bildwerke von Amiens und Reims sind gleichwertig. Entsinnen Sie sich des Simeon, der Jungfrau und der heiligen Anna von Reims? Welch reine Schönheit, welcher keuschen Reiz hat diese Jungfrau, die ihr Kind dem gütigen und weisen Simeon reicht, der mit dem feierlichen Prunk des Hohenpriesters angetan ist. Und diese heilige Anna, die in der künstlerischen Auffassung dem heiligen Joseph ähnlich ist, oder dem einen der beiden Engel, die an demselben Portal neben dem heiligen Micaise stehen, dessen Stirn gespalten ist, wie liebenswürdig und pffiffig sieht sie aus, obwohl altlich mit

ihrem kleinen spitzen Kinn, ihren großen Augen und der langen, vorn etwas gebogenen Nase, ganz wie eine junge, schalkhafte und liebenswürdige Großmutter. Übrigens sind die Bildhauer dieser Zeit besonders stark in der Schöpfung räthselhafter und seltsamer Gesichter. Entsinnen Sie sich vielleicht unserer Lieben Frau von Paris, die vielleicht ein Jahrhundert später wie sie entstanden ist. Nicht eben schön, aber seltsam erscheint sie mit dem frohen Lächeln auf den schmerzlichen Lippen. Von der einen Seite gesehen, blickt sie lächelnd auf den Jesusknaben, aufmerksam, fast scherzend; sie ist da wie eine junge Mutter, der die ersten Liebeskosungen des Sohnes noch ungewohnt sind. Sieht man sie aber von einer anderen Stelle an, so erlischt dies Lächeln und der Mund verzieht sich wie bei ausbrechendem Weinen. Vielleicht wollte der Künstler, indem er in diesem Antlitz die entgegengesetzten Gefühle des Glückes und der Besorgnis zum Ausdruck brachte, zu gleicher Zeit die Freude über die Geburt des Gottessohnes und den Schmerz über seinen zukünftigen Martertod ausdrücken. So hätte er in einer Gestalt die Mutter der Freuden und die Mutter der Schmerzen verkörpert und damit unbewußt die Jungfrauen von La Salette und die von Lourdes vorausgeahnt.

Doch dies alles wiegt sie nicht auf, die lebendige und erhabene Kunst des XII. Jahrhunderts, die ganz persönliche und geheimnißvolle Kunst des Hauptportals zu Chartres!"

„Ich wäre der Letzte, der Ihnen hierin widerspräche,“ erwiderte der Kaplan Plomb. „Doch nachdem wir nun die Figuren links von der heiligen Anna betrachtet haben, wollen wir jetzt die Reihe der Propheten rechts von ihr ansehen.“

Zuerst Jesajas, der auf einem Sockel steht, der von dem Stamm Jesse gebildet wird. Dieser berühmte Stamm, der zwischen den Füßen des Propheten wurzelt, rankt sich empor und breitet seine Zweige mit den Vorfahren der Jungfrau aus und erfüllt alle vier Abteilungen der mittleren Wölbung. Neben ihm steht Jeremias, der an das Leiden Christi dachte, als er die bittere Klage niederschrieb, die noch heute in der fünften Stunde der zweiten Nachtwache des Charstags gelesen wird: „Euch sage ich, allen die Ihr vorübergehet: Schauet doch und sehet, ob ein Schmerz sei wie mein Schmerz, der mich getroffen hat!“ Dann Simeon, der das Kind Jesu liebkost und dessen Leiden auf Golgatha vorausahnt, ebenso wie den Schmerz der heiligen Jungfrau; Johannes der Täufer und endlich noch Petrus, dessen Gewand besonders bemerkenswert ist, weil es nach dem Gewand eines Papstes des XIII. Jahrhunderts abgebildet ist.

Mit welcher Sorgfalt sind da alle einzelnen Nebensächlichkeiten ausgeführt, die Handschuhe, die Sandalen, der geschmückte Amictus, das Chorchemd, die Manipel, die Dalmatica, das Pallium mit den sechs Kreuzen und die konische Tiara aus golddurchwirkter Seide. Da ist alles ausgearbeitet und fein verziert wie Goldschmiedearbeit.

Zweifellos und doch wie vorteilhaft hebt sich der heilige Johannes von seinen Gefährten an dieser Tartsache ab. Welche Meisterschaft spricht aus diesen hohlen, abgezehrten Zügen, die ebenso beseelt sind wie die anderen ausdruckslos. Er ist nicht wie sie, konventionell und schon dagewesen. Da steht er, sanft und wild zugleich, mit seinem Bart, der wie eine zackige gebogene Gabel aussieht. Sein magerer Leib steckt in einem Gewand aus Kamelhaar. Man glaubt

seine Worte zu hören, wie er auf das Lamm in seinen Armen weist, das ein Kreuz trägt, von einem Heiligenschein umflossen ist, und das er fest an sein Herz drückt. Diese Figur ist ganz wundervoll und stammt sicher nicht von demselben Bildhauer, der den Abraham schuf oder den Samuel. Der sieht eher aus, als biete er dem gleichgültig blickenden David das Lamm zum Kaufe an, das er mit dem Kopf nach unten in Händen hält. Der ist wie ein Metzger, der seine Ware anpreist und wiegt und noch zögert, um sie dem Meistbietenden zuzuschlagen. Welcher Unterschied zwischen ihm und dem heiligen Johannes.“

„Das Giebelfeld der Tür hat wohl für uns weniger Reiz. Der Tod der Maria, ihre Himmelfahrt und Krönung lesen wir besser in der goldenen Legende nach als in diesen Basreliefs, die nur eine verkürzte Übersetzung darstellen?“

„So wollen wir uns die linke Seitentür betrachten.

Leider befindet sie sich in einem bejammernswerten Zustande. Die meisten großen Stücke sind verschwunden. Es waren hier, so scheint es, ebenso wie auf dem Hauptportal zu Paris und dem Südportal zu Reims, Persönlichkeiten aus der Kirche und der Synagoge dargestellt. Außerdem Lea und Rahel, das tätige und das kontemplative Leben, deren Geschichte wir in der Wölbung verfolgen können.

Unter den übriggebliebenen Bildwerken werden die Jungfrau, die heilige Elisabeth und der Daniel als Meisterwerke gepriesen.“

„Das ist doch wohl zu viel gesagt,“ rief Durtal aus. „Sie sehen unfreundlich und steif aus. Die Anordnung der Stoffe erinnert an griechische Gewänder, wie überhaupt aus diesen Werken schon ein vager Duft der Renaissance aufsteigt.“

„Sie mögen damit wohl Recht haben, aber es ist alles sinnreich und schön in den dreigetheilten Spitzbogen angeordnet. Das Giebelfeld darüber, auf dem die Geburt Jesu, die Hirten zu Bethlehem, die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande dargestellt war, ist so verwittert, daß man nur wenig erkennt, und es ist wohl auch künstlerisch weniger wertvoll.

Aber nun betrachten Sie die Bogen der Türwölbung, die von vier Reihen von Statuen gebildet werden. Die erste wird von zehn Engeln ausgefüllt, die zweite stellt das Gleichniß von den klugen und den törichten Jungfrauen dar. Die dritte ist eine Darstellung der Psychomachie oder des Kampfes der Tugenden gegen die Laster. In der vierten Reihe verkörpern zwölf Königinnen die zwölf Früchte des Geistes. Und dann betrachten Sie weiter den Vorsprung, der das Gewölbe selbst von der Türe trennt und bewundern Sie die köstlichen Figürchen, die die Beschäftigungen des kontemplativen und des tätigen Lebens versinnbilden.

Links wird das tätige Leben durch eine kräftige Frau dargestellt. Sie wäscht Wolle in einer Wanne, kämmt sie, bricht die Stengel des Flachses, spinnt ihn und ordnet die fertigen Garnsträhne.

Rechts davon sehen Sie das kontemplative Leben; eine Frau betet, in den Händen ein geschlossenes Buch, sie öffnet es, liest darin, schließt es wieder und denkt nach, lehrt und verfällt in Ekstase.

Außerdem sind noch in der letzten äußersten Einbuchtung des Türbogens, uns am nächsten und sichtbarsten, vierzehn Figuren von Königinnen, die sich auf Wappenschilder stützen und früher Fahnen trugen. Man hat viel über die

Bedeutung dieser Figuren gestritten, besonders über die zweite links, die in den Stein eingehauen das Wort Freiheit trägt. Didron hielt sie für eine Darstellung der häuslichen, bürgerlichen und sozialen Tugenden. Aber die Frage ist wohl endgültig beantwortet durch die gewandteste und scharfsichtigste Symbolistin unserer Zeit, durch Frau Felicie d'Anzac, die in einer sehr lehrreichen Broschüre, die 1843 herausgekommen ist und von diesen Statuen und den Tieren aus der Offenbarungsgeschichte handelt, mit Bestimmtheit festgestellt hat, daß diese Herrscherinnen niemand anderes als die vierzehn Seligkeiten darstellen, wie sie der heilige Anselm beschrieben hat: die Schönheit, die Freiheit, die Ehre, die Freude, die Wollust, die Gewandtheit, die Kraft, die Eintracht, die Freundschaft, die Langlebigkeit, die Macht, die Gesundheit, die Sicherheit und die Weisheit.

Ist nicht dieser Türschmuck von glücklichster Erfindung und außerordentlich interessant vom Standpunkt des Theologen und Mystikers?"

„Glücklich auch vom künstlerischen Standpunkt aus, denn Sie haben durchaus Recht: diese Frauen, die da arbeiten, oder sich der Betrachtung hingeben, sind so fein und lebendig, daß man bedauert, sie so im Schatten der Wölbung verloren zu sehen. Was für Künstler müssen das gewesen sein, die derart nur zur Ehre Gottes arbeiteten und solche Wunderwerke schufen, obwohl sie wußten, daß niemand sie sehen würde!"

„Ja, sie hatten sogar nicht einmal den Ehrgeiz, ihren Namen unter ihre Werke zu setzen, sie blieben anonym!"

„Das waren wohl andere Männer wie wir... von anderem Stolz und anderer Demut!..."

„Und auch von anderer Frömmigkeit!“ setzte der Kaplan hinzu. „Wenn Sie wollen, können wir uns noch die Bildwerke der rechten Tür ansehen. Sie ist weniger beschädigt, und man braucht sie nur mit wenigen Worten zu behandeln.“

Diese mit Skulpturen bedeckte Wölbung ist, wie Sie wohl wissen, den Darstellungen der Jungfrau gewidmet, aber wir sagen richtiger, den Vorfahren Christi, denn hier, wie bei den anderen Türen identifizieren die Bilder den Sohn mit der Mutter.“

„So reden denn auch die meisten der hier dargestellten Persönlichkeiten vor allem von Christus. Und welches sind nun die Typen aus dem alten Testament, die sich speziell auf die Tochter Joachims beziehen und hier in Stein abgebildet sind?“

„Der Anspielungen auf die Jungfrau sind unzählige in der heiligen Schrift. Ganze Werke, wie das Hohelied und das Buch der Weisheit, reden von ihr und preisen in jedem Satz ihre Schönheit und Weisheit. Andere Symbole, die sich auch auf ihre Person beziehen, kennen Sie: die Arche Noah, in der der Erlöser wohnt, der Regenbogen, das Zeichen der Vereinigung zwischen dem Herrn und der Erde. Der brennende Dornbusch, aus dem der Name Gottes hervorging. Die feurige Wolke, die das Volk Israel in der Wüste führte. Der Stab Aarons, der allein grünt und blüht unter den Stäben der zwölf Stämme, die Moses gesammelt hatte. Die Bundeslade, das Bliß des Gideon und noch eine ganze Reihe verschleierterer Vergleiche wie: der Turm Davids, der Thron Salomos, der verschlossene Garten und die versiegelte Quelle aus dem Psalm. Die Uhr des Ahas, die rettende Wolke des Elias,

die Pforte des Ezechiel — ich nenne nur die von Schriftgelehrten und Kirchenvätern beglaubigten Vergleiche.

Auch gibt es unzählige Tiere, die man als Vorläufer der Jungfrau ansieht und schließlich sind ja alle bekannten Frauen aus der Bibel nur Schatten ihrer Tugenden: Sara, der ein Engel die Geburt eines Sohnes weissagt, der selbst ein Vorläufer Christi wird; Maria, die Schwester Mose, die, indem sie den Bruder vor dem Tode errettet, die Juden befreit. Die Prophetin Deborah, Jael, die wie die Jungfrau gesegnet unter allen Weibern genannt wird, Anna, die Mutter Samuels, deren Lobgesang wie eine erste Fassung des Magnifikats klingt. Josabeth, die den Joas vor dem Zorn der Athalia verbirgt, wie später die Jungfrau den Sohn vor der Wut des Herodes. Ruth, die zu gleicher Zeit das tätige und das kontemplative Leben verkörpert. Rebekka, Rahel, Abigail, die Mutter Salomons, die Mutter der Makkabäer, die dem Martertode ihrer Söhne bewohnt und auch noch jene, deren Name auf diesem Bogen aufgezeichnet ist. Judith und Esther, die eine im Sinnbild der mutigen Keuschheit, die andere die Verkörperung der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit.

Aber am einfachsten gehen wir einfach den Reihen der Statuen nach, die um den Türbogen geordnet sind. Wir zählen auf jeder Seite drei.

Links: Balaam, die Königin von Saba und Salomo.

Rechts: Jesus Sirach, Judith oder Esther und Joseph.“

„Balaam ist ein gutmütiger, vertrauensvoller Bauer, der in seinen Bart lacht und auf dem Haupt einen fuchsenartigen Puz trägt. Die Königin von Saba steht etwas vorgebeugt mit einer fragenden, streitbaren Miene, als suchte sie eben irgend einen Vertrag an. Was haben nur

diese beiden Personen mit dem Leben der Jungfrau zu tun?"

„Nun, Balaam ist einer der Vertreter des Messianismus; er hat schon geweissagt, daß ein Stern von Jakob ausgehen würde und ein Stamm aus Israel. Was die Königin von Saba anbetrifft, so ist sie nach der Lehre der Kirchenväter ein Bild der Kirche, die Gattin des Salomo, wie die Kirche die Braut Christi ist.“

„Kann sein,“ murmelte Durtal, „aber das XIII. Jahrhundert vermochte es doch noch nicht, uns ein Bild von dieser Herrscherin zu geben, die man sich stets prächtig geschmückt auf dem Rücken eines Kamels reitend vorstellt, an der Spitze einer Karawane, im heißen Wüstenland von der Glut des Firmaments umlodert. Sie hat manchen Schriftsteller gereizt, und nicht die geringsten, diese Königin Balkis, Makeda oder Candaula. Um nur einen zu nennen: Glaubert; aber er hat es nicht vermocht, in seiner Versuchung des heiligen Antonius sie anders darzustellen als wie als kindisches närrisches Wesen, eine Marionette, die herumhüpft und zwitschert. Vielleicht könnte nur der Maler der Salome, Gustave Moreau, sie richtig wiedergeben, diese Frau, die zugleich unschuldig und wollüstig, gelehrt und tofett ist. Nur er vermöchte unter der blumigen Pracht der Gewänder, unter dem funkelnden Halschmuck aus Gemmen das aufreizende Fleisch zu beleben, konnte dies seltsame gekrönte Haupt malen mit dem Lächeln einer unschuldigen Sphinx, die von fernen Landen gezogen kam, um Rätsel aufzugeben und das Bett eines Königs fruchtbar zu machen. Sie ist viel zu kompliziert für die einfache Seele und die naive Kunst des Mittelalters.“

So ist denn auch ihr Bildnis weder verwirrend noch

geheimnißvoll. Kaum hübsch zu nennen, hat diese Fürstin das Ansehen einer guten Rechtsanwältin. Salomo selbst macht den Eindruck eines braven Spießbürgers. Die beiden Figuren auf der anderen Seite wären vielleicht beachtenswerth, wenn sie nicht von der dritten vollständig erdrückt würden. Ubrigens noch eine Frage: wie kommt der Verfasser des wundervollen Buches Sirach in diese Darstellung der Verherrlichung der Jungfrau?"

„Jesus, Sohn des Sirach, ist auch ein Vorläufer Christi, und war sowohl Prophet als Schriftgelehrter. Was die Figur neben ihm betrifft, so kann sie sowohl Judith wie Esther vorstellen. Ihre Identität ist ungewiß und läßt sich auch nicht bestimmen.

Auf jeden Fall waren beide Herolde der Jungfrau in der heiligen Schrift. Was Joseph anbetrifft, der verfolgt und verkauft, dann gefangen genommen wurde, um später sein Volk zu retten, so ist auch er ein Vorbild Christi."

Durtal blieb vor dem Bild dieses hartlosen Jünglings, mit den Locken rund um das Haupt, stehen. Er trug ein Panzerhemd unter einem gestickten Mantel und hielt in unbeweglicher Hand ein Zepter. Er sah aus wie ein ganz junger, sehr demütiger und einfältiger Mönch, der auf der Bahn mystischer Erkenntnis weiter vorgedrungen ist, als er selber ahnt. Diese Statue war sicher ein Porträt und man konnte wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß ein zarter und keuscher Novize dem Künstler als Modell gedient hatte. Dies Bild war das einzigartige Werk einer reinen und heiteren Seele. Ist er nicht, noch mehr wie der heilige Johannes, wie ein Traum?" fragte Durtal den Kaplan, der zustimmend nickte und dann fortfuhr:

„Die Reihen oben an der Wölbung sind unerreichbar,

denn man müßte sich den Hals umdrehen, wollte man sie betrachten. Außerdem sind sie nicht eben aufregend gut. Nur die Gegenstände interessieren. Sie schildern außer einer Gruppe von Engeln, die Sterne und Fackeln schwingen, die großen prophetischen Thaten des Gideon. Die Geschichte des Simson, der in finsterner Nacht gefangen genommen, die Stadttore von Gaza aushebt und davongeht, so wie Christus die Pforten des Todes zerbricht und lebend dem Grabe entsteigt. Die Geschichte der Judith und der Esther, die des Tobias, der ein göttlicher Edelstein aus Barmherzigkeit und Geduld ist. Und endlich finden wir in einer Ecke noch ein Gegenstück zu dem Hauptportal, die Zeichen des Tierkreises und einen Stein-Kalender. Das Giebelfeld des Portals ist, wie Sie sehen, in zwei Teile getrennt.

Auf dem einen Teil ist das Urtheil des Salomo dargestellt, der das Bild der Sonne der Gerechtigkeit und Christi ist.

Auf dem anderen liegt Hiob auf seinem Dunghaufen und Christus, dessen Abbild er ist, reicht ihm, von zwei Engeln begleitet, eine Palme.

So bleibt uns nur noch, um die ganze Symbolik der Halle, das fromme Bildwerk der ganzen Fassade in uns aufgenommen zu haben, ein kurzer Blick auf drei Bogen über der Freitreppe, die zum Eingang führt, übrig. Hier sind vor allem die Stifter der Kirche und die Heiligen der Diözese aufgestellt und zwischen ihnen noch einige Propheten, für die unten kein Raum mehr war. Dieser Vorraum ist eine Art Postskriptum, ein Nachtrag zum ganzen Werk.

Hier unter dem rechten Bogen, vor dem wir stehen, sehen Sie den heiligen Potentian, den ersten Apostel von Char-

tres, und die heilige Modeste, Tochter des Quirinus, des Gouverneurs der Stadt, der sie töten ließ, weil sie sich weigerte, Christum zu verleugnen. Dort Ferdinand von Castilien; er schenkte Glasfenster, die Sie an seinem Wappen erkennen können, dem goldenen Schloß auf rotem Felde, neben dem blauen Schild mit den goldenen Lilien Frankreichs. Neben ihm die Figur mit dem klugen und strengen Gesicht stellt den Richter Baruch dar und neben diesem mit nackten Füßen im Bußgewand steht Ludwig der Heilige, der die Kathedrale einweihte und mit reichen Geschenken bedachte.

Unter dem mittleren Bogen sind zwei leere Sockel, auf denen früher Philipp August und Richard Löwenherz standen, zwei der bedeutendsten Schirmherren der Kirche. Auf den anderen Sockeln stehen der Graf und die Gräfin von Boulogne, eine kräftige Frauensperson mit männlichen Zügen und einem Barett auf dem Haupt, dann ein unbekannter Prophet, es wird wohl Ezechiel sein, denn der fehlt unter den Sehern dieses Portals. Ludwig VIII., der Vater Ludwigs des Heiligen und endlich noch die Schwester dieses Königs, Isabella, die im Orden der heiligen Clara die Abtei von Longchamp gründete. Sie ist in ihrer Nonnentracht und neben ihr im Hintergrund steht eine Gestalt aus dem alten Testament, die wie Melchisedech ein Weihrauchfaß hält. Sehen Sie sich nur einmal die entschiedene und feierliche Haltung dieses Priesters an. Es ist der Vater Johannes des Täufers, Zacharias, dessen Psalm: „Gesegnet seist Du“ die Ankunft Christi voraussagt.

Und damit hätten wir diesen erstaunlichen Katalog alttestamentarischer Größen beendet und auch die Reihe der

frommen Stifter, deren Großmut diese bildliche Übertragung der heiligen Schrift ermöglichte.“

Durtal zündete sich eine Zigarette an und spazierte dann mit dem Kaplan noch vor dem erzbischöflichen Palaste auf und ab.

„Wenn ich vom künstlerischen Wert absehe,“ begann jetzt Durtal, „so ist mir unter den Vorfahren einer besonders merkwürdig. Ich meine David, dessen Gestalt so voll von Widersprüchen ist. Er ist erhaben und doch auch so menschlich kleinlich, daß man ganz verwirrt wird.“

„Weshalb?“

„Nun, denken Sie doch nur an das Leben dieses Mannes, der nacheinander Hirt, Krieger, Haupt der Gedächten und allmächtiger König war, der ein Flüchtling gewesen ohne Dach und Herd, ein bedeutender Dichter und bewundernswerter Prophet. Und ist nicht der Charakter dieses Königs ebenso wie sein Leben höchst rätselvoll?“

Er war sanft und geduldig, ohne Arg und Haß und zu gleicher Zeit voll Wildheit. Denken Sie nur daran, wie er die Amoniter strafe. Seine Rache war fürchterlich, er ließ sie zwischen Brettern zersägen, mit eisernen Eggen zerreißen, in Stücke zerschneiden und im Feuer braten.

Er war fromm und lebte in der Furcht des Herrn, aber er beging doch Ehebruch und ließ den betrogenen Ehemann in der Schlacht töten. Welche Widersprüche?“

„Um den David richtig zu verstehen,“ erwiderte der Kaplan Plomb, „darf man ihn nicht aus seinem Milieu herausnehmen, muß man ihn aus seiner Zeit beurteilen. Man würde ihn ungerecht und falsch beurteilen, wollte man ihn mit dem Maßstabe unserer Zeit messen. Nach der Auffassung des asiatischen Königtums war der Ehebruch

einem Herrscher, dessen Untertanen in ihm ein Wesen höherer Art sahen, fast erlaubt. Auch wurde die Frau damals fast nur wie ein Haustier angesehen, das ihm als obersten Herrn und Gebieter eigentlich ohne weiteres angehörte.

Es war nur die Ausübung seines Fürstenrechts, wie M. Dieulafoy es so richtig in seiner Abhandlung über diesen Monarchen auseinandersetzt. Andererseits sind die Martern und Grausamkeiten, deren man ihn anklagt, doch im Alten Testament allgemein üblich. Jehova selbst läßt das Blut in Strömen fließen, vernichtet Menschen ohne Zahl. Man darf nie vergessen, daß zu jener Zeit das Gesetz der Gottesfurcht regierte. Es ist deshalb auch weiter nicht erstaunlich, daß David, um seine Feinde zu schrecken, deren Sitten übrigens nicht milder waren als seine, die Bewohner von Rabba marterte und die Ammoniter zerreißen ließ.

Aber sehen Sie auch, wie er neben diesen Grausamkeiten und Sünden voll Großmut war gegen Saul, bewundern Sie die edle und mitleidige Seele des Mannes, den uns die Renanisten gern als einen Räuberhauptmann und Freibeuter darstellen möchten. Denken Sie auch daran, daß er schon der Welt die Tugenden wies, die später Christus lehrte, die rührendste Demut und die aufrichtigste Reue. Wenn der Prophet Nathan ihm seinen Mord vorwirft, gesteht er mit Tränen sein Unrecht und nimmt mutig die schwerste Buße auf sich: Blutschande und Mord in der eigenen Familie, Aufruhr und Tod seines Sohnes, Verrat, Elend und Flucht in die Wälder. Und mit welch heißem Flehen bittet er in seinen Psalmen um Vergebung. Mit welcher Liebe, welcher Zerknirschung fleht er Gott, den er beleidigte, um Gnade an!

Er war ein Mensch mit Fehlern, aber sie waren gering im Vergleich mit denen der Könige seiner Zeit, seine Tugenden aber waren zahlreich und herrlich, auch wenn man sie mit den Tugenden der Herrscher aller Zeiten vergleicht. Ist es nicht deshalb verständlich, daß Gott ihn auserwählt hat, sein Kommen zu verkünden? Und da Jesus kam, um die Sünder zu erlösen und die Schuld der ganzen Welt auf sich nahm, ist es nicht begreiflich, daß er ihn zum Vorläufer wählte, der wie alle Menschen auch ein Sünder war?"

„Ganz gewiß," erwiderte Durtal und verabschiedete sich dann von dem Kaplan.

Abends, als er zu Hause auf seinem Divan lag, überdachte er noch einmal die Theorie der biblischen Personen, die in den Skulpturen dieses Portals dargestellt sind.

Es läßt sich wohl behaupten, sagte er im Nachdenken zu sich, daß diese Nordfassade eine gedrängte Geschichte der lange vorbereiteten Erlösung der Menschheit darstellt. Sie ist eine Zusammenfassung des mosaischen Gesetzes, das selbst nur ein Abbild des christlichen Gesetzes ist.

Die ganze Geschichte der Auserwählung des jüdischen Volkes wird unter den drei Türbogen aufgerollt, seine Mission, die von Abraham zu Moses führt, von Moses zur babylonischen Gefangenschaft und von da bis zum Tode des Christ. Drei Perioden lassen sich klar unterscheiden: die Entwicklung des Stammes Israel, seine Unabhängigkeit und sein Leben unter den Heiden.

Und wie langsam und schwierig war die Läuterung dieses Volkes, wieviel Schlacken mußten entfernt werden! Wie schwer mußten diese habgierigen Nomaden bedrückt werden, um ihre Raublust und ihre wollüstigen Triebe zu verlernen. Ein Reigen wüster Bilder tauchte vor seinem Geiste auf.

Er sah die feindlichen Einfälle in Judäa, hörte das Wehgeschrei des Volkes, sein Heulen und Flehen zum Gott Zebaoth. Er gedachte seiner Könige, deren Missetaten der Herr mit seinem Fluche bestrafte und der Abfälle des Judenthums, das sich immer wieder zu den wollüstigen Kulte Asiens verführen ließ, das stets murrte und ewig bereit war, den eisernen Zaun Mose zu zerbrechen.

Aus der Gruppe der Volkszüchtiger und Richter taucht zuerst Samuel auf, der Mann der Widersprüche, der hingehet, wohin der Herr ihn treibt, der Aufgaben erfüllt, die er nachher wieder vernichten muß, der ein Königtum gründet, das er selbst verwirft, der einen Besessenen, eine Art Wahnsinnigen zum Könige salbt, der mit der drohenden Geste des Irren sich aus dem Dunkel der Geschichte erhebt. Und Samuel selbst muß diesen merkwürdigen Saul wieder durch die Schwere seiner Verwünschungen vernichten und David zum Könige erheben, dem wieder ein anderer Prophet auch seine Verbrechen ins Antlitz schleudern wird. Und diese inspirierten Wesen folgen aufeinander, sehen von Jahr zu Jahr das Amt des Wächters über die Volksseele fort, bilden das Gewissen der Richter und Könige. Ihr lauter Wachruf dringt weiter wie die göttlichen Gesetze, sie verkünden die Strafgerichte und finden oft den Martertod. Ihre Reihe zieht sich durch die ganze heilige Schrift und endet erst mit dem heiligen Johannes, den Herodias enthaupten läßt.

Da war Elias, der den Baalskultus verfluchte und gegen die schreckliche Isebel kämpfte, der die Mönchsorden gründete, und außer Enoch der einzige Mann des Alten Testaments war, der nicht starb. Sein Schüler war Elisäus, und ihm folgten die größeren Propheten Jesajas, Ezechiel,

Jeremias und Daniel und noch viele kleine Propheten, die alle die Ankunft des Sohnes weissagten und nach ihrer gütigen oder strengen Art das Volk trösteten oder mit Strafen bedrohten.

Durch die ganze Geschichte des Volkes Israel wälzt sich eine dräuende Flut von Verwünschungen, fließt ein ewiger Strom von Blut und Tränen!“ Erschüttert vor soviel menschlichem Jammer, schloß Durtal die Augen.

Da tauchte plötzlich vor seiner beklommenen Seele das Bild eines Patriarchen auf, die Gestalt Mose, des Greises im wallenden Bart mit dem Haupthaar, das bis zur Erde reicht. Er war der große Meister, der mit starker Hand die widerspenstigen Hebräer bändigte, ihre zerstreuten Stämme vereinigte. Er ist in Wahrheit der Vater und Gesetzgeber dieses Volkes.

Er sah die Szene auf dem Berge Sinai, neben der auf dem Ölberg und dachte, wie zwischen beiden sich die ganze Geschichte des Judentums, ja, seine Bestimmung selbst abspielt und erfüllt, bis es schließlich zur Strafe für seine Sünden über die Erde verstreut wird.

Ist es nicht ein furchtbares Bild, dieser Mose, der einsam auf dem rauchenden Gipfel des Berges steht, umwogt von drohendem Gewölk, durch das die Blitze zucken, und im ungeheueren Brausen der himmlischen Posaunen, bei deren Ton die Erde erbebt! Tief unten das Volk, das von Grauen erfaßt, die Flucht ergreift. Unbeweglich steht er in dem tobenden Aufruhr von Blitz und Donner, er horcht allein auf Ihn, der ihm die Gebote seines Bundes mit Israel verkündigt. Mit verklärtem Antlitz steigt Moses dann hernieder vom Berge Sinai, der nach Johann von Damaskus nichts anderes bedeutet, als das Herz der

heiligen Jungfrau, und dessen rauchender Gipfel die ewig lodernde Flamme des heiligen Geistes entsendet.

Plötzlich versinkt das Bild und neben dem Patriarchen, der allein bleibt, taucht die Gestalt des Mannes auf, den die Bildhauer am äußern Portal darzustellen vergessen haben, dessen Bild wir aber in den Fenstern dieser Fassade finden, Aron, der Hohepriester, den Moses zum ersten Pontifex des neuen Glaubens weihte.

Dort dachte an die furchtbare Szene, da Moses auf seinen älteren Bruder und dessen Nachkommen das heilige Amt überträgt. Er erinnerte sich all der Einzelheiten dieser Wahl, die sieben Tage dauerte. Nach körperlichen Waschungen und Salbungen mit Öl, begann das Sühneopfer. Auf Reissigfeuern verbrannten die Opfertiere und mischten ihren schwarzen, stinkenden Rauch mit den blauen Wolken des Weihrauchs. Der Patriarch bestrich das Ohr, den Daumen und den rechten Fuß Aarons und seiner Söhne mit Blut. Dann ergriff er das Fleisch der Opfertiere, legte es in die Hände der neuerwählten Priester, die es erst auf dem einen, dann auf dem andern Fuße stehend, als Gabe auf dem Altar darbrachten.

Danach neigten alle das Haupt unter einem Regen von Salböl und Blut, das Moses über sie ausgoß, so daß sie aussahen wie Schlächter und Lampenanzünder, bedeckt mit den roten Flecken, auf denen gelbe Augen schwammen.

Wie auf den Gläsern einer Zauberlaterne, so verschwand nun auch dieses Bild, dieses rohe Symbol eines herrlichen, vergeistigten Gottesdienstes, den hier rauhe Kehlen noch mühsam stammeln. Es folgt nun die lange Reihe der Priester und Leviten, die alle zum Tempel schreiten, geführt von Aaron, der herrlich geschmückt ist in seinem gold-

umsäumten Turban, seinem violetten Leibrock, dessen Saum geziert war mit Granatäpfeln von blauem und rotem Purpur und kleinen Schellen von feinem Golde. Darunter trug er das Unterkleid aus weißer Leinwand, umgürtet mit dem vorgeschriebenen Gürtel, der in blauem und rotem Purpur und Scharlach gestickt war. An den goldenen Schulterstücken war das herrliche Brustschild befestigt mit den zwölf Edelsteinen, die hell aufstrahlten, wenn der Hohepriester feierlich daherschritt.

Doch auch dieses Bild verschwindet. Ein unbeschreiblicher Palast erhebt sich, unter dessen schwindelhohen Hallen sich tropische Blütenbäume neben lauen Wasserbecken erheben. In den Zweigen spielen und hängen wie Trauben viele Affen, süßer Harfenklang verwirrt die Sinne und beim hellen Ton der Tamburins flirren die weitentfalteten prächtigen Schweife der Pfauen.

In diesem seltsamen Treibhaus voller Blumen und Frauen, in diesem ungeheueren Harem, umgeben von seinen siebenhundert Prinzessinnen und dreihundert Kebsweibern thront Salomon und schaut dem Reigen der Tänzerinnen zu, oder betrachtet diese lebenden Hecken von Frauen, deren Leiber sich von den goldbekleideten Wänden abheben, durch nichts verhüllt, als durch den zarten, duftigen Schleier, der von Räucherpfannen auf Dreifüßen herüberweht.

Er ist der echte Herrscher des Morgenlandes, eine Art Kalif, Sultan oder Rajah aus dem Märchen, ein Wunderkönig, der gleichzeitig begeisterter Polygame, äußerst prachtliebend, dabei doch sehr klug, künstlerisch, friedliebend und weise zugleich ist. Seiner Zeit an Wissen weit voraus, hat er den Ruf seiner Rasse recht eigentlich begründet und ihr

Handel ist sein Werk. Ihm ging der Ruf so großer Weisheit und Gerechtigkeit voraus, daß er schließlich als großer Zauberer und Wundermann angesehen wurde. Schon Joseph erzählt, daß er ein Zauberbuch geschrieben habe, eine Anleitung, die bösen Geister zu beschwören. Im Mittelalter schrieb man ihm einen Zauberring und Amulette zu und die Kunst der Geister- und Teufelaustreibung, bis sich seine Gestalt im Dunkel der Sagenbildung ganz verwischt.

Er würde sich wohl mehr wie eine Figur aus „Tausend und Eine Nacht“ erhalten haben, erhöhe sich nicht auf dem Niedergang seines Ruhmes die großartige Idee der Melancholie des Daseins, der Eitelkeit aller irdischen Freuden, der Nichtigkeit des Menschen.

Sein Alter war trübe, von den Frauen erschöpft und beherrscht, leugnet er seinen Gott und opfert fremden Götzen. Seine Seele ist trostlos wie ein ausgerodeter Wald. Enttäuscht von Allem, müde aller Freuden und aller Sünden satt, schreibt er herrliche Seiten als ein Vorläufer des schwärzesten Pessimismus unserer Zeit, faßt in ewige Worte das Leiden der Kreatur, die unter der Last des Lebens seufzt. Höchste Seelenpein spricht da aus dem Gottesmann!

„Denn alle seine Lebtag hat der Mensch Schmerzen mit Grämen und Leid... Da lobte ich die Toten mehr denn die Lebendigen... Denn es ist alles eitel!...“

Noch nach seinem Tode bleibt der alte König uns rätselhaft. Hat er seinen Abfall vom Glauben gesühnt? Ward er wie seine Väter aufgenommen in den Schoß Abrahams? Darüber wissen die bedeutendsten Schriftgelehrten uns keine Auskunft zu geben.

Nach dem heiligen Irenäus, dem heiligen Cyrill von

Jerusalem, dem heiligen Ambrosius und heiligen Hyronimus, tat er Buße und ward gerettet.

Nach Tertullian, dem heiligen Cyprian, dem heiligen Augustinus und Gregor dem Großen, hielt er keine Umkehr und ward verdammt.

Hier drehte sich Durtal in seinem Bett um, und versuchte an nichts mehr zu denken. Bald verwirrten sich auch die Vorstellungen in seinem Gehirn und schließlich fiel er in einen unruhigen Schlummer voll schrecklicher Angstträume. Er sah wie Madame Mesurat sich an den Platz der Königin von Saba unter dem Portal aufstellte. Ihre Häßlichkeit erfüllte ihn mit großer Trauer und vergebens flehte er die Domherren an, doch seine Wirtschafterin zu entfernen und die Königin wieder an ihren Platz zu stellen.

4.

Diese Symbolik der Kirchen, diese Psychologie der Kathedralen, diese Seelenstudien der Heiligtümer, die seit dem Mittelalter von unseren Professoren der monumentalen Physiologie, den Archäologen und Architekten stets vernachlässigt worden ist, interessierte Durtal so sehr, daß er darüber für Stunden die Verwirrung und Not seiner eigenen Seele vergaß. Doch, sobald er sich nicht durch sie ablenkte, indem er hinter dem Schein der Dinge den wahren Sinn suchte, ergriffen ihn seine Sorgen stets von neuem. Diese plötzliche Entscheidung, vor die ihn der Dechant Gévresin gestellt hatte, da er von ihm verlangte, allen Seelenkämpfen durch einen festen Entschluß eine Ende zu machen, regte ihn auf und erfüllte ihn mit Angst.

Das Kloster! Wie lange sollte er noch überlegen, ob er

sich seinem inneren Zwang unterwerfen wolle! Aber das Für und Wider kämpften noch immer in seinem Herzen.

Es ist wie vor meiner Abreise nach la Trappe, sagte er sich, nur ist die Entscheidung diesmal schwieriger. Notre Dame de l'Utre war nur ein vorübergehender Aufenthalt. Als ich reiste, wußte ich, daß ich nicht für immer ging. Es war ein peinlicher Augenblick, aber es war doch nur ein Augenblick, während es sich jetzt um einen endgültigen Entschluß handelt. Schließt sich jetzt die Zelle hinter mir, so soll es für immer, bis zu meinem Tode sein! Es ist die Verurteilung auf Lebensdauer, ohne Nachlaß, ohne Vergnadigung. Und er spricht, als handele es sich um die einfachste Sache der Welt, der Kaplan.

Was sollte er tun? Sollte er wirklich auf seine ganze Freiheit verzichten, nichts sein als ein blindes Werkzeug, eine Sache in der Hand eines Mannes, den er nicht einmal kannte? O Gott, er wollte es wohl! Aber da waren noch peinlichere Fragen als diese. Da war die Schriftstellerei, die einzige Beschäftigung und der Inhalt seines Lebens. Es war sehr schmerzlich, aber auch dieses Opfer wollte er noch bringen, aber schreiben und dann sein Werk verhungert sehen, verwaschen und entfärbt durch einen andern, der vielleicht ein Weiser und Heiliger sein konnte, aber, wie Johannes vom Kreuz, nichts von Kunst verstand, das wäre zu hart! Daß man ihm die Ideen nach theologischen Gesichtspunkten zurechtschneiden würde, fand er begreiflich und gerecht, aber den Stil!... Und doch durfte, wie er wohl wußte, in einem Kloster nichts gedruckt werden, ohne daß der Prior es durchgelesen hatte, der es auch nach Belieben ändern oder gar unterdrücken konnte. Da hätte er schon lieber gar nicht mehr geschrieben, aber auch darin war

er nicht mehr frei, sondern mußte sich im Namen des Gehorsams einem Befehl unterwerfen, mußte diesen oder jenen Gegenstand ganz in dem Sinne behandeln, den der Abt forderte.

Dies mußte, wenn er nicht zufällig einen verständnisvollen Meister traf, ein Stein ewigen Anstoßes werden. Doch außer dieser für ihn wichtigsten Frage, gab es noch andere, die auch wohl überlegt sein wollten. Nach den Erzählungen der beiden Priester herrschte bei den schwarzen Mönchen nicht das wohlthätige Gebot des Schweigens wie bei den Cisterziensern. Nun, so vollkommen auch die Klosterbrüder sein mögen, sie bleiben doch Menschen, und sind als solche doch Zuneigungen und Abneigungen unterworfen, die fortgesetzte Reibereien verursachen. Auch muß sich infolge der Weltabgeschiedenheit und des beschränkten Gesprächsstoffes die Unterhaltung auf die alltäglichsten Dinge beschränken und der Geist kleinlich und eng werden.

Man wird zur alten Jungfer oder muß dieser faden Sprache bald überdrüssig werden.

Dann war da auch noch die Gesundheitsfrage. Im Kloster triumphierten die berüchtigten Ragouts und Salate und als Folge die ewig verdorbenen Magen weiter, kurzer Schlaf und schwere körperliche Arbeit . . . diese Aussicht war durchaus nicht verlockend. — Wer weiß denn, ob man nicht nach einigen Monaten solch strenger körperlicher und geistiger Enthaltensamkeit in einen trostlosen Stumpfsinn verfällt, ob die körperliche und geistige Diät der Mönchszelle nicht so niederschmetternd wirkt, daß man zum Denken und Handeln ganz unfähig wird!

Schließlich kam er auf den Gedanken, daß es doch Wahnsinn sei, vom Klosterleben zu träumen. Lieber wollte er

schon in Chartres bleiben. Aber kaum hatte er dies bei sich fest beschlossen, so sah er die Dinge wieder von der anderen Seite.

War das Kloster nicht der Ort der vernünftigsten und reinlichsten Lebensweise? Die Hindernisse, die ihm eben noch unüberwindlich schienen, deuchten ihm nun gering. Die Gesundheit? War nicht in la Trappe die Nahrung noch viel karglicher, die Ordensregel weitaus strenger gewesen? Warum sollte er sich da im voraus Sorgen machen!

Anderseits, waren diese Unterhaltungen notwendig? War die Vorschrift nicht weise, die die Einsamkeit der Zelle unterbricht, wenn die Langeweile droht? Dadurch ward das seelische Wiederkäuen verhütet und die gemeinsamen Spaziergänge waren gleich heilsam für den Geist wie für den Körper. Warum sollten diese Gespräche kindisch sein? Und war das Geschwätz, das man in der Welt so oft anhören muß, etwa gehaltvoller? War die Gesellschaft der Mönche nicht unbedingt eine angenehmere, als die der Menschen, gottweiß welcher Art und Farbe, deren Nähe man draußen ertragen muß?

Was wollten auch schließlich all diese nebensächlichen Kleinigkeiten besagen neben der ganzen Herrlichkeit des Klosterlebens! Was bedeuteten diese Nichtigkeiten neben dem großen Frieden und der Glückseligkeit des Herzens, das nichts mehr kennt, als die Freude des Gottesdienstes und die Pflicht der Lobgesänge. Vom Strom des Gebets wurden alle kleinen menschlichen Schwächen und Fehler hinweggespült. Machte er es nicht umgekehrt wie der Mann aus dem Gleichnis vom Splitter im Auge des Nächsten und vom Balken im eigenen? Er sah nur die eigne Un-

vollkommenheit und dachte nicht der allgemeinen menschlichen Schwäche.

Mir fehlt nur die rechte Demut, rief er endlich aus. Wie schwer ist es doch, das Herz von allen Sündenschladen zu befreien! Vielleicht wird gerade das Klosterleben mich läutern! — Und er träumte von einem gereinigten Leben, er wollte aus seiner Seele ein Gefäß der Heiligung und Anbetung Christi machen, so sündenrein sollte sein Herz werden, daß Gott selbst darin wohnen konnte. Ja, dies ist das einzig erstrebenswerte Los und nicht anders darf ich mich entscheiden!

Doch wie ein kalter Wasserstrahl ernüchterte ihn schon wieder eine neue Überlegung. Auf alle Fälle muß aber die enge Lebensgemeinschaft mit den Brüdern, die klösterliche Kasernierung ertragen werden!

Er stöhnte vor Verzweiflung, wollte seine Schwäche überwinden und schalt mit sich voll Ungeduld: man geht doch schließlich nicht zu seinem Vergnügen ins Kloster! Man schließt sich von der Welt ab, um für seine Sünden zu büßen und sich auf den Tod vorzubereiten. Weshalb also über die Art der Entsagungen grübeln, die man sich auferlegen muß. Kommt es doch nur darauf an, sie entschlossen auf sich zu nehmen und nicht schwach zu werden!

Aber hatte er denn auch wirklich dies Verlangen nach Leiden und Buße? Erhefte er nicht bei dieser Frage? Wohl stieg aus seiner tiefsten Seele ein schüchternes Ja auf, aber es wurde übertönt vom Lärm seiner Feigheit und Angste. Weshalb also abreißen?

So geriet er immer mehr in Zweifel und Verwirrung und hoffte schließlich all diesen sinnlosen Quälereien und

unnützen Sorgen durch einen Aufschub der Entscheidung ein Ende zu machen und sich eine Wartezeit zu gönnen.

Da schlage ich mich wie ein Idiot mit eingebildeten Widerständen herum, rege mich über leere Worte auf, über Gebräuche, die ich gar nicht kenne. Es wäre doch gescheiter ein Benediktiner-Kloster zu besuchen, oder besser, noch mehrere, um sie zu vergleichen und um sich so ein richtiges Bild von dem Leben zu machen, das man dort führt. Dann ist auch die Frage der Laienbrüderschaft aufzuhellen. Wie Kaplan Plomb meint, hängt sie ganz vom guten Willen des Abtes ab, der je nach seiner Herrschsucht die Zügel straff oder locker läßt. Aber ist das auch ganz sicher so? Im Mittelalter gab es jedenfalls Laienbrüder und so wird wohl auch eine jahrhundertealte Regel für sie da sein.

Auch sind dies ja nur menschliche und kleinliche Bedenken und es ist unrecht, nach einer möglichst angenehmen Auslegung der Ordensregeln zu suchen. Rückhaltlos muß man sich geben, sich kühn in die unbekannte Flut stürzen. Nur ganz darf man sich seinem Gott weihen. Betrachtet man das Kloster anders, so bleibt nur ein bürgerliches Haus und das wäre absurd. Meine Bedenken, meine Vorbeugungen, mein Kompromißwille sind eine Schande!

Ja gewiß, aber wo sollte er die Kraft finden, um allen irdischen Staub aus seiner Seele zu fegen? — Und von seinen Neigungen und Bedenken grausam hin und her gerissen, suchte er schließlich Zuflucht bei der Madonna de Sous-Terre. Nachmittags waren die Gewölbe geschlossen, doch er konnte durch eine kleine Thür bei der Sakristei hinunter gelangen, und so stieg er die dunkle Treppe hinab.

Er betrat die Krypta gleich neben dem Altar und atmete wieder den unbestimmten beruhigenden Duft der Gewölbe,

die vom Rauch der Kerzen geschwärzt waren. Er ging weiter in dieser weichen Luft, in der sich Kellerhauch und Weihrauch seltsam mischten. Es war noch dunkler als am Morgen, denn die Lichter waren nicht angezündet. Nur die ewigen Lampen brannten wie hinter dünnen, orangesfarbenen Häuten und warfen einen verblassenden Goldschimmer auf die feuchten Mauern.

Indem er den Rücken zum Altar wandte, sah er vor sich den langen, niedrigen Gang, der unter dem Hauptschiff herführte, an dessen Ende man wie durch einen Tunnel das Tageslicht eindringen sah. Unglücklicherweise, denn dadurch konnte man die scheußlichen Malereien erkennen, die man hier angebracht hatte. Es waren Szenen aus der priesterlichen Glanzzeit von Chartres: der Besuch der Maria von Medici und Heinrichs IV. in der Kathedrale, Ludwig XIII. und seine Mutter, M. Olier, der der heiligen Jungfrau den Schlüssel des Seminars von Saint-Sulpice und ein Kleid aus Goldbrokat darbringt und schließlich noch Ludwig XIV. knieend vor Notre-Dame de Sous-Terre. Glücklicherweise blieben die übrigen Fresken unfenntlich im Dunkel verloren.

Aber ein wirklich erlebener Genuß war es, so ganz allein mit der Jungfrau zu sein, wenn ihr schwarzes Antlitz aus der Nacht im flackernden Schein der ewigen Lampen auftauchte.

Vor Ihr warf Durtal sich nieder, Ihr wollte er sein Herz ausschütten:

Sieh, ich habe Angst vor der Zukunft mit ihrem bewölkten Himmel und auch Angst vor mir selbst, denn ich verzehre mich in Zweifeln. Bis hierher hat mich Deine Hand geführt, nun verlaß mich nicht, sondern vollende

Dein Wert. Ich weiß, daß es Wahnmuth ist, sich so um die Zukunft zu grämen, Dein Sohn hat es ja selbst gesagt: Jeder Tag hat seine eigene Mühsal. Aber das hängt doch auch vom Temperament ab; was dem einen leicht wird, wird dem andern so schwer. Mein Geist ist leicht beunruhigt, stets ängstlich und immer auf der Lauer. Was ich auch unternehmen will, er scheut gleich zurück und führt mich irre. So halte nun Du ihn fest und lenke ihn, gütige Mutter, und nimm mich Ermatteten endlich in Deine süße Hut!

Ach! nur nicht länger so zerrissen sein, endlich untheilbar bleiben! Die Seele so vom irdischen Leben befreien, daß sie nichts anderes fühlt als die Schmerzen, als die Wonnen des Gottesdienstes! Daß sie nichts kennt als Jesum und Dich und nur Eurer Spur folgt im Jahresring der Kirchensfeste. Sich freuen zu Weihnachten und Ostern und in der Leidenswoche zu klagen, gleichgültig gegen alles andere und ganz von der eigenen Person abzusehen! Welch ein Traum! wie leicht wäre es dann, ins Kloster zu gehen!

Aber ist das möglich, wenn man kein Heiliger ist? Wie losgelöst muß erst die Seele von allen profanen Ideen, allen irdischen Vorstellungen sein! Wie sehr muß die Einbildungskraft eingeschränkt werden, bis sie gehorsam nur der einzigen Fährte folgt und nicht mehr wie die meine immer wieder ins Abenteuer abschweift!

Und doch sind ja alle anderen Bemühungen überflüssig und unnütz, denn was von der Erde nicht zum Himmel führt, ist eitel! Wenn ich aber diese Gedanken auch ausführen will, so sträubt sich meine ungebärdige Seele und wie ich mich auch bemühe, sie zu lenken, sie scheut zurück und schreitet nicht vorwärts.

Ach! heiligste Jungfrau, ich will meine Schwächen und Fehler nicht entschuldigen. Aber es entmutigt mich und zerreißt mein Herz, weil ich es nicht fassen kann und nicht klar sehe! Ist dies Chartres, in dem ich meine Tage verbringe, ein Warteraum, ein Übergang zwischen zwei Klöstern; eine Brücke zwischen Notre-Dame de l'Utre und Solesmes oder irgend einer anderen Abtei? Oder ist es im Gegentheil schon die letzte Stufe, auf der ich nach Deinem Willen bleiben soll? Aber dann ist mein Leben ohne Sinn und Zusammenhang, dann ist es auf Sand gebaut, jedem bösen Unfall preisgegeben. Wozu dann, wenn es so sein soll, diese klösterlichen Wünsche, dies Verlangen nach einem anderen Leben, dies fast gewisse Gefühl, unterwegs verunglückt, nicht an meinem Bestimmungsort angelangt zu sein?

Wenn es noch damals gewesen wäre, als ich mich Dir so nahe fühlte, oder als ich Dich fragte und Du mir antwortetest, wenn es selbst in la Trappe gewesen wäre, wo ich so sehr gelitten habe! Doch gerade jetzt! warum verstehe ich Dich nicht und warum hörst Du mich nicht!

Durtal schwieg und fuhr dann wieder fort: Ich habe wohl Unrecht, so mit Dir zu sprechen, Du nimmst uns nur in Deine Arme, wenn wir unfähig sind, selbst zu gehen. Du pflegst und streichelst nur die arme Seele, die in der Befehrung neu geboren wird. Wenn sie erst auf ihren Füßen stehen kann, setzt Du sie wieder zur Erde nieder, damit sie aus eigener Kraft weitergehe.

So ist es gewiß nützlich und gerecht, aber muß man nicht verzweifeln bei dem Gedanken, diese himmlischen Freuden, diese ersten Seligkeiten verloren zu haben!

O heilige Jungfrau, heilige Jungfrau! habe Mitleid

mit den schwachen Seelen, die sich nur mühsam fortzuschleppen, wenn Du sie nicht mehr an Deinem Gängelbande führst. Habe Mitleid mit den verwundeten Seelen, für die jede Anstrengung ein Leiden bedeutet, Seelen, die nichts erleichtern kann, aber alles bedrückt! Habe Mitleid mit diesen heimatlosen Seelen, die zu ewiger Wanderschaft verdammt, unfähig sind, sich anzuschließen und Fuß zu fassen, habe Mitleid mit den matten und schlaffen Seelen, Mitleid mit allen diesen Seelen, die in der meinen sind, o, habe Mitleid mit mir!

Wie so oft, bevor er sich von der heiligen Mutter trennte, wollte er sie noch einmal in ihrem stillen Winkel aufsuchen, dort, wohin seit dem Mittelalter die Gläubigen nicht mehr gehen. Er zündete eine Kerze an und verließ das Hauptschiff, folgte der Mauer vom Eingang bis zur Sakristei dieses Kellers, wo in das dicke Mauerwerk eine eisenbeschlagene Thür eingelassen war. Er stieg eine kleine Treppe hinab, in ein Gemach, an die Stelle, wo man früher die Bekenner gemartert hatte und wo man in Kriegszeiten den Kirchenschatz verbarg. Im Mittelpunkt dieses Loches war dem heiligen Lubin ein Altar errichtet. In der Krypta vernahm man noch das ferne Brummen der Glocken, das dumpfe Summen aus der Kathedrale über ihr, hier nichts mehr! Man war in einem Grabe. Leider verdarben unedle viereckige, gefaltete Säulen, die man zur Stütze der Gruppe von Bridan im Chor der Basilika über dem Altar angebracht hatte, die wilde Haltung dieses Versteckes, wo man im Grunde des Bodens, in der Nacht der Zeitalter verloren war.

Und er trat erleichtert wieder aus der Höhle hervor, klagte sich der Undankbarkeit an und fragte sich, wie er nur

auf den Gedanken habe kommen können, Chartres zu verlassen und sich von der Jungfrau zu entfernen, mit der er hier, wann er nur wollte, allein reden konnte!

An andern Tagen, wenn es schön war, wählte er wohl zum Ziel seines Spazierganges ein Kloster, das ihm Frau Bavoil gezeigt hatte. Als er die Gute eines Nachmittags auf dem Platz vor der Kathedrale getroffen, hatte sie ihm gesagt:

Ich gehe den kleinen Jesus von Prag besuchen, der hier im Carmel steht. Wollen Sie mitkommen, lieber Freund?

Durtal liebte solch kleine Kultstätten nicht sehr, aber der Gedanke, in die Kapelle der Carmelitessen, die er noch nicht kannte, zu kommen, brachte ihn dazu, die Haushälterin zu begleiten, die ihn zur Rue des Jubelines führte, die jenseits des Bahnstranges hinter dem Bahnhofsgebäude lag. Sie durchschritten eine Überführung, durch die unablässig die Züge lärmten, und gelangten bald zum Tor des Klosters, das nicht weit von der Rangierstelle der Eisenbahn lag. Frau Bavoil hielt vor einer rundbogigen Tür, neben der sich, mit dem Bahndamm der Ortslinie eine Sackgasse bildend, eine ungeheure Mauer aus Mühlsteinen erhob, grau wie gebrannte Mandeln, und an die großen Fisch-Reservoirs von Paris erinnernd. Hier wohnten die Töchter der heiligen Theresе.

Recht als eine ans Kloster gewöhnte Frau stieß Frau Bavoil die angelehnte Pforte auf und Durtal sah einen gepflasterten, an den Seiten mit Flußkieseln eingefassten Gang vor sich, der mitten durch einen Garten führte, der mit Obstbäumen und Geranien bepflanzt war. Drei kugelförmig gezogene und an der Spitze in Form eines Kreuzes

verschnittene Eibenbäume gaben diesem Pastoratsgarten etwas von einem Friedhof.

Der Gang stieg auf einigen Stufen empor, Durtal sah einen Bau aus gefalkten Ziegelfteinen, der schwarz vergitterte Fenster und eine graue Thür aufwies, die ein Guckfensterchen zeigte, über dem man in weißen Buchstaben die Inschrift las: „O Maria, die Du ohne Sünde empfangen hast, bitte für uns, die wir unsere Zuflucht zu Dir nehmen.“

Erstaunt, niemanden zu sehen und nichts zu hören, blickte er Frau Bavoil an, die ihn aber mit einem Zeichen um das Haus herum und in einen Vorraum einführte, durch den sich ein in Gaze gewickelter Weinstock hinstreckte, und von da mit ihm in eine Kapelle gelangte, wo sie auf den Steinen niederkniete.

Durtal atmete mit Unbehagen die Traurigkeit, die von diesem nackten Heiligtum ausging.

Man war in einem Gebäude vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts. In der Mitte des Raumes führten acht Stufen zum Holzaltar, der die Form eines Grabes hatte, einen Tabernakel zeigte, den ein Brokatseidenvorhang abschloß und der mit einem Bilde der Himmelfahrt, einem kraftlosen, goldgerahmten Bilde geschmückt war. Zur Rechten und zur Linken hingen zwei Reliefsmedaillons als Gegenstücke, der heilige Joseph und die heilige Theresia und über dem Bilde, nahe der Decke, löste sich für das Auge das gemeißelte Wappen der Carmel los: ein Wappenschild mit Kreuz und Sternen unter einer Grafenkrone, durch die ein Arm ein Schwert schwang, und die dicke Engelchen trugen, die in dem schwülstigen Geschmack der Zeit gemeißelt waren, und um die in der Luft ein Spruchband flatterte mit dem

Wahlspruch der Ordens: Zelo, zelatus sum pro Domine Domino Deo exercituum.

Zur Rechten des Altars grub sich das schwarze Eisengitter der Klausur spitzbogig in die Mauer und auf den Stufen des Altars diesseits der Kommunionbank ging unter einem vergoldeten Thronhimmel eine irgendwie aufregende Statue des Kindes Jesu hervor. Sie trug ein Diadem auf dem Haupte und wog die Weltkugel in der einen Hand, während die andere eine Bewegung machte, als wolle sie die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich lenken. Es war so etwas, wie das Bildnis eines frühreifen Jongleurs in koloriertem Gips, das in dieser Kapelle durch zwei aufgestellte Hortensientöpfe und eine rote ewige Lampe geehrt wurde.

Wie trüb und eisig dies Kokoko ist! dachte Durtal. Er kniete auf einen Betstuhl nieder, und nach und nach veränderte sich der Eindruck der Kapelle. Gesättigt mit Gebeten schmolz dieses Heiligtum das Eis seiner Seele, ihm wurde warm. Es schien ihm, als wehe es aus dem Gitter der Klausur von Gebeten her, und hauche von da wohl und traulich wie aus einem Ofen. Die Seele erwärmte sich und begann sich in dieser Einsamkeit zu Hause und zufrieden zu fühlen. Nur blieb ein Erstaunen hier so weit von aller Welt, wie es schien, immer das Pfeifen der Lokomotiven, das Rattern der Maschinen zu hören.

Durtal verließ die Kapelle, während Frau Bavoil ihren Rosenkranz zu Ende betete. Als er aus der Türe trat, zeichnete sich gerade vor ihm die Kathedrale in der Ferne am Himmel ab. Sie hatte jetzt nur einen Turm, da der alte sich hinter dem neuen verbarg. Bei dem ein wenig verschleierten Wetter verfeinerten sich ihre Farben am Firmamente, grün und zart grau stand sie da, mit ihrem ori-

dierten Kupferdach und dem Bimssteinton ihres Mauerwerks.

Sie ist ungewöhnlich! sagte Durtal und erinnerte sich noch einmal an den verschiedenen Anblick, den sie zu den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten bot. Wie ihre Haut, wie ihr Teint wechselte!

Bei klarem Himmel wird ihr Grau zu Silber und wenn die Sonne sie erhellte, so wird sie blond und goldig; nahe gesehen erinnert ihre Haut an ein Biskuit mit ihrem kieselartigen, von Löchern durchbohrten Kalkstein, manchmal, wenn die Sonne niedergeht, errödet sie purpurn, in der Dämmerung aber erstrahlt sie wie ein ungeheurer und zarter Reliquienschrein in rosa und grün, später wird sie blau, bis sie sich in einem tiefen Violett fast auflösen scheint. Und die Tore! rief Durtal. Die der Hauptfassade sind die am wenigsten gesprächigen, sie bleiben meistens in einem schönen Zimtbraun bis zur halben Höhe und weiter hinauf färbt sie sich bimssteingrau. Die Mittagspforte, die am meisten von Moos angefressen ist, schäumt grün und die nördlichen Pforten mit ihrem erschöpften Gestein und den durchgehenden muschelförmigen Verzierungen bringen uns die Vorstellung einer trockenen Meereshöhle.

„Nun, träumen Sie, lieber Freund?“ fragte Frau Bavoil und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Sehen Sie, es ist ein sehr strenger Orden, der Carmelitesorden und Sie können wohl glauben, daß die Gnaden dort reichlich fließen. — Welch ein Unterschied nur“, flüsterte Durtal noch ganz in Gedanken, „zwischen diesem toten Orte, und der Eisenbahn, die ewig heulend an ihr vorüberfährt.“

„Glauben Sie, es gäbe noch irgendwo anders ein solches Symbol für das tätige und das beschauliche Leben?“

„Nein, aber was müssen die Klosterfrauen empfinden, wenn sie unablässig diesen Lärm aus der andern Welt hören? Gewiß verachten die, die schon im Kloster alt geworden sind, diesen Ruf ins Irdische und die Ruhe ihrer Seelen wird nur größer bei dem Gefühl, daß sie auf immer den Gefahren entronnen sind, von denen ihnen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht die lärmende Flucht der Jüge erzählt. Sie fühlen sich wohl nur mehr geneigt, für die zu beten, die der Zufall des Lebens nach Paris oder von da wieder in die Provinz zurückschleudert. Aber die Postulanten und Novizen? In den Augenblicken der Trübsal, der Ungewißheit über ihre Berufung, ist es da nicht schrecklich, dies ewig wieder aufgefrischte Gedächtnis an die Familie, an die Freunde, an alles, was man verlassen hat, um sich auf ewig in einem Kloster zu begraben?

Bedeutet dies Pfeifen nicht, wenn man noch nicht ganz geheilt ist, wenn man noch an sich herumtastet, um zu fühlen, ob man die Fasten und Nachtwachen auch ertragen wird, eine fortwährende Versuchung und Abmahnung, sich nicht lebendig in ein Grab einmauern zu lassen?

Ich denke auch an die Ähnlichkeit mit den Pariser Reservoirs, die die Mauern der Carmel haben. Das Bild ist ganz gut, denn dies Kloster ist wirklich ein Reservoir, in das Gott eintaucht und die Werke der Liebe und der Tränen herausfischt, um das Gleichgewicht auf der Wage wiederherzustellen, wenn die Sünden der Welt gar zu schwer wiegen.“

Frau Bavoil lächelte:

„Eine sehr alte Carmeliterin, die zu einer Zeit in den Orden eingetreten war, in der die Bahn noch nicht erfunden, ist vor einigen Monaten gestorben. Niemals in ihrem

ganzen Klosterleben hat sie die Klausur verlassen, niemals hat sie eine Lokomotive oder einen Eisenbahnwagen gesehen. Wie mag sie sich wohl diese Züge, deren Pfeifen, Kreischen und Rattern sie hörte, vorgestellt haben?“

„Gewiß, als etwas Teuflisches, weil diese Transporte zu den Sünden und Abscheulichkeiten der Städte führen,“ erwiderte Durtal und lachte gleichfalls.

„Jedenfalls aber hören Sie folgendes: diese Schwester hätte auf den Söller des Hauses heraufsteigen und von dort die ganze Eisenbahnlinie überblicken und sich ein für allemal einen Zug ansehen können. Man hatte es ihr ausdrücklich erlaubt, aber sie tat es nicht, gerade weil sie so sehnlich darnach verlangte. Aus Abtötung brachte sie das Opfer.“

„Eine Frau konnte so einer erlaubten Begierde widerstehen und die Neugier beherrschen! Das ist wirklich stark!“

Durtal schwieg, wollte die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet lenken und fragte unvermittelt:

„Sie reden noch immer mit dem Himmel, Frau Bavoil?“

„Nein,“ erwiderte sie traurig. „Ich habe weder Zwiesgespräche noch Visionen mehr. Ich bin taub und blind. Gott schweigt.“

Sie schüttelte den Kopf und fuhr nach einer Weile, wie mit sich selber redend, fort:

„Wie schnell kann man sein Mißfallen erregen! Wenn er nur die Spur von Eitelkeit in der Seele, die er erleuchtet, wahrnimmt, so zieht er sich zurück.“

Und, wie der Vater es mir erklärt hat, der Umstand, daß ich von den besonderen Gnaden, die mir Jesus gewährt hat, geredet habe, beweist, daß ich nicht demütig genug bin.

Aber Sein Wille geschehe! Und Sie, lieber Freund, denken Sie noch daran, ins Kloster zu gehen?"

„Ach, ich blase schon wieder zum Rückzug, oder vielmehr, ich weiß überhaupt nicht, was ich will!"

„Wahrscheinlich, weil Sie nicht offenherzig genug vorgehen. Es sieht bei Ihnen immer so aus, als machten Sie ein Geschäft mit Ihm. So muß man es nicht anfangen!"

„Was würden Sie denn an seiner Stelle tun?"

„Ich würde großmütig sein! Ich würde ihm sagen: Da bin ich, mach mit mir, was du willst; ich gebe mich ohne Bedingungen dir hin. Dafür bitte ich nur um eins: Hilf mir, dich zu lieben."

„Glauben Sie mir, liebe Frau Bavoil, ich habe mir meine Knickerigkeit auch schon oft genug vorgeworfen."

Sie gingen schweigend weiter. Als sie vor der Kathedrale angekommen waren, schlug Frau Bavoil vor, noch der Madonna auf dem Pfeiler einen Besuch zu machen. Sie ließen sich denn auch in der Dunkelheit des Chores nieder, dessen düstere Fenster noch durch ein minderwertiges Holzwerk verdunkelt wurden und kaum deutlich die Nische erkennen ließen, in der die Jungfrau, schwarz wie ihre Namensschwester in der Krypta sich aufreckte, die Notre Dame de Sous Terre, auf einem Pfeiler, der mit Metallherzen wie mit Trauben behangen war und den an Ringen im Plafond aufgehängene Lampen umschwebten. Eggen mit Kerzen bestückt, entsandten ihre Flammenmandeln, und kniende Frauen beteten, das Haupt in die Hände verborgen oder das Gesicht dem schwarzen Anflitz zugewandt, das der Kerzenschimmer nicht erreichte.

Und es schien Durtal, als ob die Schmerzen, die man am Morgen verschwiegen, sich nun in der Dämmerung aus-

breiteten. Die Gläubigen kamen jetzt nicht Thretwegen, sondern ihrer selbst willen. Ein jeder brachte das Bündel seiner Leiden mit und öffnete es. O, die Traurigkeit dieser Seelen, die ihr Inneres auf den Steinfließen vor ihr ausbreiteten, dieser hingeworfenen Frauen, die vor dem Gitter lagen, das den Pfeiler schützte, und das alle im Weggehen küßten!

Und die schwarze Statue, die in den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts gemeißelt worden war, hörte mit unbeweglichem Gesicht dieselben Seufzer, dieselben Klagen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht über sie ergossen, hörte dieselben Schreie, die durch die Zeitalter widerklangen, und die von der Liebelosigkeit des Daseins, und von der Begierde, es dennoch zu halten, zu ihr sprachen! Durtal blickte Frau Bavoil an. Sie betete mit geschlossenen Augen, kniend auf ihre Hacken niedergesunken, mit herabgefallenen Armen und gefalteten Händen. Glücklich, wer sich so sammeln konnte!

Und er wollte sich zwingen, ein sehr kurzes Gebet ohne Zerstreuung zu Ende zu sprechen und begann: Unter Deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesgebärerin, verschmähe nicht — — von dem Abt des Klosters, in das er sich zurückziehen würde, mußte er vor allem die Erlaubnis erbitten, seine Bücher mitbringen, wenigstens ein paar fromme Kleinigkeiten in seiner Zelle behalten zu dürfen. Aber wie sollte er ihm verständlich machen, daß er einige profane Schriften unbedingt bei sich haben mußte, daß es für ihn auch im Kloster vom Standpunkt der Kunst unerläßlich war, sich mit der Prosa Hugos, Baudelaires und Flauberts zu erquicken — —. Nun, wie ich wieder abschweife, unterbrach er sich dann ärgerlich. Er versuchte

diese Zerstreuungen fortzusetzen und begann wieder... verschmähe nicht unser Gebet in unsern Möten... und schon wieder sprengte er mit hängendem Zügel in seinen Traum: wenn er sich auch wirklich mit dem Prior über die Bücher einigen würde, so blieb doch noch immer die Frage mit den Manuskripten, die er vorlegen, mit der Druckerlaubnis, die er einholen mußte. Wie war diese Frage nur zu lösen?

Frau Davoil unterbrach seine Phantasien, indem sie sich vor ihm erhob. Er kam zu sich, vollendete in Hast sein Gebet — sondern erlöse uns jeder Zeit aus aller Gefährlichkeit, o glorreiche und gebenedeite Jungfrau. Amen.

Er verließ die Haushälterin auf der Schwelle des Heiligtums und wandte sich, gereizt über seine ewigen Zerstreuungen, in seine Wohnung.

Er fand dort einen Brief des Leiters der Wochenschrift, der er seinen Artikel über die Krönung der Jungfrau eingeschickt hatte. Man bat um einen neuen Beitrag.

Diese Ablenkung freute ihn. Er hoffte, daß eine neue Arbeit ihn hindern werde, fortgesetzt über seinen Zwiespalt, ob Chartres oder das Kloster zu wählen sei, nachzugrübeln.

Aber was sollte er der Zeitschrift geben? fragte er sich. Da man besonders gern Kritisches über religiöse Kunst bringt, könnte ich vielleicht einige Bemerkungen über die deutschen Primitiven einschicken. Ich habe mir einmal an Ort und Stelle in den Museen dieses Landes Aufzeichnungen gemacht, die will ich wieder durchsehen. Er tat es und verweilte länger vor einem Notizbuch, das seine Eindrücke von jener Reise aufbewahrte. Das Ergebnis seiner Bemerkungen über die Költnische Schule schien ihm besonders interessant.

Auf jeder Seite seines Heftes drückte sich nämlich in

immer heftigeren Ausdrücken sein Erstaunen über die falschen Vorstellungen, die ewig wiederholten abgedroschenen Redensarten aus, die seit so viel Jahren über diese Maler im Schwange sind.

Alle Schriftsteller ohne Ausnahme geraten wetteifernd in Ekstase, wenn sie von der reinen religiösen Kunst dieser Primitiven sprechen. Man redet von diesen Meistern wie von seraphischen Künstlern, die ganz übermenschliche Gestalten geschaffen hätten, schlankte unirdische Jungfrauen, die weiß und ganz Seele sind, und sich wie himmlische Erscheinungen von ihrem Goldgrund abheben.

Und Durtal erwartete, obwohl ihn die Einstimmigkeit dieser Gemeinplätze ein wenig stutzig gemacht hatte, doch blonde unkörperliche Engel zu finden, ätherische, ihrer Fleischeschale entledigte Madonnen, unbestimmte Memlings, mit verklärten Augen und mit Leibern, die nicht mehr sind — und er erinnerte sich seiner Verblüffung, als er das Museum zu Köln betreten hatte.

Eigentlich hatte seine Enttäuschung schon beim Verlassen der Eisenbahn begonnen. Er war in einer Nacht von Paris in diese Stadt gefahren, war ausgestiegen und durch unbedeutende Straßen gewandelt, aus deren Kellerlöchern es nach Sauerkraut roch, war auf dem großen Platz angelangt, den Firmenschilder von Johann Maria Farina zierten und stand dann vor dem berühmten Dom. Da hatte er sich eingestehen müssen, daß diese Fassade, dies Äußere der hochberühmten Kirche nur ein Wiederbesohlen, ein Aufgefrischtfsein war. Alles an ihr war wie auf neu gebürstet, keine Skulptur erhob sich in ihren Fenstern und Lustlöchern, sie war symmetrisch und mit der Meßschnur gebaut, sie beleidigte durch ihre trockenen Konturen, ihre harten Linien.

Das Innere war besser, trotz des Kunstfeuerwerks unvornehmer, moderner Glasfenster. Und in einer Kapelle nahe beim Chore wurde vermittlest eines Finanzgebarens einem das berühmte Bild der deutschen Schule, das Dombild von Stephan Lochner gezeigt, ein Tryptichon, das auf seiner mittleren Tafel die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande zeigte. Die heilige Ursula war auf dem linken, der heilige Gereon auf dem rechten Flügel abgebildet.

Durtals Erstaunen geriet vor diesem Bilde auf seinen Gipfelpunkt.

Es war auf einem Goldgrund folgendermaßen angeordnet:

Eine rothaarige, rundköpfige, diademgeschmückte, in ein blaues Gewand gehüllte Jungfrau hielt ein Kind auf den Knien, das die Weisen segnete, die zu jeder Seite des Thrones knieten. Der eine Greis, mit einem Kinnbart wie ihn wohl ein Offizier auf dem Rückzug haben könnte, und mit Hobelspanrollen statt Haaren auf den Ohren, war prachtvoll in goldbrochierten roten Samt gekleidet und faltete die Hände, der andere, ein Schönling mit langen Haaren und großem Barte in grünen gold- und pelzverbrämnten Stoff gekleidet, hielt ein goldenes Gefäß in seinen Händen. Und hinter jeder dieser beiden Gestalten sah man andere Personen stehen, die Schwerter und Fahnen schwenkten, ritterliche Haltung zeigten, fürs Publikum zur Schau standen und sich viel mehr mit den Betrachtern des Bildes, als mit der dargestellten Jungfrau befaßten.

So sahen sie also aus, die Madonnen, die wie Harfensaiten anzuschauen sein sollten, die verkärten Jungfrauen der Kölner Schule. Diese hier war pausbäckig, aufgebläht,

machte irgendwie einen weitschweifigen Eindruck. Sie hatten einen Hals wie eine Ferse und ein Fleisch wie Sahne, man glaubte, es müsse wie Krausgebackenes bei der Berührung zittern.

Jesus, dessen Gesichtsausdruck durch eine gewisse Ernsthaftigkeit wie der eines kleinen Männleins wirkt und das einzig Interessante im Bilde darstellte, da er dem Gesicht doch nicht das Kindliche nimmt, war auch rund und gut genährt. Die ganze Szene spielte sich auf einem Rasen ab, der mit Primeln, Veilchen, Erdbeeren übersät ist und von einem Miniaturmaler mit kleinen Pinselstrichen hergestellt zu sein scheint. Das Bild war alles, was man von einer gefälligen und glatten Kunst nur verlangen konnte, kalt bei aller Lebhaftigkeit der Farbe. Es war ein glänzendes, geschicktes, aber durchaus kein religiöses Werk. Es schmeckte nach Verfall, nach geklügelter Arbeit, nach Kompliziertheit und Hübschheit, nur nicht nach Primitivität.

Diese ein wenig gewöhnliche und aufgeplusterte Jungfrau war eine gute, schön angezogene deutsche Frau von anständiger Haltung, aber nie die verklärte Mutter eines Gottes. Und die knieenden oder stehenden Leute im Bilde beteten nicht. Es war nirgendwo Sammlung. Die Dargestellten dachten an etwas anderes und schienen mit ihren gefalteten Händen doch nur den Maler anzusehen, der sie abbildete.

Die Seitenflügel beschrieb man am besten überhaupt nicht. Was sollte man von dieser heiligen Ursula denken, mit der wie ein Schröpfungsglas aufgequollenen Stirn, und dem Leib einer schwangeren Frau, und ihren Begleiterinnen, die ebenfalls hüftenlos dick durch die fetten Schweinsblasen ihrer weißen Gesichter ihre knolligen Nasen steckten!

Und dieser Eindruck, daß hier die Mystik vollständig fehle, drängte sich Durtal auch im Museum auf. Da studierte er den Vorgänger Stephan Lochners, den Meister Wilhelm, den ersten der deutschen Primitiven, den man dem Namen nach kennt. Und er fand auch bei ihm überall die gleiche Pausbäckigkeit wie auf dem Dombild.

Die Jungfrau Wilhelms war weniger vulgär wie die im Dom, aber auch sie war fade, in der Absicht gelect und noch entschlossener schönlich. Sie war der Triumph des Zarten und Koketten, und erinnerte mit ihren auf der Stirn gewellten Haaren an eine kleine Soubrette vom Theater. Das Kind war in eine ganz gezwungene Haltung gebracht, da es, obwohl es das Kinn seiner Mutter liebte, doch den Kopf dem Beschauer zuwandte, um besser gesehen zu werden.

Alles in allem war diese Jungfrau weder menschlich noch göttlich. Sie hatte nicht einmal die allzu wirkliche Seite der Stephan Lochnerschen Jungfrau und konnte doch ebensowenig wie diese eine Gottesgebärerin sein.

Trotzdem sind sie überraschend, diese Primitiven, die damit anfangen, womit die Malerei endet, mit dem Zierlichen und Auflösenden, diese Leute, die vom ersten Tage den grünen Wein mit Zucker versehen, die ohne Energie, ohne Ungestüm, ohne Einfalt, ohne Einfachheit, ohne Glauben malten. Sie sind das „gegen den Strich“ aller Schulen, denn überall, in Italien, in Flandern, in Holland, in Spanien, in Burgund, sind die Bilder zuerst linkisch, wild, barbarisch, und hart, aber glühend und fromm.

Nachdem er die andern Bilder des Museums durchstudiert hatte, die Tafeln, die auf den Namen des Meisters der Passion von Lyversberg, des Meisters vom Heiligen

Bartholomäus gezeichnet sind, kam Durtal zu dem Schlusse, daß in der Kölner Schule erst durch flandrischen Einfluß das mystische Gefühl erwacht sei.

Van Eyk mußte kommen und besonders der wundervolle Roger van der Weyden, um diesen Malern eine himmlische Seele einzuhauchen. Da hatten sie ihre Art und Weise geändert, die aufrichtige Herbigkeit der Flamen nachgeahmt, hatten sich ihre zarte Frömmigkeit, ihren Freimut zu eigen gemacht und hatten nun auch in unschuldigen Lobgesängen den Ruhm der Mutter gesungen und das Leiden des Sohnes beweint.

Im ganzen darf man wohl sagen, faßte Durtal seine Eindrücke zusammen, daß die Kölner Schule die Unenthaltbarkeit von Seidigem und Gelecktem, die Verherrlichung des Pausbäckigen darstellt; mit mystischer Kunst im eigentlichen Verstande hat sie nichts zu tun.

Wenn man sich über das persönliche Temperament der religiösen deutschen Kunst im ganzen eine Vorstellung machen will, muß man sich nicht auf die Kölner Schule beschränken, die einzige, von der man uns immer redet, die einzige, die man rühmt, die man gesehen haben muß. Man muß die weniger alten Chöre in Franken und Schwaben durchforschen. Da ist das Gegenteilige der Fall. Die Kunst ist kurz angebunden, kommt stoßweise und wild daher, doch sie zittert vor Leben, sie weint, sie heult sogar, aber sie betet. Man muß diese Wilden der Genialität aufsuchen, diesen Grünwald, dessen Christus stürmisch und wüßt die Zähne knirscht, als wolle er sie sich ausbrechen, oder Zeitblom, dessen Schweißstuch der Veronika im Museum zu Berlin uns mißfällt, mit dem schrecklichen, schauerhaften Gemarterten, aber er ist doch so entschlossen, so voll Willens:

kraft, so rauh, daß er sich uns durch die Aufrichtigkeit dieser Häßlichkeit empfiehlt.

Im Grunde, meinte Durtal, wenn man zur Not von so starken Malern wie dieser Grünewald einer ist, absehen will, so ziehe ich den gezuckerten Gebilden von Köln die Unbekannten vor, deren Talent nicht in die erste Reihe gehört, die mehr bizarr als schön, aber die wenigstens Mystiker sind.

So zum Beispiel den Anonymen, der in Gotha in der Sammlung des Großherzogs hängt, und der eine der sonderbaren Messen gemalt hat, die das Mittelalter, man weiß nicht warum, Sankt Gregorsmessen genannt hat.

Durtal fand in seinem Notizbuch die Beschreibung, die er sich von diesem Bild gemacht hatte und die Erinnerung an dies Gemälde kam ihm wie eine Denkschrift über fromme Brutalität.

Das Bild war auf goldenem Felde folgendermaßen angeordnet:

Ein wenig über einem Altar, ihn kaum überragend, erhob sich ein hölzernes Grab, eine Art viereckiger Badewanne, deren beide Wände durch ein Brett miteinander verbunden waren. Auf dieser Brücke saß ein Christus, dessen Beine in die Wanne hinabhingen, auf einem Schenkel, und hielt ein Kreuz. Er hatte ein mageres, zerfurchtes Gesicht, eine Dornenkrone krönte ihn und sein entfleischter Körper war über und über mit einer Art von Flohstichen bedeckt, die die Verwundungen durch die Geißelung offenbar bedeuten sollten. Um ihn herum, in dem goldenen Felde, schwebten die Instrumente seiner Martern, die Nägel, ein Schwamm, ein Hammer, eine Lanze, zur Linken sah man

ganz klein die Brustbilder von Jesus und Judas nahe bei einem Sockel, auf den sich in drei Reihen die Silberlinge hinzogen. Und vor dem Altar, in Anbetung vor diesem wahrhaft schauerlichen Erlöser, der nach der Prophezeiung *Isaias'* und *David's* empfunden war, sah man den Papst Gregor auf den Knien mit gefalteten Händen; in der Mitte zwischen einem ernstesten Kardinal, der die Arme unter seinem Kleide verbarg und einem rauhen stehenden Bischof, in einem dunkelgrünen, goldverbrämten Mantel, der ein Kreuz in den Händen trug.

Das alles war räthselhaft und finster, aber die stolzen Gesichter lebten. Ein wilder und eigensinniger Glaube sprach aus diesen Antlitzern. Das war herb und überbittert, das war der umgegangene Wein der Mystik, aber es war doch nicht der Syrup der Kölner Maler!

Ach, dieser mystische Hauch, der macht, daß die Seele des Künstlers sich in seiner Farbe auf einer Leinwand verleiht, in den Stein, in sein Wort steigt, und den Seelen der andern, die sie verstehen, spricht!

Wieviel Künstler besaßen ihn denn! grübelte Durtal.

In Deutschland hat er sich nur bei den Banditen der Malerei gezeigt, in Italien, wenn wir den letzten Maler des Mittelalters, Fra Angelico, dessen Werke von seinen Vorfahren, den Heiligen, stammen, und farbige Ausstrahlungen seines verklärten Innenlebens sind, und seinen Schüler Benozzo Gozzoli beiseite lassen, wenn wir von seinem Vorläufer Cimabue und den erstarrten Resten der byzantinischen Schule absehen, von Giotto, der diese unbeweglichen und verwirrten Bilder erwärmt, von Orcagna, Simone di Martino, Taddeo Gaddi, diesen wahren Primitiven — was bleibt, als viel geschickter Betrug großer

Maler, die die religiöse Note nachäffen und sie durch ihre große List so geschickt nachahmen, daß man sich oft irren kann!

Mehr als alle andern aber haben die Italiener der Renaissance es verstanden, in dieser Kunst zu fälschen. Selten sind die, die wie Botticelli die Freimütigkeit haben, zu gestehen, daß ihre Jungfrauen Venusse und ihre Venusse Jungfrauen sind. Das Museum in Berlin, wo er in erlesenen und hohen Werken zu studieren ist, kann uns hier belehren, indem es uns nebeneinander diese beiden Arten seines Schaffens in Meisterwerken zeigt.

Zuerst sehen wir eine außerordentliche Venus, die ihr rein goldenes Haar auf dem Leibe zusammenhält und ihr weißes Fleisch von einem Hintergrund, der schwarz wie chinesische Tusche scheint, abhebt. Sie blickt uns aus grauen lakewasserfarbigen Augen unter Lidern an, die wie bei einem Kaninchen gerötet sind.

Sie muß viel geweint haben, und dieser untröstliche Blick, diese leidensvolle Haltung, erregen in uns weitabschweifende Gedanken über die Müdigkeit doch ungesättigter Sinne, über die ungeheure Trauer böser Wünsche, die nicht zu befriedigen sind.

Nicht weit von ihr hängt eine Jungfrau, die ihr ähnelt, ja, die sie selbst ist, mit ihrer beweglichen, ein wenig aufgestülpten Nase, mit dem Mund von der Form eines zusammengeklappten Kleeblatts, mit den lakewasserfarbigen Augen, den geröteten Lidern, den goldenen Haaren, der bleichsüchtigen Gesichtsfarbe, dem starken Körper und den kräftigen Händen. Der Gesichtsausdruck ist der gleiche traurige und schmachthende, und es wird klar, daß das gleiche Modell zu beiden Frauen gestanden hat. Die eine und die

andere sind heidnisch. Bei der Venus versteht sich dies von selbst, aber diese Jungfrau!

Man kann übrigens noch feststellen, daß auf diesem Bild eine Reihe von Engeln nur die Wirkung hat, die ganze Darstellung noch weniger christlich erscheinen zu lassen. Denn diese reizvollen Wesen mit der weichen Grazie haben gefährliche Züge, wie böse Engel. Sie sind Ganymedes aus der Mythologie und stammen nicht aus der Bibel.

Wie weit wir mit diesem heidnischen Wesen des Boticelli von Gott entfernt sind, sagte sich Durtal. Welch ein Unterschied zwischen diesem Maler und diesem Roger van der Weyden, dessen „Christi Geburt“ in einem benachbarten Saale dieser köstlichen Sammlung im alten Berliner Museum hängt.

Diese Geburt des Herrn ist ebenfalls als Triptychon gemalt und zeigt auf ihrem rechten Flügel zur Seite einiger Leute, die erstaunt dastehen, einen knienden Greis, der der Jungfrau Weihrauch darbringt, die man durch das offene Fenster sieht, über einer Landschaft, durch die sich weiche Wege bis ins Unendliche ziehen, und eine Frau, die das Haupt mit einer turbanähnlichen Haube bedeckt hat und mit ekstatischem Ausdruck die Schulter des Greisen mit einer Hand berührt, während die andere eine unbeschreiblich innige Bewegung der Überraschung und Freude vollführt. Auf dem Flügel zur Linken sehen wir die drei Weisen auf den Knien, mit emporgerichteten Augen, wie sie ein Kind betrachten, das in einem Stern erstrahlt, und nichts ist schöner als diese drei Gesichter, die von Herzen beten und die sich verklären, ohne sich mit uns, den Betrachtern, im geringsten zu beschäftigen.

Doch sind diese beiden Partien nur nebensächlich im Vergleich zur Mitteltafel, die so angeordnet ist:

Im Mittelpunkt, vor einem unbestimmt angedeuteten, verfallenen Palaste sehen wir eine Art Stall, der auf Säulen ruht. Das Dach ist verfallen, eine Jungfrau kniet und betet vor dem Kinde, zur Rechten in derselben Haltung erscheint der Stifter des Bildes, der Ritter Bladelin, und zur Linken der heilige Joseph, der eine angezündete Kerze trägt und das Kind betrachtet. Sechs kleine Engel sind noch da, drei unten an der Stalltür und drei oben in der Luft.

Man bemerkt sofort, daß die Goldschmiedearbeiten, die Brokate und die pelzverbrämten Stoffe, die Edelsteine, mit denen Van Eyk und Memling sonst gewöhnlich die Stifter und die Jungfrau überladen, in diesem Bilde nicht vorhanden sind. Die Stoffe sind von wunderbarem Gewebe, aber ohne den Glanz Brügger Seide und persischer Wollstoffe. Roger van der Weyden scheint hier das Dekorative auf das allernotwendigste zurückgeführt zu haben und doch hat er hier mit Farben, deren Zartheit sich nirgendwo vor-
drängt, ein Meisterwerk von klarem, hellem Kolorit geschaffen.

Ohne Diadem, ohne Stirnband, ohne Armschmuck, ohne das geringste Kleinod, das Haupt nur von einigen goldenen Lupfen umstrahlt, erscheint Maria hier in einem weißen Gewande, das bis zum Halse hinaufreicht und in einem azurblauen Mantel, dessen Wellen bis zur Erde fließen. Die Ärmel ihres Unterkleides, die fest ums Handgelenk schließen, sind von einem so mit Blau gesättigten Violett, daß es eher schwarz als rot erscheint. Das Gesicht ist unbeschreiblich von überirdischer Schönheit unter den langen rotbraunen

Haaren. Die Stirn ist hoch, die Nase gerade, die Lippen stark und das Kinn klein. Aber Worte sagen nichts; was man nicht wiedergeben kann, das ist der Ausdruck von Reinheit und Melancholie, das ist das Übermaß von Liebe, das aus den gesenkten Augen auf das kleine und linkische Kind fließt, auf das Jesulein, dessen Haupt ein rosiger, mit goldenen Sternen gezielter Heiligenschein umgibt.

Nie war eine Jungfrau unirdischer und lebendiger. Weder van Eyk mit seinen ein wenig bürgerlichen Typen, noch Memling, der zarter und verfeinerter ist, aber aus seinem Traum von der Frau mit der Kugelfirn nicht loskommt, haben diese Zartheit und Noblesse der Formen erreicht, diese Frauenreinheit, die durch die Liebe vergöttlicht wird und die auch außerhalb ihrer Umgebung und ohne die Attribute, an denen man sie erkennt, doch für jedermann nichts anderes sein könnte, als die Mutter eines Gottes.

Nahe bei ihr versenkt sich der Stifter Bladelin mit seinem ritterlichen Gesicht, seinem priesterlichen und zugleich fürstlichen Ausdruck in Betrachtung, und ist weit von allen entfernt. Wie er betet! Der heilige Joseph, sein Gegenstück, in der Gestalt eines kahlköpfigen Greises mit kurzem Haar und fleischfarbigem Mantel, ganz ähnlich dem, den Memling in der Anbetung der drei Weisen im Johannessospital in Brügge gemalt hat, nähert sich, ganz erstaunt über sein Glück und wagt offenbar nicht zu glauben, daß der Messias gekommen ist. Er lächelt so ergeben, so sanft, und geht mit der fast ungeschickten Vorsicht eines guten Alten heran, der sich gern nützlich machen will, aber zu stören fürchtet.

Und zum Schluß, um die Szene zu vollenden, breitet sich oberhalb Pierre Bladelins eine wunderbare Landschaft aus, die die große Straße der Stadt Middelbourg, die dieser

Ritter gründete, durchschneidet, eine Straße von Schlössern, mit ausgezackten Mauern, und von Kirchtürmen, die sich in eine Landschaft verliert, die ein leichtes zartes Firmament, ein klarer Frühlingstag überblaut. Oberhalb des heiligen Joseph ziehen sich Wiesen und Wälder hin, Schafherden und Hirten sieht man und drei erlesene Engel in einem lachsgelben, kampanulablauen und zitronengrünen Gewande, drei wahrhaft unstoffliche Wesen, die auch gar keine Verwandtschaft mit den pervers unschuldigen Geschöpfen haben, die die Renaissance erfand.

Wenn man den Eindruck dieses Werkes zusammenfaßt, kommt man zu dem Schluß, daß die mystische Kunst, die noch auf dieser Erde blieb und nicht, wie es Angelico tat, sich ganz in den Himmel verflüchtigte, mit diesem Trupptichon von Roger van der Weyden das reinste gemalte Gebet, das es in Malerei gibt, hervorgebracht hat. Niemals wieder ist die Menschwerdung herrlicher gefeiert, und man muß selbst sagen, naiver und einfacher wieder gegeben worden. Dies Meisterwerk der „Geburt des Herrn“ befindet sich, wie erzählt, in Berlin, wie das Meisterwerk der Kreuzabnahme in Antwerpen, in der herrlichen und schmerzvollen Tafel des Quentin Metsys.

Die Primitiven von Flandern sind die größten Maler der Welt, sagte sich Durtal, und dieser Roger van der Weyden oder Roger de la Pasture, wie ihn andere nennen, und der zwischen dem Ruhme van Eycks und Memlings wie später auch noch Gerard David, Hugues van der Goes, Thierry Bouts, nicht recht zur Geltung kam, ist meiner Meinung nach über alle diese Maler erhaben.

Aber nach diesen Künstlern, wenn wir von dem letzten flämischen Gotiker absehen, dem köstlichen Mostaert, dessen

zwei „Begebenheiten aus dem Leben des heiligen Benedikt“ die Säle des Brüsseler Museums verherrlichen, welch ein Verfall!

Da kommen die theatralischen Kreuzigungen, die großen Fleischhausen von Rubens und weiter Van Dyk, der sich bemüht, sie leichter zu machen, indem er sie entfettet. Man muß schon nach Holland hinüberspringen, um den mystischen Tonfall wieder zu finden und hier schwingt er in der Seele eines hebräischen Protestanten in so geheimnisvollem, phantastischem Licht, daß man stutzig wird und nicht gleich weiß, ob man diese Malerei wirklich eine religiöse nennen darf.

Man braucht nicht bis nach Amsterdam zu gehen, wenn man sich Gewißheit in diesem Zweifel holen will.

Man braucht zu diesem Zwecke nur die „Jünger zu Emmaus“ im Louvre zu studieren.

Und Durtal versank tief in seine Betrachtungen über die seltsame Intuition dieses ästhetisch orientierten Christen, als welcher Rembrandt erscheint. Es ist gewiß, aus all den Szenen, die er aus dem Evangelium gemalt hat, haucht der Geruch des alten Testaments. Seine Kirche, selbst wenn er sie malen wollte, wie sie zu seiner Zeit war, wäre eine Synagoge, so stark riecht ihre jüdische Herkunft aus seinem Werke. Von den Vorbildern, den Prophezeiungen, von der ganzen barbarischen und feierlichen Seite des Morgenlandes ist er besessen. Das erklärt sich, wenn man sich erinnert, daß er mit den Rabbinern verkehrte, deren Abbildungen er uns hinterlassen hat, daß er der Freund des Menasseh-ben-Israel, eines der gelehrtesten Männer seiner Zeit gewesen ist. Andererseits muß man zugeben, daß sich mit seinem kabbalistischen Wissen und der Kenntnis

mosaischer Zeremonien ein gründliches Studium des alten Testaments verband. Er besaß eine Bibel, die später mit seinen Möbeln zur Bezahlung seiner Schulden öffentlich versteigert wurde.

Dies alles könnte wohl die Wahl seiner Gegenstände, die Anordnung auf seinen Leinwänden erklären, rätselhaft aber bleibt es, wie ein Künstler solche Wirkungen erzielen kann, der sicher selbst nicht mehr betete, wie etwa Fra Angelico oder Roger van der Weyden es taten, bevor sie malten.

Wie dem auch sei, durch die Kraft seiner Visionen, durch seine innige und tiefe Kunst, seine geniale Fähigkeit, das Leben zu steigern und aus nächtlichem Dunkel den Strahl gesammelten Sonnenlichtes aufleuchten zu lassen, hat er ungeheure Wirkungen erzielt und in seinen biblischen Bildern redet er eine Sprache, die seine Vorgänger kaum zu stammeln vermochten.

Sind hierin nicht seine „Jünger zu Emmaus“ typisch? Löst man diese Komposition auf, so könnte sie als banal, langweilig und nichts sagend angesehen werden. Nie war ein Vorwurf alltäglicher: in einer Art Kellergewölbe steht gerade vor uns ein Tisch, hinter diesem Jesus, der das Brot bricht, mit nackten Füßen, fahlen Lippen, schmutzig-grauer Gesichtsfarbe, in rötlich-grauem Gewande. Rechts von ihm ein Jünger, der, sein Mundtuch in den Händen haltend, zu ihm aufblickt und ihn zu erkennen glaubt, während links ein anderer Apostel ihn wirklich erkennt und die Hände faltet; und eben dieser stößt einen Ruf der Freude aus, den man selbst zu hören glaubt! — Außerdem sieht man nur noch eine vierte Person mit feinem Profil, die von allem nichts sieht und nur auf ihre Arbeit bedacht, die anderen bedient.

Es könnte das Mahl armer Leute in einem Gefängnis sein. Die Farben sind aus der Skala der trübgrauen und braunen Töne genommen. Außer dem Manne, der sein Tuch zerdrückt und dessen Armel von siegellackroter Farbe sind, scheint alles andere wie mit Staub und Teer gemalt.

Diese Einzelheiten sind genau von mir angegeben und doch stimmen sie eigentlich gar nicht, denn alles ist wie verklärt. Der Christus leuchtet auf, wird strahlend nur indem er die Augen erhebt und sein Abglanz erhellt den Raum. Dieser Jesus, der so häßlich ist in seiner Leichenfarbe mit den Lippen eines Toten, gibt sich wunderbar zu erkennen durch eine Geste, und bestätigt sich als den geopfertem Gottessohn durch die unbeschreibliche Schönheit seines Blickes.

Und diese Schönheit erfüllt uns mit tiefstem Staunen; sie zu erklären würden wir nicht wagen, denn dieses Werk von höchstem Realismus steht über und außerhalb aller Malerei und niemand vermöchte es zu kopieren oder wiederzugeben....

Nach Rembrandt, fuhr Durtal fort, kommt der unheilbare Verfall der religiösen Kunst. Das siebzehnte Jahrhundert hat uns denn auch kein einziges Bild hinterlassen, dem das Gefühl wahrer Frömmigkeit zugrunde läge, ausgenommen die Zeit der heiligen Theresese und des heiligen Johannes vom Kreuz in Spanien, wo der mystische Naturalismus seiner Maler Werke von wilder Inbrunst zeugte. So erinnerte sich Durtal eines Gemäldes von Zurbaran, das er früher einmal in einem Museum von Lyon bewundert hatte: einen heiligen Franz von Assisi, stehend, in einer grauen Kutte, die Kapuze über den Kopf gezogen und die Hände in den Ärmeln verborgen.

Das scharf gezeichnete Antlitz schien wie in Asche gegraben,

über den bleichen, geöffneten Lippen waren die Augen in der Extase ganz weiß, wie im Verenden. Man fragte sich, was diesen Leichnam, auf dessen Knochen kein Fleisch saß, aufrecht erhielt und ward von Grauen erfüllt beim Gedanken an die schweren Kasteiungen, an die fürchterlichen Bußübungen, die diesen Körper entkräftet und seinem Antlitz diesen äußersten Ausdruck von Schmerz und Verzückung verliehen hatten.

Diese Malerei wurzelte zweifellos in der herben und furchtbaren Mystik des heiligen Johannes vom Kreuz, sie war die Kunst der Beseffenheit, das Delirium tremens der Gottestrunkenheit. Gewiß, aber welche Inbrunst der Anbetung, welcher Liebeschrei erstickt in Hölleangst, bricht von dieser Leinwand.

Das achtzehnte Jahrhundert konnte man überhaupt kaum noch mitrechnen. Dies Jahrhundert war die Zeit der Trommeln und Paraden und wenn es sich einmal mit dem Kultus befaßte, machte es gewiß aus einem Weihwasserbecken eine Waschschüssel.

In der neueren Zeit findet man erst recht nichts mehr. Die Overbeck, Ingres und Flandrin, waren wie elende Schindmähren vor ihre frommen Aufträge gespannt. In Saint Sulpice schlägt Delacroix alle Kitschmaler ringsherum, aber sein Gefühl für katholische Kunst ist gleich Null.

Dasselbe gilt von unseren zeitgenössischen Malern, die mit demselben Gleichmut eine Juno wie eine Jungfrau malen, die abwechselnd die Decken von Palästen, Kabarettts oder Kapellen anstreichen. Die meisten haben keinen Glauben und allen fehlt der Sinn für die Mystik.

Wir brauchen uns also hier nicht weiter mit ihnen zu befassen, ebensowenig wie mit den spielerischen Künstlichkeiten

der Rosenkreuzer, gar nicht zu reden von der Heiligenbilderfabrikation gewisser junger Leute, die sich einbilden, wenn sie Frauen mit überlangen Körpern malten, wären sie mystisch.

Indem wir also unsere Untersuchung nur auf die wirklich gläubigen Fachmaler der Kirche erstrecken, was müssen wir leider feststellen? Nun, die Lage wird am besten gezeichnet mit den Worten: Signol ist tot, aber Olivier Merson bleibt uns. Das ist das Ende auf der ganzen Linie. Man könnte also ganz davon schweigen, wenn es nicht einem Verleger eingefallen wäre, die ganze Macht der klerikalischen Partei aufzubieten, um als Maler des erneuten Christentums James Tissot durchzubringen, dessen Bilder aus dem Leben des Heilands wohl die unreligiösesten sind, die je gemacht wurden. So atmet sein Christus eine gewisse protestantische Luft, eine muffige Bethaus-Atmosphäre, ja was noch schlimmer ist, er erscheint nur noch als Mensch. Sicherlich steht dies Werk am falschen Platz. Mit diesen Aquarellen und Skizzen könnte man vielleicht das „Leben Jesu“ von Renan illustrieren, aber niemals die Evangelien.

Unter dem Vorwand der Wahrheitsstreue, der genau studierten Landschaft und der echten Kostüme, Dinge, über die sich streiten läßt, denn sie hätten nur Wert, wenn sich in neunzehnhundert Jahren nichts in Palästina geändert hätte, führt uns Herr Tissot die elendeste Maskerade vor, die man je aus der Heiligen Schrift zu machen gewagt hat. Sehen Sie das dicke grobe Marktweib an, dem es vom allzulauten Ausschreien seiner Waren schlecht geworden zu sein scheint: das ist sein Magnifikat, seine heilige Jungfrau! Dort der epileptische Proletenjunge, der mit den Händen um sich schlägt, soll der junge Jesus im Tempel

sein. Jene Larven, die um ein Medium im Transe stehen, Erscheinungen wie aus der Praxis der Zauberünstler und Spiritisten, das sind seine Engel, die Christus in der Nacht auf dem Ölberg beistehen.

Sehen Sie nur die „Taufe des Messias“ an, den Pharisäer und den Zöllner oder den „Kindermord zu Betlehem“. Man betrachte nur seinen einfältigen und rührseligen Kalvarienberg! Diese Bilder sind von einer Banalität, Gewolltheit und einem Talentmangel, die ihresgleichen suchen. Gezeichnet sind sie überhaupt nicht und gemalt sind sie mit Mist, Madeirasauce und Straßendreck.

Das Haus Name — dies muß einmal öffentlich ausgesprochen werden — hat einen vollkommenen Mangel an Kunstsinne bewiesen, als es für einen Macher dieser Sorte mit Geldmitteln große Propaganda gemacht hat.

So bleibt also keine, auch nicht eine einzige Leistung zu Ehren der Kirche! rief Durtal aus. Da waren wohl einige Versuche klösterlicher Malerei in diesem Jahrhundert. So hatte vor einigen Jahren die Benediktinerkongregation von Beuron in Bayern Erneuerung der kirchlichen Kunst versucht. Durtal erinnerte sich einiger Reproduktionen von Fresken, womit diese Mönche einen Turm auf dem Monte Cassino ausgemalt hatten.

Diese Fresken lehnten stark an die assyrischen und ägyptischen Malereien an, mit ihrem tiaragekrönten Gott, ihren Engeln mit Sphynxmützen und fächerförmig hinter dem Haupt entfalteten Flügeln, ihren Greisen mit geflochtenen Bärten, die auf alten Saiteninstrumenten spielten. Später hatten die Mönche dies Gebiet, auf dem sie, wie man zugeben muß, nur mittelmäßig waren, verlassen. In ihren neueren Werken, hauptsächlich einem „Kreuzweg“, den sie

in einem Album zu Freiburg im Breisgau herausgaben, hatten sie eine merkwürdige Mischung anderer Stile angenommen. Die römischen Soldaten auf diesen Blättern waren jämmerliche Feuerwehrlente aus der Schule der Guérin und David. Aber plötzlich kommt auf den Bildern, wo die Magdalena und die heiligen Frauen auftreten, eine modernere Note zum Vorschein und mischt unter die abgedroschenen Gruppen Frauen vom griechischen Typus der Renaissance, hübsche und elegante Wesen, die augenscheinlich den Werken der Präraphaeliten, besonders des Walter Crane entnommen sind.

Das Ideal von Beuron ist dann schließlich eine Verbindung der französischen Kunst des ersten Kaiserreiches und der modernen englischen Malerei geworden.

Dabei streifen fast alle ihre Werke stark die Grenze des Lächerlichen. So sehe man nur den Christus der 9. Station an, wie er in ganzer Länge auf dem Leibe liegt, von verschlungenen Händen und einem Strick emporgezogen: Man glaubt, er lerne schwimmen! Aber bei all den banalen und schwachen Stellen, den zuvielen geschmacklosen und aufdringlichen Einzelheiten, wieviel merkwürdige und starke Momente heben sich dann plötzlich doch daraus hervor. Diese Veronika, die vor Christus kniet, war wirklich außer sich in ihrem Schmerz und ihrer Liebe und wahrhaft schön. Daneben verschwanden die unechten, nachgemachten anderen Personen, und selbst in den am wenigsten originalen Bildern redete die plumpe und unschöne Zeichnung dieser Mönche doch noch eine fast beredte Sprache und entsandte aus diesen Werken einen Strahl echter Glaubensinsbrunnst. Über die Gesichter wehte ein Hauch von Frömmigkeit, der sie begeistigte. Rührung und Gebet be-

seelte das Schweigen dieser Figuren. Darin war dieser Leidensweg unvergleichlich. Durch die klösterliche Frömmigkeit kam ein besonderes Element hinein. Die geheimnisvollen Kräfte, die aus ihr strömen, zeigten sich auch hier in der Eigenart und Stärke des Ausdrucks, ohne die das Werk weder Wert noch Daseinsberechtigung gehabt hätte. Besser wie mancher größere Meister hatten es diese Benediktiner vermocht, das Gefühl kniender Hingabe, den Duft der Evangelien zu erwecken.

Leider war ihr Versuch nicht zu Ende geführt worden, die Schule ist heute fast eingegangen und liefert noch einige mäßige, von Laienbrüdern fabrizierte Heiligenbilder.

Wie hätte dies Unternehmen auch lebensfähig sein können? Der Gedanke, im Oxydant das zu erstreben, was Manuel Panselinos im Orient erreicht hatte, jedes Studium nach der Natur zu unterdrücken, eine gleichartige Farbengebung und Linienführung zu verlangen, kurz die künstlerischen Temperamente alle in die gleiche Form zu zwingen, zeigte von vornherein einen vollkommenen Mangel an Kunstverständnis. Dieses System mußte zur Erstarrung und völligen Lähmung der Malerei führen, wie der Erfolg es denn auch zeigt.

Fast um die gleiche Zeit wie diese Mönche, schuf ein Maler, der ganz unbekannt in der Provinz lebte und nie in Paris ausstellte. Er hieß Paul Borel, malte seine Bilder für Kirchen und Klöster, arbeitete zur Ehre Gottes und nahm von Priestern und Mönchen keinerlei Bezahlung.

Auf den ersten Blick schienen seine Leinwände weder neu noch erfreulich. Seine abgegriffene Gegenständlichkeit hätte wohl den meisten für moderne Kunst Begeisterten nur ein Lächeln abgewonnen. Auch mußte man, um sein Werk

recht zu beurteilen, einen Teil von vornherein streichen und absehen von mancher trivialen Übertreibung und peinlichen Salbaderei. Aber welch ein Hauch männlicher Glaubenskraft, inbrünstiger Anbetung geht dann von ihm aus!

Sein Hauptwerk war in der Kapelle der Domikaner in Dullins, einem verlorenen Winkel in der Umgebung von Lyon, aufgehängt. Unter den zehn Bildern, die das Kirchenschiff schmücken, ist bemerkenswert: Moses schlägt den Felsen, die Jünger von Emmaus, die Heilung eines Besessenen, eines Blindgeborenen und des Tobias. Aber trotz der gelassenen Energie dieser Fresken wurde man doch enttäuscht durch die Schwerfälligkeit des Ganzen, durch die langweilige und überlebte Farbengebung. Man mußte erst zum Chor, hinter die Kommunionbank treten, um dort Werke einer ganz anderen Auffassung bewundern zu können. Da waren vor allem herrliche Bilder von Heiligen aus dem Predigerorden, erstaunlich durch die Kraft ihres Gebets, die Macht ihrer Heiligkeit, Bilder, von denen ein Lichtglanz auszugehen schien.

Dort befanden sich auch zwei große Kompositionen. Eine stellt die Jungfrau dar, wie sie dem heiligen Dominikus den Rosenkranz überreicht, die andere den heiligen Thomas von Aquin vor einem Altar knieend, auf dem ein Kruzifix im Strahlenkranz erglüht. Nie sind seit dem Mittelalter Mönche so gut aufgefaßt und gemalt worden. Nie drang durch die rauhe Schale grober Körperlichkeit so viel starke Beseelung. Borel war der Maler der Klosterheiligen und seine sonst so schwerfällige Kunst vergeistigt sich, sobald er diesen Boden betritt.

Besser noch, wie in der Klosterschule zu Dullins kann man

in Versailles einen Begriff von der starken, tiefreligiösen Kunst dieses Borel bekommen.

Am Eingang der Augustinerkapelle dieser Stadt, deren Schiff und Chor er ausgemalt hat, ist ein Bild der heiligen Klara von Montefalcone, einer Abtissin aus dem 14. Jahrhundert. Sie steht aufrecht und hebt sich in der schwarzen Tracht der Augustinerinnen scharf von der weißen Wand einer Klosterzelle ab. Vor ihr liegt ein aufgeschlagenes Buch und hinter ihr brennt auf einem Tisch eine Kupferlampe.

Sie neigt ihr Haupt auf ein Kruzifix, das sie an die Lippen preßt. Und aus diesem Antlitz, das zugleich sanft und begierig blickt, aus der Bewegung der Arme, die über der Brust zum Munde erhoben, durch die Stellung der Hände selbst wieder ein Kreuz bilden, spricht die verzückte Aufgelöstheit der liebenden Gattin, die völlige Glücksversunkenheit reiner Liebe und auch, wie sie den Christ küßt und ihn in ihrem Schoße betten möchte, die liebevolle Sorge einer Mutter, die ihr krankes Kind wiegt.

Und dies ist ohne alle Theaterpose, ohne gezwungene Geste, in aller Einfachheit dargestellt. Diese heilige Klara bäumt sich nicht und schreit in Gottesdrunkenheit auf, wie die heilige Magdalena von Pazzis. Stumm gibt sie sich ihrem Gotte zu eigen. Ihr Überschwang ist gebändigt und ihre Trunkenheit voll ernster Glut. Nicht nach außen entläßt sie sich, sie verzehrt sich innerlich um dieses Jesus willen, der ihr das Zeichen seiner heiligen Seitenwunde geschenkt hat und dessen Bild sie stets so fest an ihre Brust gedrückt hat, daß man nach ihrem Tode, als man sie öffnet, in ihrem Herzen seinen Abdruck findet.

Das war die überraschendste, religiöse Malerei unserer Zeit, und sie ward erreicht ohne Abklatsch der Primitiven,

ohne den Schwindel schief-frommer Gesichter, die wie mit schwarzem Draht umzogen aussehen, ohne künstlichen Apparat und Modell. Aber welcher gläubiger Katholik, welcher gottbeseelter Künstler muß der Schöpfer eines solchen Werkes gewesen sein!

Und nach ihm ward alles stumm. Unter der frommen Jugend von heute ist keiner, der sich an die großen Gegenstände der Kirche wagen dürfte. Nur ein Einziger scheint uns einige Hoffnung zu geben, sagte Durtal nach einigem Nachdenken, denn er hat wenigstens mehr Talent wie die anderen. Und er begann einige Kartons auszusuchen und betrachtete dann die Lithographien von Charles Dulac.

Dieser Künstler hatte eine Reihe von Landschaften herausgebracht, die stark idealisiert waren, voller Seen und Wälder, deren Laub aussah wie windzerzauste Perücken. Dann hatte er eine Illustration zum Lobgesang der Sonne und der Kreaturen gemacht und in neun Blättern, die alle in verschiedener Farbtonung abgezogen waren, näherte er sich dem Gebiet mystischen Gefühls, das sich in seinen früheren Arbeiten nur selten andeutete.

Die etwas abgebrauchte Definition, daß die Landschaft ein „Seelenzustand“ sei, ließ sich auf diese Arbeiten mit vollem Recht anwenden. Der Künstler hatte diese Gefilde mit seinem Glauben durchtränkt, die, obwohl nach der Natur gemalt, doch mehr mit der Seele als mit den Augen erschaut waren, mit einer Seele, die draußen laut den Lobgesang Daniels und die Psalmen Davids sang und der wie sie das Thema wiederholte: daß die Erde und die Elemente da seien, um ihren Schöpfer zu preisen.

Unter diesen Blättern waren zwei beonders stark im Ausdruck, eins, betitelt „Stella matutina“, das andere

„Spiritus sanctus Deus“ und noch ein drittes, das großartigste, freieste und einfachste von allen. Es trug die Unterschrift: „Sol Justitiae“ und zeigte am besten den eigenartigen Reichtum dieses Malers.

Es war folgendermaßen aufgebaut: Eine blonde, helle durchsichtige Landschaft zog sich unabsehbar hin, eine Halbinsel an einem stillen Wasser, mit Küsten und Landzungen voller Bäume, die sich im glatten See spiegeln. Ganz im Hintergrund die untergehende Sonne, deren halbe Scheibe der Horizont begrenzt und deren Licht auf den weiten Wassern leuchtend, widerstrahlt. Und über die ganze Landschaft war eine große Ruhe, ein seliger Friede gebreitet. Die Vorstellung der Gerechtigkeit, der wie ein unvermeidliches Echo auch der Gedanke der Barmherzigkeit entspricht, war wunderbar ausgedrückt durch den tiefen Frieden dieser Gefilde, die in das sanfte Licht einer milden Jahreszeit getaucht waren.

Durtal trat ein wenig zurück, um so besser den Gesamteindruck des Bildes zu erhalten. Kein Zweifel, sagte er, dieser Künstler hat ein feines und sicheres Empfinden für die Unbegrenztheit des Raums und für die zartesten Umrisse, für sanft bewegte Wasser unter unendlichem Himmel. Ja, ein wahrhaft katholisches Gemüt spricht zu uns aus diesem Bilde.

„Doch ich komme,“ sprach Durtal, indem er den Karton wieder verschloß, „ganz von meinem eigentlichen Gegenstand ab, und ich weiß durchaus nicht, wie ich zu meinem Artikel für die Revue gelangen soll. Ein Aufsatz über die deutschen Primitiven würde in den Rahmen wohl ganz gut passen. Aber, welcher Aufwand! Ich müßte meine Notizen dazu ausarbeiten und neben Meister Wilhelm,

Stephan Lochner, Grünewald und Zeitblom, auch Bernard Strigel erwähnen, einen fast unbekannten Meister, dann Albrecht Dürer, Holbein, Martin Schongauer, Hans Baldung, Burgkmaier und viele andere! Ich müßte auseinanderlegen, wieviel vom streng gläubigen Geist auch noch nach der Reformation in den Künstlern wirksam war. Ich müßte zum mindesten vom lutherischen Standpunkt aus von diesem erstaunlichen Cranach sprechen, der seinen Adam wie einen bärtigen, rothhäutigen Apollo malt. Dessen Evas magere Kurtisanen sind mit aufgeblasenem Fleisch; mit runden Köpfen und kleinen Krevettenaugen, mit Lippen aus Rosenpomade und kleinen Apffelbrüsten, die hoch am Halse angewachsen sind. Deren Beine lang und schlant sind, mit feinen, hohen Waden, aber großen platten Füßen mit starkem Knöchel. Diese Arbeit würde mich zu weit führen. Es ist amüsant, darüber zu träumen, aber nicht bequem, davon zu schreiben. Es ist besser, ich suche einen anderen, weniger umfassenden Vorwurf. Wüßte ich nur welchen?! Doch das wird sich später finden, schloß er, indem er aufstand, denn Frau Mesurat meldete leutselig, daß das Essen fertig sei.

5.

Um seine Ortslangeweile einmal in eine andere Umgebung zu bringen, ging Durtal eines Tages ans äußerste Ende von Chartres, wo er die alte Kirche von Saint-Martin-au-Bal besuchte. Diese stammt aus dem 10. Jahrhundert und hatte erst als Klosterkapelle den Benediktinern, später den Kapuzinern gedient. Sie war ohne allzugroße Keßerei restauriert worden und lag nun in ein Hospital eingeschlossen. Man mußte erst durch einen Hof, in dem

Blinde in weißen Mützen auf den Bänken saßen und im spärlichen Schatten der Bäume träumten.

Mit ihrem kleinen, gedrungenen Portal, den drei winzigen Glockentürmen, die wie für ein Zwergendorf gemacht schienen, verriet sie gleich ihren rein romanischen Ursprung. Und ebenso wie in Notre-Dame de la couture du Mans, öffnete sich im Innern, unter dem stark erhöhten Altar, die Krypta, die ihr Licht durch schmale Mauerspaltten im unteren Teil des Chors erhielt. Die Kapitäle ihrer Säulen waren grob ausgehauen und erinnerten an die Bilder von Meeresgöttern. Unter schweren Steinplatten lagen die Gräfte der Erzbischöfe von Chartres und die neugewählten Prälaten waren verpflichtet, die erste Nacht nach ihrer Ankunft in der Diözese bei diesen Gräften zu verbringen, um die Tugenden ihrer Vorgänger in sich aufzunehmen und ihre Hilfe für ihr Amt zu ersuchen.

Wenn die Manen dieser Bischöfe doch nur ihrem jetzigen Nachfolger, dem Monseigneur des Mofflaines, den Gedanken eingegeben hätten, das Haus der Jungfrau zu reinigen, indem er den Bierfiedler mit seiner Musik aus der Kathedrale hinauswürfe, der ihm aus dem Heiligtum eine Kneipe macht! seufzte Durtal. Aber leider kann nichts diesen alten und frankten Priester aus seiner Gleichgültigkeit aufrütteln. Man sieht ihn überhaupt nie, weder im Garten, noch in der Kirche.

Ah! das klingt besser als alle Gesänge des Kirchenchors! rief Durtal und horchte auf die Glocken, die plötzlich die schweigende Stadt mit den geweihten Tropfen ihrer Töne segnend zu besprengen schienen.

Und er dachte daran, welchen Sinn die Symbolisten den Glocken zuschrieben. Durand de Mende vergleicht die

Härte ihres Metalles mit der Kraft des Predigers und glaubt, daß die Schläge des Klöppels gegen den Rand beweisen, daß der Prediger an seine Brust schlagen soll und erst alle eigenen Laster und Sünden austreiben muß, ehe er andern ihre Fehler vorhält. Das Holzgerüst, an dem die Glocke hängt, hat die Form des Kreuzes und das Seil, das der Glöckner zieht, um sie zu bewegen, ist den heiligen Wissenschaften zu vergleichen, die auch alle aus dem Mysterium des heiligen Kreuzes selbst hervorgehen.

Nach Hugues de Saint-Victor ist der Klöppel die heilige Zunge, die, indem sie die beiden Seiten des Glockeninnern berührt, die Wahrheit der beiden Testamente bezeugt. Und für Fortunat Amalaire ist die Glocke der Mund der Liturgie und der Klöppel ihre Zunge.

So ist allen die Glocke die Botin der Kirche, ihre äußere Stimme, wie der Priester ihre innere Stimme ist.

Indem er sich diesen Gedanken hingab, hatte Durtal die Kathedrale erreicht und bewunderte nun zum hundertsten Male mit stets neuem Entzücken die mächtigen Strebe-
pfeiler, aus denen in leicht geschweiffter Linie die Rundbogen entsprangen. Immer wieder staunte er über die Kühnheit dieser Parabeln, über die Grazie der Stüßbogen und die stille Kraft dieser schlanken Pfeiler. Nur die Balustrade, die oben um das ganze Dach des Hauptschiffes gezogen ist und deren Stein wie mit der Lochzange in lauter Dreibogen ausgeschlagen scheint, enttäuschten ihn ein wenig, und er dachte, mit wieviel mehr Geschmack manche andere Baumeister die Rundgänge, die sie um ihre Kirchen gelegt, mit symbolischen und biblischen Bildwerken reich verziert hatten. So der Baumeister der Basilika von Troyes, aus deren lustiger Galerie abwechselnd Lilien und

die Schlüssel des heiligen Petrus ausgeschnitten sind. Oder der von Caudebec, der in das Geländer gotische Buchstaben meißelte, die von äußerst reizvoller und dekorativer Wirkung sind und in steter Wiederholung den englischen Gruß bilden. So umgürtet er die Kirche mit einer Girlande von Gebeten und krönt sein Werk mit der weißen Krone der Anbetung.

Durtal verließ die Nordseite der Basilika, schritt um das Haupt-, das Königsportal herum und betrat den Platz des alten Glockenturms. Er mußte mit der einen Hand seinen Hut festhalten, mit der anderen seinen Mantel zuknöpfen, dessen Schöße ihm um die Beine flatterten. Der Wind blies unaufhörlich an diesem Platz, und wenn auch in der ganzen Stadt kein Lüftchen wehte, hier herrschte im Sommer und Winter ein Sturm, der die Kleider vom Leibe riß und die Gesichter vor Kälte blau machte.

Vielleicht sehen aus diesem Grunde die Figuren am Hauptportal, um die immerwährend der Wind bläst, so verfroren aus und haben deshalb ihre Kleider so fest und eng umgezogen und Arme und Beine so dicht angepreßt, dachte Durtal lächelnd. Und geht es nicht ebenso der merkwürdigen Person, die zwischen einem Schwein, das spinnt (es soll übrigens ein Eber sein), und einem Esel, der den Leierkasten dreht, auf dem alten Pflaster steht, das der ewige Sturmwind auch schon ganz ausgefressen hat?

Die zwei Tiere, deren gleichgültiger Schäfer sie zu sein scheint, verkörpern in lustiger Weise die alten Sprichwörter „Ne sus Minervam“ und „Asinus ad lyram“, die man auch übersetzen könnte „Schuster bleib bei deinem Leisten“, sonst wirfst du leicht so lächerlich, wie ein Schwein, das philosophieren will, oder ein Esel, der die Leier schlagen

möchte. Aber wie kommt er dorthin, der zarte Engel mit dem Heiligenschein, dessen nackte Füße unter einem kleinen Thronhimmel stehen und der ein steinernes Buch an die Brust drückt? Warum steht er dort? Wie kam er dorthin?

Er ist wohl auch aus der Familie der Königinnen, die unter dem Hauptportal stehen, denn er gleicht ihnen mit seinem schmalen Körper und seinem gestreiften, festanliegenden Gewand. Er zieht über uns hinweg und man weiß nicht, ob er sehr sündhaft oder keusch ist.

Der obere Teil seines Antlitzes ist rein, seine Locken liegen rund um den Kopf, das Gesicht ist bartlos und der Ausdruck fromm; aber zwischen Nase und Lippen läuft eine tiefe Falte und der Mund, der gerade geschnitten ist, öffnet sich in einem Lächeln, das bei genauer Betrachtung recht spöttisch, ja sogar etwas boshaft erscheint, so daß man in Zweifel gerät, von welcher Art dieser Engel sein mag.

Es ist in ihm etwas vom verdorbenen Seminaristen und vom getreuen Knecht des Herrn. Wenn der Bildhauer zum Modell einen jungen Mönch nahm, so wählte er gewiß nicht einen sanften Novizen wie den, der wohl als Vorbild für den Joseph unter dem Nordportal diente. Er hat wohl einen jener zweifelsüchtigen Mönche gewählt, die schon den heiligen Benedikt zu seiner Zeit beunruhigten.

Welch ein schrecklicher Wind! murmelte Durtal und eilte, das Hauptportal wieder zu gewinnen, dessen Stufen er hinanstieg und die Tür aufstieß.

Der Eintritt in die mächtige Kathedrale, die nur ein Dämmerlicht erfüllte, hatte jedesmal etwas Beängstigendes und instinktiv beugte man das Haupt und schritt behutsam unter der ungeheuren Majestät dieser Wölbung dahin. Und Durtal hielt nach den ersten Schritten an,

geblendet von der Helligkeit des Chors, die lebhaft mit der dunklen Halle des Mittelschiffes kontrastirte, das sein Licht nur vom Transsept erhielt. Da hing das Bild des Gekreuzigten, die Füße und Beine im tiefen Schatten, der Leib im Halbdunkel und nur das Haupt vom hellsten Lichte umflossen. Durtal erhob den Blick und sah auf die unbewegliche Reihe der Patriarchen und Apostel, Bischöfe und Heiligen, die im gedämpften Licht der dunklen Glasfenster aufleuchteten, und die den heiligen Leichnam zu bewachen schienen. Die ungeheuren, von Rosetten gekrönten Lanzetten der Fenster reichten sich um die ganze obere Etage und zeigten dem ans Kreuz geschlagenen Jesus die ganze Armee seiner Getreuen. Alle seine Kämpfer aus der heiligen Schrift, den Legenden und der Geschichte der Märtyrer. Durtal erkannte in der Menge der frommen Streiter den heiligen Lorenz, den heiligen Stephan, den heiligen Gilles, Nikolaus von Mira, Martin, den heiligen Georg und den heiligen Symphorion, den heiligen Philip, den heiligen Foix, den heiligen Laumer und viele andere, deren Namen ihm entfallen waren! Nahe beim Kreuzschiff blieb er noch einmal bewundernd stehen, vor dem Bilde des Abraham, der unter dem tiefen Azur eines unendlichen Himmels in der für ewig drohend erhobenen Hand über dem auf immer knieenden Sohn Isaak den hellen Stahl des Opfermessers schwingt.

Und er bewunderte die Komposition und meisterhafte Ausführung dieser Glasmalereien des 13. Jahrhunderts. Die Höhe, in der sie angebracht waren, bedingte eine einfache, sinnfällige Darstellung, deshalb hatte man nach Möglichkeit nur Einzelfiguren gewählt, die in starken Umrissen und lebhaften Farben vom Auge

des Beschauers leicht erfaßt und verstanden werden konnten.

Aber der erhabenste Ausdruck dieser Kunst war weder im Chor, noch im Hauptschiff, noch in den Seitenschiffen zu finden. Er befand sich gleich am Eingang in der Wand, an der von außen die anonymen Statuen der Königinnen stehen. Durtal war von dem Anblick stets auf höchste entzückt und ergriffen, und er schob ihn oft nur noch hinaus, um durch die Erwartung die Spannung zu steigern und dadurch den Genuß zu vergrößern, den er jedesmal empfand und den auch der so oft wiederholte Anblick nicht vermindert hatte.

Die Sonne schien an dem Tage, und sie erglänzte hell in den drei Fenstern des 12. Jahrhunderts, die sich in der Form kurzer und breiter Schwertklingen unter der Rose, die den Haupteingang schmückt, hinaufziehen.

Das war ein Flimmern und Blitzen von blauen Lichtern, ein feines Netz blauer Flammen, eines helleren Blaus als das ist, in dem Abraham den Opferstahl zückt. Dieser blasse, durchsichtige Azur erinnerte an die Flamme des brennenden Punsches oder des Schwefels. Er war auch, wie das Feuer der Saphire, aber ganz junger Saphire, sozusagen noch unberührter, makelloser Edelsteine. In das rechte Spitzbogenfenster war mit seinen feuerfarbenen Umrislinien der Stamm Jesse gezeichnet und seine Nachkommen stiegen wie auf einem Spalier hinauf in das strahlende Blau der Ewigkeit. In dem mittleren und linken sah man Szenen aus dem Leben Jesu: die Verkündigung, den Einzug in Jerusalem, die Verklärung, das Abendmahl, die Jünger zu Emmaus; und über den drei Fenstern, im Herzen der Rose thronte Christus im Silberglanz, die Toten entsteigen den Gräbern beim Ton der Posaunen des

Jüngsten Tages und Sanct-Michael wägt die Seelen auf der Wage des Gerichts.

Wie mögen die Glasmaler des 12. Jahrhunderts nur dies Blau herausgebracht haben, dachte Durtal, und dies Rot, das dann für immer verloren ging? Im 12. Jahrhundert verwendete man in der Glasmalerei hauptsächlich drei Farben, zuerst Blau, das unbeschreibliche Himmelblau, das die Kirchenfenster von Chartres so köstlich macht, dann ein starkes und dunkles Purpurrot und schließlich ein Grün, das aber in der Qualität weit hinter den beiden anderen Tönen steht. An Stelle des Weiß bedienten sie sich einer grünlichen Nuance. Im folgenden Jahrhundert bereichert sich die Palette, aber die Farben verdunkeln sich. Das Glas wird dicker. Trotzdem, welch wunderbar kräftig leuchtendes Saphirblau erreichten auch diese Meister der Glasbrennerei, welch herrliches, frisches Blutrot verwenden sie! Ihr Gelb war, soweit ich es auf einem Fenster neben dem Abraham beobachten kann, weniger fein und von starker Zitronenfarbe. Aber die übrigen drei Farben leuchten und klingen wie Freudenfanfaren aus diesen durchsichtigen Gemälden, und neben ihnen verblässen die pflaumenfarbenen, violetten und hellbraunen Töne und verdunkelt sich das Lauchgrün.

Welche Meisterwerke der Farbtonung erreichen sie durch die Verbindung und Gegeneinanderstellung dieser Farben! Mit wieviel Verstandnis und Feingefühl verwenden sie die Bleieinfassung, um gewisse Einzelheiten herauszuheben und zu betonen oder andere zu trennen! Es ist, als bannten sie mit diesen feinen schwarzen Linien die flüchtigen Flammen ihrer Lichtkunst.

Ganz besonders auffällig ist dabei die verständnisvolle Arbeitsgemeinschaft der verschiedenen Handwerke. Wie

treu arbeiten sie miteinander, eine das andere unterstützend, jedes mit seinem Material, dessen Ausdrucksmöglichkeiten erschöpfend, aber jedes am richtig erwählten Platz. Alle verständig sich ordnend in den großen Plan des Baumeisters.

Sobald das Fundament und der unterste Teil aufgebaut ist, tritt die Architektur zurück und weicht der Bildhauerkunst und überläßt ihr das günstige Arbeitsfeld ihrer Portale. Die feinere Skulptur, die sich fern hält von den oberen Teilen, wird hier unten Herrscherin und während ihre größere Schwester weiter aufsteigt, findet sie hier Gelegenheit, zum nahen Beschauer zu reden. Und welch herrliches Arbeitsfeld findet sie hier in den gewölbten Portalen, deren sich stets verjüngende Bogen sich bis in die Tiefe der Türen ziehen.

An anderer Stelle verteilt die Architektur das Arbeitsfeld zwischen dem Maler und dem Bildhauer. Sie überläßt dem letzteren die Stufen und Nischen, in die er seine Statuen stellen kann und teilt dem ersteren das Giebelfeld des Hauptportales zu, wo er wie in Chartres den Triumph Christi anbringen kann. Ebenso hat man es in Tours und Reims gemacht.

Nur hat dies System, die Plastik durch Glasfenster zu ersetzen, einen gewissen Nachteil. Von außen gesehen erscheinen diese durchsichtigen Dreiecke wie graue, ganz verstaubte Spinnengewebe. Im Tageslicht erscheinen die Scheiben grau oder schwarz und nur von innen, wenn das Licht hindurchfällt, erglücken ihre Farben. Man hat hier den äußeren Eindruck der inneren Schönheit geopfert. Warum?

Vielleicht, so sagte sich Durtal, ist dies ein Symbol der Seele, die in ihrem geheimsten Inneren erleuchtet ist, eine Allegorie des verinnerlichten Lebens...

Er umfaßte noch einmal mit einem Blick alle Fenster und dachte, daß sie an Kerker und Waldesdickicht erinnerten. Wie hinter Eisengittern flammte ihre Buntheit oder wie durch das dichte Geflecht der Bäume. Ist die Glasmalerei nicht die Kunst, die ihre beste Wirkung von Gott selbst erhält? Die Kunst, die der Mensch nicht selbst vollenden kann, denn der Himmel selbst muß durch den Strahl seines Sonnenlichts die Farben und Linien beleben. Der Mensch formt nur die Hülle, den Körper, und Gott allein gibt dem Werk seiner Hände die Seele.

Es ist eine märchenhafte Klarheit heute in der Luft, fuhr er bei sich fort, und die Sonne der Gerechtigkeit ruht heute auf ihren Wassern. Dabei ging er zur Südseite des Querschiffes, wo er das Fenster von Notre-Dame de la belle Verrière betrachtete. Es hob sich wunderbar ab von einem granatroten Grund, in blau, laubbraun, Irisblau und dem Grün der Reineclauden. Die Jungfrau blickte herab mit ihrem traurigen nachdenklichen Gesicht, das von einem modernen Glasmaler geschickt ersetzt worden war. Und Durtal dachte daran, daß das Volk früher vor ihr gebetet hatte, ebenso wie vor unserer lieben Frau von der Säule und vor Notre-Dame de Sous-Terre. Diese Verehrung hatte aufgehört. Es schien, als suche die heutige Menschheit greifbarere, materiellere Fürsprecher als dieses zarte, gebrechliche Bild, das an trüben Tagen kaum sichtbar war. Trotzdem hatten doch einige Landleute die Gewohnheit behalten, vor ihr einen Augenblick zu knien und ihr eine Kerze zu weihen. Und Durtal, der besonders die alten verlassenen Madonnen liebte, machte es ebenso und verrichtete vor ihr sein Gebet.

Da waren noch zwei Fenster durch die Bizarrierie ihrer

Figuren bemerkenswert. Sie waren ganz oben in der Tiefe der Apsis eingelassen, in deren Mitte sich die heilige Mutter mit dem Sohn im Schoß befand. Auf jedem dieser schmalen Fenster war ein Seraphim abgebildet. Es waren ganz tolle, halbwilde Engel mit bösen, verärgerten Gesichtern, mit weißen, schuppigen Flügeln, deren zerfetzte, parmesangrüne Kleider um ihre nackten Beine flatterten. Ihre brustbeerensfarbigen Heiligenscheine saßen ihnen wie Matrosenmützen im Nacken. Und diese zerlumpten Kleider, diese auf der Brust gefalteten Federn, dieser Kopfschmuck und diese Miene eines unzufriedenen Sonnenbruders gaben die Vorstellung von Bettlern, Zigeunern, Indianern und Matrosen auf einmal.

Was die anderen Fenster betrifft, besonders die, auf denen mehr Figuren sich befanden und die in kleine Szenen-Serien eingeteilt waren, so hätte man eines Fernglases bedurft und ganze Tage dem Studium widmen müssen, um die Einzelheiten zu erkennen. Ja, ganze Monate hätten nicht dazu ausgereicht, denn diese Scheiben waren oft ausgebessert und häufig falsch wieder zusammengesetzt worden, so daß man oft kaum die Darstellung verstehen konnte.

Man hat einmal eine Aufstellung über die Zahl der Figuren in den Fenstern der Basilika gemacht, sie betrug 3889. Im Mittelalter wollte fast jeder einfache Gläubige der Jungfrau ein Glasbild stiften und dazu kamen die unzähligen Schenkungen der Kardinäle und Könige, der Bischöfe und Fürsten, der Äbte und Adelsherren. Die reichen Gilden der Tuchmacher, Kürschner, Goldschmiede und Wechsler hatten jede allein für Notre-Dame fünf Fenster gestiftet, während die weniger wohlhabenden, die

Gießer, Lastträger und Wasserträger immerhin jede eins schenken konnten.

An diese Dinge dachte Durtal, während er den Rundgang durchschritt und blieb dann vor einer kleinen Jungfrau aus Stein stehen, die unten in die Treppe eingelassen ist, die zu der Kapelle des heiligen Piat führt. Diese wurde hinter der Apfiss im 14. Jahrhundert angebaut. Die Jungfrau stammte aus derselben Zeit und hielt sich ganz bescheiden im Dunkel, den älteren Madonnen die günstigeren Plätze überlassend.

Sie hielt einen Jesusknaaben auf dem Arm, der mit einem Vogel spielt, wahrscheinlich anlehnend an die Geschichte aus den Apokryphen, daß das Kind Jesu sich damit ergötzte, Vögel aus der Erde zu formen, um sie dann durch seinen eingehauchten Atem zu beleben.

Und Durtal ging weiter, an den Kapellen entlang und hielt nur noch vor der Nische, in der die Reliquien „von entgegengesetzter Wirkung“ lagen. Es waren dies die Gebeine des heiligen Piat und des heiligen Taurin. Man bellte die Knochen des Ersteren aus, um in langen Regenzeiten Trockenheit zu erbitten und umgekehrt, die geweihten Überreste des andern, um nach langer Dürre Regen zu erflehen. Weit weniger harmlos als die Reihe dieser geschmacklos ausgestatteten Kapellen, deren Schutzheilige so oft den Namen gewechselt hatten, daß darüber das Vertrauen in ihre jahrhundertelang bewährte Nothelferschaft auch verloren gegangen war, empfand er das Ehor, das ihm unwürdig und abscheulich, wie mit Absicht verunreinigt erschien.

Um 1763 hatte das alte Domkapitel es für richtig befunden, die gotischen Säulen zu entstellen, indem es

einem Mailänder Kalkbrenner den Auftrag gab, sie rosa zu verpußen und noch grau zu tupfen. Danach hatte man die herrlichen flandrischen Gobelins, die das Chor rings umkleideten, dem Museum geschenkt und dafür Marmorreliefs angebracht, die von demselben fürchterlichen Burschen stammten, dessen aufdringliche, viel zu große Jungfrauengruppe auch den Altar erdrückt. Anderes Mißgeschick war hinzugekommen. Um 1789 hatten die Sansculotten die Absicht, diesen Block mit der Himmelfahrtszene fortzuschaffen. Aber ein Dummkopf hatte die unglückliche Idee, dies Werk Bridans vor der Zerstörung zu retten, indem er ihm eine Jakobinermütze aufsetzte.

Und zu denken, daß man herrliche, alte Glasfenster zerstört hat, um diese Schmalz-Gruppe besser zu beleuchten! Wenn wenigstens irgend eine Aussicht wäre, daß sie eines Tages verschwände! Aber diese Wünsche bleiben leider unerfüllt. Vor einigen Jahren war unter dem Episkopat des Msgr. Regnault die Rede davon, wenn auch nicht diesen Block steingewordenen frommen Fles, so doch wenigstens die Basreliefs zu entfernen.

Aber dieser Priester, der sich immer aus Angst vor Erkältung die Ohren voll Watte stopfte, war dagegen. Seine Gründe müssen so schwerwiegende gewesen sein, daß man nun für alle Zeiten die gotteslästerliche Häßlichkeit dieser Himmelfahrt und dieser Marmor-Dfenschirme wird ertragen müssen.

Aber wenn auch das Innere des Chores allem Geschmack Hohn sprach, so waren die Gruppen, die seinen äußeren Abschluß bildeten, wohl der Betrachtung wert.

Diese Gruppen, die unter schlanken Thronhimmeln und kleinen spitzen Türmchen standen, die Jehan de Beauce in

feiner Bildhauerkunst ausgeführt hatte, begannen rechts beim südlichen Transept, zogen sich hufeisenförmig um den Altar und endeten auf der nördlichen Seite, wo auf ihrem Pfeiler die schwarze Madonna sich erhebt. Es waren dieselben Gegenstände, wie auf den kleinen Kapitälern des Hauptportals unter den Reihen der verherrlichten Könige, Heiligen und Königinnen, Szenen aus den Legenden der Apokryphen, aus dem Leben der Jungfrau und den Schriften des jüngeren Jakobus.

Die ersten Gruppen stammten von einem Künstler namens Jehan Soulas. Der Vertrag vom 2. Januar 1518 zwischen diesem Bildner und den Vertretern der kirchlichen Auftraggeber ist noch vorhanden. Es wird darin gesagt, daß besagter Jehan Soulas, Meister der Bildhauerkunst, wohnhaft zu Paris am Kirchhof Saint-Jehan, Pfarre des Saint-Jehan en Grève, sich verpflichtet, in gutem Stein aus Tonnerre und besser als die Bildwerke um das Chor der Notre-Dame-Kirche, die ersten vier Gruppen nach genauen Angaben auszuführen. Der Handel wurde geschlossen gegen eine Summe von 280 Livres, die das Domkapitel von Chartres ihm nach Erledigung der Arbeit zu zahlen hatte.

Soulas, der zweifellos der Schüler eines flandrischen Künstlers war, fertigte nun kleine Genre-Szenen, deren Frische und Lebendigkeit auf die Seele, die durch das gedämpfte ernste Licht der bunten Fenster in mystischen Schauder versinkt, wahrhaft erheiternd wirken. Die Fenster sind an dieser Stelle in der That so dunkel, daß sie das Licht nur wie durch einen indischen Schal durchleuchten lassen. Alles versinkt in einem geheimnisvoll dunkelbunten Nebel, aus dem nur seltene Farbensfunken aufleuchten.

Die zweite Gruppe stellt die heilige Anna dar, die vom Engel, den man nicht sieht, den Befehl erhält, den Joachim an der goldenen Pforte zu erwarten. Sie ist voller Grazie und feiner Beobachtung. Die Heilige horcht voll Aufmerksamkeit neben ihrem Betstuhl stehend, bei dem ein kleines Hündchen liegt. Ihre Magd, die man im Profil sieht, trägt ein leeres Gefäß und lächelt ein wenig zweideutig, indem sie mit den Augen zwinkert. Und während nun auf dem nächsten Bilde die beiden Gatten sich vor Freude zitternd umarmen und mit den Händen halten, steht dieselbe Magd, diesmal von vorne gesehen, kann sich vor Vergnügen kaum lassen und faßt mit beiden Händen ihren Rock, als wolle sie tanzen.

Ein wenig weiter hat der Künstler dann die Geburt der Maria dargestellt. Ganz in flandrischer Manier, hinten die heilige Anna im großen Bett mit Vorhängen, von einer Magd bewacht, vorne die Wehemutter, die mit einer anderen Dienerin das Kind badet. Noch erstaunlicher ist eine andere Gruppe, die hinter einer großen Renaissanceuhr steht, die hier die Reihe der Darstellungen unterbricht. Es ist die Abbildung der heiligen Jungfrau, die an einem Kinderhemdchen näht. Neben ihr ist der heilige Joseph auf seinem Sitz eingeschlafen, das Haupt auf die Hand gestützt und erfährt im Traum die Botschaft von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau. Er hat nicht nur die Augen geschlossen, er schläft so tief und echt, daß man seine ruhigen Atemzüge zu vernehmen glaubt, daß man sieht, wie die Glieder sich im Schlummer lösen und der Körper sich streckt. Und dabei sind die Finger der zukünftigen Mutter so lebendig bei der Arbeit, während sie ihr Näschen zu eifrigem Gebet in ein frommes Buch steckt. Raum ein

anderer ist dem Leben je so nahe gekommen, hat mit soviel Sicherheit und so treffend die Natur im Fluge erfaßt, so dem Augenblick die lebendige Bewegung entnommen.

Nach dieser Zimmerszene und einer Anbetung der Hirten und Engel, kam die Beschneidung Jesu, dem irgend ein pröder Esel ein Stück Papier auf den Leib geklebt hat. Danach noch eine Anbetung der Könige, womit die Arbeit Jehan Soulas und seiner Schüler auf dieser Seite beendet ist. Ihnen folgten nur mittelmäßige Arbeiter, Francois Marchant aus Orléans und Nicolaus Gunbert aus Chartres. Nach diesen sank das Niveau noch mehr mit einem gewissen Boudin, der auch noch die Frechheit hatte, seine miserablen Puppen zu unterzeichnen und erreichte seinen Tiefstand in den nichtsagenden, schwächlichen Arbeiten der Jean de Dieu, der Legros, der Tuby, der Mazières, den kalten und heidnischen Skulpturen des 17. und 18. Jahrhunderts. Nur die letzten Gruppen vor der Jungfrau auf dem Pfeiler waren wieder von Schülern des Soulas. Aber sie sind dort fast verloren, denn sie stehen so sehr im Schatten, daß man sie in der Grabesdunkelheit kaum erkennen kann.

Vor diesem Rundgang, der zum Teil so erfreulich, zum Teil so unerquicklich ist, mußte Durtal an ein ähnliches, aber vollständigeres Werk denken, das nicht wie dies in mehreren Jahrhunderten entstanden und durch die Ungleichwertigkeit der Künstler und Zeiten verunstaltet war. Dies Werk befand sich zu Amiens und ebenfalls im äußeren Rundgang des Chors im Dome.

Es war das Leben des heiligen Firmian, des ersten Bischofs und Schutzheiligen der Stadt, die Auffindung und Einbringung seiner Gebeine durch den heiligen Salve, die

hier in Szenen und Bildern dargestellt und verherrlicht wurden. Außerdem gab es noch Darstellungen aus dem Leben Johannes des Täufers, des zweiten Schirmheiligen der Stadt. In der Darstellung der Taufe Christi durch seinen Vorläufer ist unter anderem ein blonder Engel, der ein Tuch hält, mit einem solch entzückenden, harmlos pffiffigen Gesicht, daß man ihn zu den wundervollsten Engelsfiguren überhaupt zählen muß, die von der flämischen Kunst in Frankreich geschaffen worden sind.

Diese Legende des heiligen Firmian war ebenso wie die der Geburt der Jungfrau in Chartres in steingefchnittenen Genreszenen dargestellt, die ebenfalls von gotischen Pyramiden und Thürmchen überragt wurden. Auf einer dieser Szenen, in der der heilige Salve, umgeben von einer Volksmenge, den Lichtstrahl bemerkt, der aus einer Wolke dringt und ihm die Stelle zeigt, wo die verlorenen Gebeine des Märtyrers vergraben liegen, fällt besonders ein kniender Mann auf. Mit gefalteten Händen, in höchster Gebetsextase strebt er bebend nach vorwärts, unwiderstehlich getrieben vom Drang seiner verzückten Seele, die aus einem groben Bauern einen erdentrückten, gottschauenden Heiligen macht.

Es ist das Meisterstück des Chorumgangs von Amiens, wie der eingeschlafene heilige Joseph das vom Chor von Chartres ist.

Wenn man es recht überlegt, so dachte Durtal, sind die Bildwerke der Kathedrale in der Picardie ausdrucksvoller, vollkommener, abwechslungsreicher und auch verständlicher, als die der Basilika in der Beauce. Der unbekannte Meister dieser Kunstschöpfungen besaß nicht nur dieselbe scharfe Beobachtung, den Humor und die eindringliche,

überzeugende Kraft des Ausdrucks wie Soulas, er besaß noch darüber hinaus eine ganz persönliche, vernehme Note. Auch beschränkte er sich nicht auf die Darstellung einzelner Figuren, er brachte oft große Volksmengen in der jeder einzelne, Mann, Frau oder Kind, einen individuellen Ausdruck besaß. Seine Kunst war so reich, daß sie jeder seiner unzähligen Figuren eine besondere Seele schenken konnte.

Doch indem er seinen Blick wieder auf die Bildwerke von Chartres richtete, tröstete sich Durtal mit dem Gedanken, wenn Soulas auch nicht so bedeutend sei, wie der Künstler von Amiens, so sei er doch ein großer Meister und wohl verehrungswürdig im Vergleich zu dem unfeinen Bridan und den abscheulichen Dekorationen des Chors.

Er ging darauf zur schwarzen Madonna, vor der er seine Andacht verrichtete und dann weiter in das nördliche Querschiff, wo er wie jedesmal voll tiefster Bewunderung vor der blühenden Farbenglut der Fenster stehen blieb. Er ward immer aufs neue ergriffen und bezaubert von den fünf-Spitzbogenfenstern und der Rose, von der heiligen Anna, um die mit ernster Miene David und Salomo standen, von purpurner Feuersbrunst umloht. Und dann von Melchisedech und Aron mit ihren wilden, haarigen Gesichtern und den schrecklichen weißen Augen, die so grauenvoll das Tageslicht durchfluten ließen.

Die Rosette darüber war weder so ungewöhnlich groß wie die der Notre-Dame-Kirche zu Paris, noch besaß sie die elegante Sternform der zu Amiens. Sie war massiver und kleiner und ein Mosaik aus funkelnden Blüten in der Form der Blumen des roten Mauersteinbrechs.

Indem er sich zurückwandte, blickte Durtal nach der Ro-

setzte des südlichen Portals und seinen fünf Fenstern. Und da sah er um das Bild der heiligen Jungfrau, und wie heilige Fackeln die vier Evangelisten aufgestellt, getragen von den Schultern der großen Propheten. Der heilige Matthäus auf Jesaias, Lucas auf Jeremias, Johannes auf Ezechiel und Marcus auf Daniel. Einer seltsamer wie der andere mit ihren Augen, die wie Ferngläser aussahen, ihren ringelnden Haaren und ihren Bärten wie aus Wurzelgeflecht; mit Ausnahme des heiligen Johannes, den die mittelalterliche Kunst stets bartlos darstellt, um seine Keuschheit anzudeuten. Am bizarrsten von all diesen Riesen ist wohl der heilige Lukas, der auf dem Rücken des Jeremias reitet und ihm wie einem Papageien sanft den Schädel kraut, wobei er den gütigen schmerzlich nachdenklichen Blick zum Himmel erhebt.

Durtal schritt nun wieder durch das dunklere Mittelschiff zurück, dessen leicht abfallender Steinboden im Mittelalter jedesmal abgewaschen wurde, wenn die Volksmenge das Gotteshaus verlassen hatte. Und er betrachtete auf der Mitte des Bodens den von blauen Steinen eingefassten weißen Streifen, der sich in Spiralen wie eine Uhrfeder über den Grund zog. Das Labyrinth, die Linie, die unsere frommen Vorfahren mit besonderen Gebeten nachschritten. Eine Stunde dauerte dann der Weg und war eine Art Pilgerfahrt auf geweihter Erde, um irgend einen Ablass oder eine Hilfe zu erlangen. Am Ausgang angekommen, drehte Durtal sich noch einmal um und umfaßte noch einmal mit einem Blick das strahlende Ganze.

Und er fühlte sich zugleich beglückt und erschreckt und außer sich gebracht von dem ungeheuren und hinreißenden Anblick Unserer lieben Frau.

War sie nicht überwältigend großartig und zugleich leicht und ganz durchgeistigt diese Kirche? War sie nicht wie ein Abbild der Seele, deren Schöpferdrang sie geformt hatte? Sprach sie nicht von den Stufen des mystischen Lebens, wenn sie aus dem Dunkel durch den Dämmer-schein des Transepts, dem kontemplativen Leben, hinauf-führte zum Chor, zur hellsten Klarheit gottinnigen Seins, weitab vom dunklen Buß- und Leidensweg des licht-losen Mittelschiffes. Und dieser Aufstieg der Seele ward begleitet von den Heerscharen der Engel, der Apostel, Pro-pheten und Gerechten, die alle aufrecht in flammender Glorie zur ewigen Ehre des Kreuzes, das den Boden bildet, dastehen und als eine Ehrenwache der heiligsten Mutter, deren Bild überall aus jeder Höhe in diesem ungeheuren Gotteschrein erstrahlt. Und wie zu ewigem Feiertag streuen die Fenster die edelsteinbunten Lichtblüten ihrer leuchtenden Gärten auf sie hernieder.

An keinem anderen Ort war die Jungfrau so verehrt, so verwöhnt und so alleinige Herrscherin des ihr geweihten Ortes. Das beweist schon folgender Umstand: in allen Kathedralen hat man Könige, Bischöfe oder Heilige in unterirdischen Gräbern bestattet, nur in Notre-Dame von Chartres nicht. Niemals ruhte dort ein Leichnam, nie ward die Basilika zum Gebeinhaus, denn, so erzählt der alte Geschichtsschreiber Rouillard: „Sie hat den Vorrang, als das Lager oder das Bett der heiligen Jungfrau an-gesehen zu werden.“

Sie war also dort zu Hause und thronte im Kreise ihrer Auserwählten. Im Tabernakel einer besonderen Kapelle bewacht sie den heiligen Leib ihres Sohnes, bewacht ihn dort, wie früher das heilige Kind in ihrem Schoße. Ihr

Bildnis kehrt in allen Glasfenstern, in allen Skulpturen wieder, steigt mit den Bildern der Heiligen zu allen höheren Stufen und krönt noch die Säule draußen, um sich den Armsten und Niedrigsten im Bilde des schlichten Weibes zu zeigen, das dem Wind und Regen preisgegeben ist. Ja, sie steigt noch hinab in die unteren Gewölbe und ruht in der Krypta, wo sie zu den Schüchternen und Verzagten redet, die vom Glanze ihrer Herrschaft hier oben sich beängstigt fühlen.

Wie dies Heiligtum, in dem alles die Nähe der heiligen Mutter und ihres süßen und doch mächtigen Kindes atmet, einen herausreißt aus der Wirklichkeit und die Seele erfüllt mit der tiefen Befeligung reiner Schönheit! Und wie groß muß wohl die Liebe der Beiden zur Menschheit sein, daß sie nicht müde werden, an ihren verlassenen Altären auf die Gläubigen zu warten, die nie mehr kommen, setzte Durtal hinzu, indem er sich umsah und bemerkte, daß er der Einzige in dem ungeheuern Heiligtum war. Wenn nicht die frommen Landleute wären, die noch zu manchen Stunden erscheinen, um ihr Bild zu küssen, welche Ode würde hier selbst am Sonntag sein, denn gefüllt ist die Kirche ja überhaupt nie mehr! In die Messe des Morgens um neun Uhr kamen ja wohl die meisten. Und er lächelte, wenn er an den Teil der Kirche dachte, in dem die kleinen Mädchen aus den Nonnenpensionaten saßen und die Schwestern und Bauernfrauen und wie sie, weil man in der Dunkelheit nicht gut sah, kleine Kerzen anzündeten und dann dicht zusammengedrückt zu zweien aus einem Buche lasen.

Diese Vertraulichkeit, diese einfältige Gotteskindschaft, die kein Pariser Küster geduldet hätte, war hier ganz natür-

lich und entsprach so ganz der zwanglosen, wenig zere-
moniellen Frömmigkeit in Chartres.

Bleibt nur noch die Frage, fuhr Durtal bei sich fort und geriet in einen anderen Ideentreis, ob diese Basilika äußerlich unverändert geblieben ist oder ob sie im 13. Jahrhundert mit Malereien versehen war. Manche Kenner behaupten, daß im Mittelalter alle Kirchen innen ausgemalt worden seien. Ist dies wirklich der Fall? Oder, wenn es auch auf die romanischen Kirchen zutrifft, ist es in den gotischen Kirchen ebenso gewesen? Mir ist es gewiß eine angenehmere Vorstellung, daß das Heiligtum von Chartres niemals durch ähnlich geschmacklose Buntschekigkeit entstellt war, wie man sie in Saint-Germain-des-Près in Paris, in Notre-Dame-la-Grande in Poitiers oder in der Kirche Saint-Sauveur zu Brügge zu sehen bekommt. Außerdem paßt die Malerei auch nur, wenn man so will, in sehr kleine Kapellen, aber warum sollte man die Mauern eines Domes bunt malen? Denn dies System der Färbung verengt den Raum, macht die Gewölbe niedriger und die Säulen schwerfälliger. Sie unterbindet sozusagen den Geist der Kirchenschiffe, tötet den geheimnisvollen Schatten der Seitengänge mit ihren banalen Zeichnungen von Ringen, Grequemustern, Kanten und Kreuzen, mit denen sie Pfeiler und Wände bedecken, die erst in zuckerbraun, grasgrün, lavagrau oder ziegelrot, kurz in einer ganzen Skala fader und schmutziger Farben grundiert sind. Nicht zu reden von den fürchterlichen blauen Himmelsgewölben, die mit Sternen besät sind, die wie aus Goldpapier ausgeschnitten und auf den mit Waschbläue gefärbten Grund aufgeklebt aussehen.

Erträglich ist diese Malerei höchstens in der Sainte-

Chapelle, denn sie ist klein, für die Predigt und zur Aufbewahrung von Reliquien bestimmt. Oder noch besser in dieser eigenartigen Kirche zu Brou, die überhaupt nur ein Boudoir ist. Ihre Gewölbe und Pfeiler waren bunt bemalt und vergoldet und der Boden war mit emaillierten Ziegeln bedeckt, wie man noch um die Grabmäler herum deutlich sehen kann. Die Buntheit des Bodens und der Decke paßt da zu der Filigranarbeit der Wände, zu den heraldischen Fenstern und durchsichtigen Scheiben, zu dem Überfluß an krausem Bildwerk der wappengeschmückten Steine, an Ranken, Blumen, Devisen und Initialen, Bußstricken des Franziskus und künstlichem Geflecht. Die schöne Schminke verbindet sich wohl mit den weißen Alabasteraltären und schwarzen Marmorgrüften, den ausgezackten Türmchen mit Kreuzblumen wie aus krausen Kohlblättern. Hier kann man sich wohl die bemalten Säulen und Predigtstühle vorstellen mit ihrer goldenen Überzug, hier gehört es zur Harmonie des Ganzen, zu der gesamten Schmuckkästchenausstattung, die mehr in das Gebiet der Goldschmiedekunst gehört, als in das der Architektur.

Dieser Bau zu Brou war das letzte Denkmal mittelalterlicher Kunst, der letzte Lichtstrahl der untergehenden göttlichen Baukunst, die sich nicht länger im Kampfe gegen das wiederkehrende Heidentum, gegen die machtvoll hervorbrechende Renaissance halten konnte. Die Zeit der großen Dome hatte sich ausgegeben mit dieser entzückenden Frühgeburt, die ein Meisterwerk in ihrer Art bedeutet. Das Meisterwerk der Niedlichkeit, der gekünstelten Gefälligkeit. Aus ihm sprach schon die zerstreute, flatterhafte Seele des 16. Jahrhunderts. Das allzuhelle Heiligtum vermochte nicht die zerstreute Seele zu sammeln. Mit ihrer Malerei

und Vergoldung, ihren zierlichen Kapellen und ihren Kaminen war sie so recht der Aufenthalt der verwöhnten Fürstin Margarete von Oesterreich, die hier zwischen parfümierten Seidentissen, Zuckerwerk, Juwelen und Hunden die Messe hörte. Brou ist der Salon einer Weltkönigin, nicht das Gotteshaus für alle. Diese köstlichen Schnurpfeifereien, diese Empore, die wie ein zarter Spitzenvorhang durchbrochen und ausgearbeitet ist, verlangen geradezu nach einer raffinierten farbigen Unterstreichung, die alles noch weiblicher macht und so gut zu der Eleganz der Stifterin, der Prinzessin Margarete paßt, wie überhaupt das ganze Gebäude weit mehr zu ihrem Ruhme, als zur Ehre der Jungfrau errichtet scheint.

Und trotz alledem ist es noch fraglich, ob auch die Wände und Säulen in Brou alle bemalt waren. Das Gegenteil scheint der Fall zu sein. Und wenn auch hier eine Bemalung nicht unpassend gewesen wäre in diesem seltsamen Heiligtum, so wäre sie es gewiß in Chartres gewesen. Denn die einzige Farbe, die hierher paßt, ist das tiefe, vor Alter glänzend gewordene silbrige Grau und ein blonder Ton, der ins rötliche spielt, der feine farbige Überzug, den mit den Jahren die Niederschläge der ewigen Weihrauchwolken und der brennenden Wachskerzen bilden.

Seine stillen Betrachtungen schloß Durtal wie immer mit einer Beziehung auf sich und dachte fast bedauernd: wer weiß, ob ich nicht eines Tages große Sehnsucht nach dieser Kirche und nach den süßen Träumereien, die sie erweckt, empfinden werde. Ich werde nie mehr das Glück dieser stillen Gänge, dieser eingehenden Betrachtungen genießen, wenn ich erst der klösterlichen Disziplin unterworfen bin, wenn ich mich erst hinter Klostermauern begraben habe.

Wer weiß, ob mir nicht in der Stille der Zelle das Geschrei dieser Dohlen fehlen wird, dachte er weiter und sah lächelnd auf die Schwärme dieser Vögel, die in den Thürmen nisteten. Die Sage erzählt, daß seit der Feuersbrunst von 1836 die Tiere jeden Abend um die Stunde, da das Feuer um sich griff, davonflogen, um in einem nahen Walde zu übernachten und erst am Morgen zurückkehren.

Die Legende war ebenso töricht wie eine andere, die sich die Weiber der Stadt erzählten. Es solle am Charfreitag aus einem Stein, der hinter dem Altar mit schwarzem Mörtel eingefügt sei, Blut kommen, wenn man darauf speie.

Doch eben trat Frau Bavoil auf ihn zu.

„Ja, mein Freund, ich bin's. Ich mußte einige Besorgungen für den Vater machen und eile jetzt, um schnell vor dem Abendessen zurückzukommen. Und was fangen Sie an? Haben Sie schon gepackt?“

„Weshalb?“

„Run, ich denke, Sie wollen ins Kloster!“ rief sie lachend aus.

„Machen Sie sich nur über mich lustig!“ lachte nun auch Durtal. „Ich möchte Sie mal sehen an meiner Stelle. Wenn es sich darum handelt, sich wie ein Soldat allen Übungen der frommen Kompanie zu unterwerfen, wie ein armer Musketier zu leben, dessen Bewegungen vorgeschrieben sind und dessen Hände, wenn auch nicht an der Hosennaht, so doch unter dem Skapulier verborgen liegen müssen.“

„Und so weiter,“ spottete die Haushälterin, „ich sage es ja immer, Sie schwärmen mit dem lieben Gott, Sie wollen mit ihm handeln!...“

„Nun, es ist doch besser, wenn man einen solchen Schritt unternimmt, daß man vorher das Für und Wider erwägt. In diesem Fall ist doch ein gewisses Abwägen wohl gestattet.“

Sie zuckte nur mit den Schultern. Auf ihren Zügen lag eine solche Ruhe, und aus dem feuchten schwarzen Spiegel ihrer Augen sprühte ein solches Feuer, daß Durtal ganz ergriffen wurde und von neuem die Kühnheit und Reine der Seele bewunderte, die aus den klaren Blicken ihrer Augen sprach.

„Wie glücklich müssen Sie sein!“ rief er aus.

Da senkte sich ein Schleier über die Augensterne.

„Beneiden Sie niemanden, lieber Freund, denn jeder hat seine Versuchungen und seine Nöthe.“

Und nachdem sie gegangen war, dachte Durtal auf dem Heimweg an die Mißgeschicke, von denen sie ihm erzählt hatte, an die Zwiesprachen, die sie mit dem Himmel gehalten und die nun aufgehört hatten, an die entschwundenen Visionen, an den jähen Absturz ihrer Seele, die schon über den Wolken geschwebt hatte. Wie sehr mußte sie darunter leiden!

Aber das ist gleich, sagte er, im Dienste Gottes ist man eben nicht stets auf Rosen gebettet! Wenn man nur das Leben der Heiligen ansieht, die mit den schrecklichsten Krankheiten, den schwersten Heimsuchungen beladen waren! Sie ist kein Kinderspiel, die Heiligkeit auf Erden, das ganze Leben ist kein Kinderspiel! Den Heiligen entsprangen allerdings schon hier auf Erden aus dem Übermaß der Leiden nur die Quellen äußerster Glückes. Aber für die andere Christenheit, für den elenden Ausschuß der Menschheit, wieviel bloße Leiden, welch nackter Jammer! Ihm

wird aus dem ewigen Schweigen keine Antwort auf seine lange Frage. Er wartet und keiner kommt. Der Unbeschreibliche, Unbegreifliche und Unfaßbare, vor dem all unsere Vernunft zwecklos ist, wie soll die arme Seele ihn fassen? Wie sollte sie sich nicht verirren und nicht straucheln? Und dennoch . . ., dennoch . . ., die Übel, die uns umgeben, sind nicht ganz undurchdringlich. Zuweilen hellen sie sich auf und lassen uns einige Wahrheit erkennen.

So diese: Gott handelt mit uns wie mit Pflanzen. Er ist gewissermaßen das Jahr der Seele, aber ein Jahr, in dem die Jahreszeiten umgekehrt folgen, denn die geistigen Jahreszeiten beginnen mit dem Frühling, dem der Winter folgt und der Herbst, der den Sommer bringt. Im Augenblick der Bekehrung ist es Frühling und Christus legt in die offenen Furchen der Seele seinen Samen. Dann folgen Dunkelheit und Kälte und die gemarterte Seele glaubt sich verlassen und klagt. Sie fühlt nicht, wie unter den Prüfungen dieser Reinigungszeit des Lebens der Same unter dem Schnee aufgeht. Er wächst unter der stillen Betrachtung des Herbstes und blüht dann in dem gottgeeeinten Leben des Sommers.

Aber jeder muß selbst der Gärtner seiner eigenen Seele sein, jeder muß auf die innere Stimme des Herrn horchen, der seiner Arbeit die Richtung angibt. Ach, wir sind nicht mehr die demütigen Arbeiter des Herrn wie im Mittelalter. Wir arbeiten nicht mehr zum Lobe Gottes und unterwerfen uns ohne Murren seinen Befehlen. Unser Glaubensmangel hat seinen Geboten die Gesetzeskraft genommen und dem Gebet die allheilende Wirkung. Seitdem erscheint uns alles ungerecht und beschwerlich, wir hadern und wollen Verträge, wir wollen im voraus für unsere

Arbeit bezahlt werden, so niedrig hat unser Mißtrauen uns gemacht. O Herr! schenke uns wieder die Gnade des Gebets, das nicht auf Lohn siehet, schenke uns die Gnade, zu gehorchen, ohne zu fragen!

Und ich füge noch hinzu, fuhr Durtal still lächelnd fort, als mit dem Glockenschlage die Thür aufging und Frau Mesural eintrat, laß mich das Summen dieser Fliege nicht ungeduldig machen, hilf mir, daß ich mich nicht ärgere über die ewigen Reden dieser guten Frau.

6.

Welcher Rakenfraß, welch trübe Brühe ist doch diese Menagerie des Guten und Bösen! rief Durtal, indem er den Federhalter hinwarf.

Er hatte sich seit dem Morgen zu einer Arbeit über die symbolische Bedeutung der Tierwelt im Mittelalter gezwungen. Dieser Gegenstand war ihm zuerst neuartiger und einfacher, weniger weitläufig zu behandeln erschienen, wie der zuerst beabsichtigte Aufsatz über die deutschen Primitiven. Aber jetzt saß er ganz entsezt vor diesem Haufen von Büchern und Scharteken und vergebens fast suchte er einen bestimmten Leitgedanken aus dieser Wirrsal widersprechender Ansichten und Meinungen herauszufinden.

Ich will der Ordnung nach vorgehen, sagte er sich, soweit dies bei einem solch verwirrten Material möglich ist.

Das Mittelalter hatte einen ganzen Tierpark heidnischer Bestien. Es kannte die Satyrn, die Faune, die Sphynxe, kannte Harpyen, Zentauren, die Hydra, die Sirenen und Zwerge, und alle waren ihm nur verschiedene Spielarten des bösen Geistes. Wie die Vorstellung von ihnen entstanden,

wissen wir, und daß sie aus früheren Zeiten übernommen worden sind. Aber nicht die Mythologie ist die eigentliche Quelle der mystischen Zoologie, sondern die Bibel, die die Tiere in reine und unreine Tiere trennt, sie immer gebraucht, um die Tugenden oder Laster in ihnen zu verkörpern, gewisse Arten zum Sinnbild Gottes, andere zu dem des Satans macht.

Von dieser Tatsache ausgehend, müssen wir zuerst bemerken, daß die frommen Schriftsteller die Tiere von den Bestien unterscheiden, daß sie unter diesen die wilden Tiere verstehen und unter jenen die sanfteren Rassen der Haustiere.

Ferner ist beachtenswert, daß die Ornithologen der Kirche die Vögel meistens als die Gerechten ansahen; daß aber auf der anderen Seite Boëtius, den auch die Autoren des Mittelalters sehr häufig zitieren, ihnen große Unzuverlässigkeit zuschreibt, und daß der heilige Meliton sie gar zu den Sotiasen Christi, des Teufels und des jüdischen Volkes macht. Hören wir schließlich von Richard de Saint-Victor, daß er in den Vögeln das Symbol des inneren geistigen Lebens sieht, wie er in den Vierfüßlern das Bild des materiellen Lebens erblickt . . . so sind wir am Ende nicht weiter gekommen, als wir am Anfang waren! murmelte Durtal.

Auf diesem Wege geht es also nicht. Man müßte eine andere, engere und klarere Einteilung vornehmen.

Die naturwissenschaftliche Einteilung wäre hier unzutreffend, denn Zweifüßler und Reptile sind im symbolistischen Repertoire oft gleicher Art. Einfacher wäre es schon, die ganze religiöse Tierwelt in zwei Klassen zu teilen, in wirkliche Tiere und Fabeltiere, und damit hätten

wir zwei Kategorien, in die wir jedes Tier einreihen können.

Um die Sache noch klarer zu machen und auch deutlich hervorzuheben, welche Wichtigkeit die katholische Mythographie gewissen Familien beilegt, müßte man eine Rangliste der Tiere machen, die Gott, die Jungfrau oder den Teufel verkörpern. Man müßte sehen, wie weit diese Einteilung mit den Kommentatoren übereinstimmt und auch gleich die auslesen, die von den Evangelisten bestätigt werden und zur Bildung des Tetramorphen dienen.

Und nachdem wir so die Aristokratie genau studiert haben, können wir dann zu den geringeren Familien übergehen und zu ihrer symbolischen Bedeutung.

Die Tierarten, die Gott selbst verkörpert, sind sehr zahlreich. Die heiligen Schriften wimmeln von Tieren, die den Heiland versinnbilden. David spricht von ihm, als dem Pelikan in der Einsamkeit, als der Eule im Nest, als dem einzigen Sperling auf dem Dach, als der Taube, als dem zornigen Hirsch. Die Psalmen geben eine Sammlung ähnlicher Eigenschaften und Namen.

Der heilige Isidor von Sevilla vergleicht Christus mit dem Lamm, wegen seiner Unschuld. Auch mit dem Widder, weil er die Herde anführt, ja sogar mit dem Bock, weil der Erlöser die sündenbeladene Form unseres Menschenleibes annahm.

Andere wieder zeichnen ihn im Bilde des Ochsen, des Schafes und des Kalbes als Opfertier; noch andere in den Tieren, die die Elemente verkörpern: dem Löwen, dem Adler, dem Delphin und dem Salamander, den Königen der Erde, der Luft, des Wassers und des Feuers. Sanct Méliton nennt ihn Reh und Damhirsch, ja vergleicht

ihn der Gemse, obwohl er dieselbe Tier an anderer Stelle als Sinnbild äußerlicher Frömmigkeit bezeichnet. Sanct Eucherius vergleicht ihn dem Scarabäus, Rabanus Maurus der Biene, die von anderen wieder als Sinnbild des verdammten Sünders verwendet wird. Bleibt noch der Vergleich mit dem Phönix und dem Hahn, wegen seiner Auferstehung, und mit dem Rhinoceros und dem Büffel, wegen seines Zornes und seiner Stärke.

Die Sinnbilder der Jungfrau sind nicht so zahlreich. Die heilige Maria kann unter allen Tieren verehrt werden, die rein und sanft sind. In seinen „Mösterlichen Unterscheidungen“ vergleicht der anonyme englische Autor sie derselben Biene, die der Erzbischof von Mainz so schlimm behandelt. Am häufigsten aber wird sie mit der Taube verglichen, dem Vogel, der die kirchlichen Schriftsteller am meisten beschäftigt hat.

Alle Mystiker sehen in der Taube das Bild der Jungfrau und des heiligen Geistes. Nach der heiligen Mechthildis meint sie die Einfalt des Herzens Jesu. Nach Amalat Fortunaire und Yves de Chartres bezeichnet sie die Prediger und das tätige religiöse Leben, — im Gegensatz zur Turteltaube, die das beschauliche Leben verkörpert — denn sie lebt und wirkt in der Gemeinschaft, während die Turteltaube sich in einsamer Beschaulichkeit vergnügt.

Für Bruno von Asti ist die Taube das Sinnbild der Geduld und ein Gleichnis der Propheten.

Ins Uferlose aber dehnt sich die höllische Tierwelt aus und alle Fabelwesen gehören mit hinein. Zu den wirklichen bösen Tieren gehören die Schlange des Alten Testaments, der Skorpion und der Wolf, von denen Christus selbst spricht, der Leopard, den der heilige Sanct Meliton als

Abbild des Antichrist anfieht. Der Tiger, dessen Weibchen die Sünde des Hochmuts verkörpert, die Hyäne, der Schakal, der Bär und der Eber, der in dem Psalm den Weinberg des Herrn zerstört. Nach Peter von Capua bedeutet der Fuchs den falschen Verführer, den Unterhändler des Unglaubens nach Rabanus Maurus. Dann kommen noch die Säue, die Kröte, als Gefäß des Übels, der Bock als Bild des Satans, der Hund, die Raze und der Esel, alles Tiere, in die der Teufel nach den Teufelsaustreibungen des Mittelalters sich verwandeln kann. Den Blutegel verdächtigt der Anonymus von Clairvaux. Der Rabe, der die Arche verließ und nicht zurückkehrte, bezeichnet das Übel, die Taube, die zurückkehrt, die Tugend, sagt der heilige Ambrosius. Nach ihm stiehlt und brütet das Rebhuhn Eier, die es nicht selbst gelegt hat und gilt auch als dämonisch.

Wenn man Theobald Glauben schenkt, ist auch die Spinne ein Abbild des Bösen. Denn sie fürchtet die Sonne wie der Teufel die Kirche, sie spinnt ihr Netz lieber nachts als am Tage; so überfällt Satan den Gerechten im Schlase, wenn er wehrlos ist.

Doch der Fürst der Finsternis wird auch im Löwen und im Adler dargestellt, die also eine zwiefache Bedeutung haben können.

Dies kommt ja auch in der Symbolik der Farben und Blumen vor, dachte Durtal, überall finden wir die entgegengesetzte doppelte Bedeutung. Diese Zweideutigkeit zieht sich durch die ganze Wissenschaft der Hieroglyphen hin, ausgenommen allein im Gebiet der Edelsteine.

So ist der Löwe bei der heiligen Hildegard, „das Abbild des Eifers Gottes“, während er bei Hugues de Saint-Victor die Grausamkeit bedeutet. Nach dem Text der

Psalmen meint er Luzifer selbst. Denn er ist der Löwe, der die Seele überfällt und zerreißt. David stellt ihn neben den Drachen, der unter die Füße getreten werden muß, und in seinem ersten Kapitel nennt Petrus den Satan einen brüllenden Löwen, der suchet, wen er verschlinge.

Ebenso ist es mit dem Adler, den Hugo de Saint-Victor das Abbild des Hochmuts nennt. Während Bruno von Asti, Sanct Isidor und der heilige Anselm ihn dem Erlöser vergleichen, dem Menschenfischer, der aus der Höhe des Himmels herniederfährt, um die Seele aus der Flut der Sünde zu ziehen, wird er von den Leviten und im Deuteronomium unter den unreinen Tieren genannt, als ein Abbild des Teufels, der die Seelen raubt, um sie zu vernichten.

So sind denn alle wilden Tiere, die Raubvögel und Reptilien, Inkarnationen des Bösen.

Wenden wir uns nun der Viergestalt der Evangelisten zu. Matthäus, der die Geschichte der Menschwerdung Gottes, den ganzen Stammbaum Christi bringt, hat als Zeichen den Menschen.

Markus, der sich hauptsächlich mit der Wundertätigkeit des Gottessohnes beschäftigt, der weniger die Lehre als die Wunder und die Auferstehung beschreibt, hat als Attribut den Löwen.

Lukas, der die Tugenden Christi schildert, seine Sanftmut, Geduld und Barmherzigkeit und besonders eingehend seinen Opfertod behandelt, erhielt zum Wappentier den Ochsen.

Und Johannes, der vor allen anderen die göttliche Lehre predigt, hat den Adler als symbolisches Tier.

Und die Bedeutung des Ochsen, des Löwen und des

Ablers entspricht ganz den persönlichen Absichten der Evangelisten.

Der Löwe, der die Allmacht verkörpert, ist auch ein Gleichnis der Auferstehung.

Alle Psychologen der älteren Zeit glauben an die Legende, daß der neugeborene Löwe drei Tage leblos bleibe, bis er am vierten Tage vom Gebrüll seines Vaters erwache und dann mit einem Satz aus der Höhle sozusagen ins Leben springe. So auch tritt Christus nach drei Tagen beim Ruf des Vaters aus dem Grabe hervor.

Auch bestand der Glaube, daß der Löwe mit offenen Augen schlafe und er wurde deshalb das Sinnbild der Wachsamkeit. Der heilige Hilarius und der heilige Augustinus sahen in dieser Art zu ruhen, eine Anspielung auf die göttliche Natur, die nicht im Grabe starb, während der Menschenleib des Erlösers den wirklichen Tod erlitt.

Da man auch als erwiesen ansah, daß dieses Tier die Spuren seiner Füße im Wüstensand mit seinem Schwanz verwische, dachten Rabanus Maurus, Sanct Epiphanius und der heilige Isidor, daß dies auf den Heiland wies, der auch seine göttliche Natur durch seinen Menschenleib verhüllt und verborgen habe.

Es ist also nicht so einfach mit dem Löwen, stöhnte Durtal. Gottseidank ist der Dohse etwas bescheidener. Er ist die Macht und die Demut. Er vereinigt nach Paulus den Priester und das Opfertier. Bedeutet nach Rabanus Maurus den Prediger, den Bischof nach Petrus Cantor, weil dieser Priester mit der Mitra bekleidet ist, deren zwei Ecken an die Hörner des Dohsen erinnern, und weil er sich dieser Hörner, die die beiden Testamente bedeuten, bedient, um die Ungläubigen niederzuwerfen. Aber neben diesen Aus-

legungen, die mehr oder weniger spitzfindig sind, bedeutet der Dohse doch vor allem das Opfertier.

Vom Adler haben wir schon gesagt, daß er Christus versinnbilde, der sich auf die Seelen stürzt, um sie zu erretten, aber auch noch andere Auslegungen finden wir beim heiligen Isidor und bei Vincent de Beauvais. Nach ihnen trägt der Adler, der seine Jungen prüfen will, sie auf seinen Fittigen hoch in die Sonne und zwingt sie, mit den eben geöffnerten Augen in den blendenden Strahl des Tagesgestirns zu schauen. Erträgt er den Anblick dieses zehrenden Glanzes nicht, so wird der junge Adler von seinem Vater verworfen und in den Abgrund gestürzt. So verwirft Gott die Seele, die nicht in liebevoller Betrachtung den Blick auf ihn gerichtet hält.

Auch er ist ein Symbol der Auferstehung, und die heiligen Epiphaniaß und Isidor erklären das folgendermaßen:

Wenn der Adler fühlt, daß er alt wird, fliegt er so nahe zur Sonne hinauf, daß seine Flügel versengt werden. Von den Flammen neu belebt, taucht er nieder in das Wasser einer Quelle, badet sich dreimal und erhebt sich dann verjüngt. Sagt nicht schon der Psalmist: Deine Jugend wird erneut, wie die des Adlers! Und zum Schluß gibt es noch die Auslegung der heiligen Magdalena von Pazzis, die in ihm das Bild des Glaubens sieht, der sich auf die Menschenliebe stützt.

Das sind alle die Dokumente, die ich in meinem Artikel verwerten muß, seufzte Durtal, indem er die Notizen ordnete.

Sehen wir uns jetzt einmal die chimärische Tierwelt des Orients an, deren Bilder durch die Kreuzzüge nach Europa

gebracht und dort durch die Phantasie der Illustratoren der Meßbücher noch verwandelt und entstellt wurden.

Vor allem den Drachen, der sich schon durch die ältesten Bücher der Bibel windet.

Durtal erhob sich und nahm aus seiner Bibliothek die „Tetralogischen Traditionen“ von Berger de Livrey. Dies Buch enthielt lange Auszüge aus dem Alexanderroman, der die Freude der großen Kinder des Mittelalters gebildet hatte.

„Die Drachen“, so wird darin erzählt, „sind größer und länger als alle anderen Schlangen. . . . Sie flogen in der Luft, die von ihrem greulichen Gifthauch getrübt wird. Ihr giftiger Atem ist so gefährlich, daß jedem Menschen, der von ihm getroffen wird, die Haut in großen Fetzen verbrannt vom Leibe fällt, als wenn er gesiedet worden wäre.“ Und ein anderer Schriftsteller sagt: „Das Meer schwillt an von ihrem Gift.“

Diese Ungeheuer haben einen zackigen Kamm, spitze Krallen, einen Rachen, der pfeift, und sind fast unüberwindlich. Albert der Große behauptet aber nichtsdestoweniger, daß die Beschwörer, die sie überwältigen wollen, laut auf eine Trommel schlagen. Die Drachen glauben, das sei der Donner, den sie sehr gern hören und lassen sich so leicht fangen.

Der Feind dieses geflügelten Reptils ist der Elefant, dem es manchmal gelingt, den Drachen zu töten, indem er sich mit seinem ganzen Gewicht auf ihn wirft. Öfter aber wird er vom Drachen besiegt, der gern sein Blut trinkt, dessen Kühle die kochende Hitze seines Giftes vermindert.

Nach diesem Ungeheuer kommt der Greif, der halb Bierfüßler, halb Vogel ist, denn er hat den Leib des Löwen,

aber den Kopf und die Fänge des Adlers. Dann der Basilisk, der als der König der Schlangen angesehen wird; er ist vier Fuß lang und hat einen baumlangen Schweif mit weißen Flecken. Er hat einen Schopf wie eine Krone, seine Stimme ist durchdringend und sein Blick lähmt, ein Blick, von dem der Alexander-Roman sagt, daß er „so durchbohrend sei, daß er gefährlicher wirke, als alle anderen giftigen Tiere, schlimmer als Pestilenz und Tod. Und sein stinkender Hauch ist nicht weniger zu fürchten, denn „sein Atem vergiftet alle Dinge, und wenn er sterbend ihn zum letzten Mal aushaucht, verbreitet er einen solchen Pestgeruch, daß alle Tiere entfliehen.“

Sein schlimmster Gegner ist das Wiesel, das ihn erwürgt, obwohl es ein Tierlein, klein wie eine Ratte sein soll. „So hat Gott für jedes Übel ein Heilmittel geschaffen“, bemerkt der fromme Autor des Mittelalters.

Und warum gerade das Wiesel? Darüber ist nichts vermerkt. Wurde dies Tier, das unseren Vätern einen solch großen Dienst leistete, wenigstens dafür geehrt? Keineswegs.

Es wird im Gegenteil als Bild der Falschheit und Verderbtheit angesehen und wird der verachteten Klasse der Possenreißer zugesellt. Auch wurde dieses Raubtier, dem man nachsagte, daß es durch den Mund empfangen und durch das Ohr gebäre, schon in der Bibel zu den unrcinen Tieren gerechnet.

Diese fromme Zoologie scheint sich selbst zu widersprechen, die gleiche Abneigung gegen diese beiden, sich bekämpfenden Tiere müßte denn nichts anderes sagen, als daß der Teufel sich selbst auffrisßt.

Wir kommen nun zum Vogel Phönix, einem Vogel

mit sehr schönem Gefieder, der aussieht, wie ein Pfau; er lebt in der Einsamkeit und nährt sich von den Samen der Esche. Er trägt einen Panzer von Purpur und Gold und weil man von ihm sagt, daß er aus seiner Asche wieder auferstehe, wird er stets als Sinnbild der Auferstehung Christi gebraucht.

Und dann kommen wir zu einer der seltsamsten Erfindungen der mystischen Naturgeschichte zum Einhorn.

„Es ist ein sehr grausames Tier, mit großem und schwerem Körper und einem Pferde ähnlich, sein einziges langes und starkes Horn ist so spitz und hart, daß es damit alles durchdringen kann. . . Wenn man es fangen will, so muß man eine reine Jungfrau hinsenden, und es wird sich in ihren Schoß legen, ohne ihr ein Leid zu tun und einschlafen. Dann können die Jäger kommen und es leicht töten. . . Ist das Mädchen aber nicht mehr jungfräulich, wird das Einhorn nicht bei ihr schlafen, sondern das verdorbene Mädchen, das seine Jungferschaft dahingegeben, töten.“

Daher kommt es denn, daß das Einhorn immer in Beziehung zur Keuschheit gebracht wird. Die gleiche Bedeutung legt man einem ebenso merkwürdigen Tiere bei, von dem uns der heilige Isidor erzählt: dem Porphirion.

Dieses besitzt einen Rebhuhnfuß und einen Gänsefuß. Seine Besonderheit liegt in der Eigenschaft, über jeden Ehebruch zu weinen und seinen Herrn so sehr zu lieben, daß er vor Mitleid an dessen Brust stirbt, wenn er von seiner Frau betrogen wird. Leider ist seine Rasse gänzlich ausgestorben.

Nun bleiben nur noch einige Fabelwesen, murmelte Durtal, indem er in seinen Papieren blätterte.

Da war noch die Wiver, eine Art Melusine, halb Weib

und halb Schlange, von der der heilige Ambrosius versichert, daß sie ein sehr grausames tödtliches Tier sei und ganz ohne Mitleid. Dann der Manicorne, der das Antlitz eines Mannes hat, schiefe Augen, eine blutrote Löwenmähne und den Schwanz des Skorpions. Er fliegt wie der Adler und seine Eier nach Menschenfleisch ist unersättlich. Weiter der Leoncrotte, eine Kreuzung der männlichen Hyäne und der Löwin, er besitzt den Leib des Esels, die Beine des Hirschen, die Brust eines reißenden Tieres und das Haupt eines Kamels mit fürchterlichen Zähnen. Weiter der Tharaude, der nach Hugues de Saint-Victor die Gestalt des Ochsen, das Profil des Hirschen und das Fell des Bären aufweist und wie das Chamäleon die Farbe wechselt. Und schließlich noch der Meermönch, der seltsamste von allen, denn Vincent de Beauvais sagt von ihm, er habe die Brust mit Schuppen bedeckt, an Stelle der Arme habe er Flossen, an denen sich scharfe Krallen befinden. Sein Mönchshaupt mit der Tonsur läuft in ein Karpfenmaul aus.

Das Bestiarium hat noch manche andere erfunden, zum Beispiel die Wasserspeier, diese Halbnaturen, die darstellen sollen, wie das Heiligtum die Laster ausspeit und die dem Vorübergehenden, der sieht, wie die Wasserrinnen sich durch ihre weiten Mäuler entleeren, klar machen sollen, daß es außerhalb der Kirche nur Ausgeburten des bösen Geistes und Lebensunrat gibt.

Dies genügt mir vorläufig, sagte Durtal, indem er sich eine Zigarette anzündete. Außerdem ist diese ganze Menagerie vom symbolischen Standpunkt aus nicht sehr interessant, denn alle diese Ungetüme sollen schließlich nur Darstellungen des Satans sein.

Er sah nach der Uhr. Da bleibt mir ja noch vor dem Mittagessen Zeit, die wirklichen Tiere durchzugehen, rief er, und nahm die Liste der Vögel zur Hand. Der Hahn bedeutet das Gebet, den Glaubenseifer, den Prediger und die Auferstehung, denn er steht am frühen Morgen zuerst auf. Der Pfau ist einem alten Autor zufolge mit einer Teufelsstimme und einem Engelschwanz ausgestattet, und damit eigentlich in sich selbst ein Widerspruch. Er drückt nach dem heiligen Antonius von Padua die Hoffart und die Unsterblichkeit aus und auch die Wachsamkeit, wegen der vielen Augen auf seinem Schweif. Der Pelikan ist das Bild der Kontemplation und der barmherzigen Liebe nach der heiligen Magdalena von Pazzis. Der Sperling bedeutet büßende Einsamkeit, die Schwalbe die Sünde. Nach Rabanus Maurus meint der Schwan die Hoffart, nach Thomas de Catimpré die Wachsamkeit und Weltabgewandtheit. Die heilige Mechthilde sieht in der Nachtigall die liebeerfüllte Seele und in der Lerche den Menschen, der seine guten Werke freudig verrichtet; in den Fenstern der Kathedrale von Bourges ist durch die Lerche die christliche Barmherzigkeit gegen die Kranken dargestellt.

Andere Tiere sind von Hugo de Saint-Victor ausgelegt. Nach ihm bedeutet der Geier die Trägheit, der Weib die Habsucht, der Rabe verkörpert die Verleumdung, der Kauz den Lebensüberdruß und die Eule die Unwissenheit. Die Krähe ist das Bild der Schwachhaftigkeit, der Wiedehopf meint die Unreinlichkeit und den üblen Ruf.

Das ist ja wieder alles höchst unklar, seufzte Durtal, und ich fürchte, daß es bei den Säugetieren und den übrigen nicht besser sein wird.

Er überflog einige Blätter. Den Ochsen, das Schaf und

das Lamm haben wir ja schon behandelt. Das Schaf ist das Prototyp der Sanftmut und Schüchternheit und der heilige Pacôme sieht in ihm das Bild des frommen und gewissenhaften Mönchs, der seine Brüder liebt und ihnen dient. Sanct Méliton legt dem Strauß die Bedeutung der Heuchelei bei, die der zeitlichen Macht dem Rhinoceros, und die der menschlichen Nichtigkeit der Spinne.

Die Klasse der Krustaceen streifen wir nur und bemerken, daß den Krebsen der Unglaube zugesellt wird, weil sie rückwärts gehen und sich vom Guten immer weiter entfernen. Unter den Fischen ist der Walfisch das Sinnbild des Grabes wie schon Jonas, den er nach drei Tagen wieder ausgespieen hat, ein Gleichnis des auferstandenen Christus ist. Unter den Nagern ist der Biber das Urbild christlicher Umsicht, denn, so sagt die Legende von ihm, wenn er vom Jäger verfolgt wird, reißt er sich mit den Zähnen den Beutel aus, in dem sich das Kastoröl befindet, das er dann dem Feinde entgegenspricht. Deshalb zieht man ihn auch für den Satz der heiligen Schrift heran, der sagt, daß man besser das Glied, das und ärgert, abhauen solle, als daß man Schaden nehme an seiner Seele. So kommen wir endlich zu den wilden Tieren, bei denen wir etwas länger verweilen müssen.

Nach Hugo de Saint-Victor ist der Wolf das Symbol des Geizes und der Fuchs das der Schurkerei. Adamantius sieht im Eber die blinde Wut und im Leoparden den Zorn und die freche Hinterlist. Die Hyäne, die ihr Geschlecht wechselt und die Stimme des Menschen täuschend nachahmt, ist die lebendige Formel für die Heuchelei und der Panther ist wegen seines schönen gefleckten Felles ein Bild des vergänglichen Ruhmes.

Beim Stier, Bison und Büffel brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten, sie alle verkörpern die rohe Kraft und den Stolz. Bock und Schwein sind Gefäße der Geilheit und der bösen Lust.

Sie teilen dieses Vorrecht mit der Kröte, dem ekelhaften Tier, dessen Körperform der Teufel oft entleiht, wenn er den Heiligen erscheint, was auch die heilige Theresese bestätigt. Der arme Frosch steht in demselben üblen Ruf, nur weil er ihr gleicht.

In besserem Ansehen steht der Hirsch. Er ist nach den Heiligen Hieronymus und Cassiodor das Vorbild des Christen, der sich durch das Sakrament der Buße oder durch Abtötungen von der Sünde befreit. In den Psalmen ist er sowohl das Abbild Gottes, als auch des Heiden, der nach der Taufe verlangt. Die Legende legt ihm auch einen tiefen Haß gegen die Schlange oder den Satan bei. Er greift sie an, wo er kann und verschlingt sie, muß aber sterben, wenn er nicht wenigstens drei Stunden danach Wasser trinkt. So rennt er denn nach solchem Mahle durch den Wald und sucht eine Quelle und wenn er sich an ihr erfrischt hat, verjüngt er sich um mehrere Jahre. Dem Reh wird oft der böse Blick beigelegt und man verwechselt es zuweilen mit dem Bock. Aber meistens bezeichnet es den Geliebten, ein Vergleich, den auch die Braut im Hohenliede gebraucht. Der Igel, der sich in seinem Loch verbirgt, ist nach Sankt Meliton wie der Sünder, wie der Büßer nach Peter von Capua. Das Pferd ist nach Petrus Cantor und Adamantius ein Wesen voll Eitelkeit und Anmaßung, im Gegensatz zum Ochsen, der ganz Würde und Einfachheit ist. Um nicht die Widersprüche zu unterschlagen, die über diesen Punkt bestehen, müssen wir bemerken, daß

für den heiligen Eucherius das Pferd zum Heiligen gehört und das der Anonymus von Clairvaur den Teufel selbst mit dem Dhsen vergleicht. Dem armen Esel ergeht es gar schlecht, wenn ihn Hugo de Saint-Victor mit der Dummheit, der heilige Gregor mit der Faulheit belegt. Peter von Capua bezichtigt ihn gar der Geilheit. Nur Méliton gesellt ihn wegen seiner Niedrigkeit und Demut zu Christus, und die Eregeten machen aus dem Esel, auf dem Jesus am Palmsonntag ritt, ein Bild des Heidentums und aus der Eselin, die ihn abwarf, das Bild des jüdischen Volkes.

Zwei andere Haustiere, die der Mensch sehr schätzt, der Hund und die Katze, werden auch von den Mystikern fast überall schlecht beurteilt. Der Hund ist ein Bild der Sünde, sagt Petrus Cantor und der Streitsucht, fügt Hugo de Saint-Victor hinzu, und der Niedrigkeit, denn er frisst seinen eigenen Kot. Auch verkörpert er die Verdammten der Apokalypse, die aus dem himmlischen Jerusalem ausgestoßen werden. Méliton vergleicht ihn dem Abtrünnigen, nach dem heiligen Pacôme gleicht er dem habgierigen Mönche, nur Rabanus Maurus hebt ihn ein wenig über diese Verdächtigungen empor und nennt ihn das Symbol der Reichthiger.

Die Katze kommt in der Bibel nur einmal, im Buche Baruch vor und wird ohne Ausnahme von allen frommen Zoologen der alten Zeit verdammt. Sie ist stets das Sinnbild der Falschheit und Hinterlist, man wirft ihr sogar vor, daß sie dem Teufel ihr Fell verkaufe, damit er in ihrer Gestalt den Zauberern erscheinen könne.

Durtal las einige Blätter weiter, daß der Hase die Furcht und Schüchternheit darstelle und die Schnecke die Faulheit. Adamantius schreibt dem Affen Leichtsinns und Spott:

lust zu. Peter von Capua und der Anonymus von Clairvaur versichern, daß die Eidechse, die aus den Mauern emporlauscht und sich in ihren Fugen verbirgt, ebenso wie die Schlange ein Sinnbild des Bösen sei. Die Undankbarkeit der Viper hat Christus selbst betont, als er das Volk der Juden mit ihr verglich.

Doch Durtal mußte sich nun schnell umziehen, wenn er den Dechant Gébresin, bei dem er mit dem Kaplan Plomb speiste, nicht warten lassen wollte. Bald darauf stieg er eilig die Treppe hinab, noch verfolgt von Frau Mesurat, die ihn durchaus mit einem letzten Bürstenstrich verschönern wollte, und rechtzeitig langte er bei seinem Freunde an.

Frau Bavoil, die ihm die Türe öffnete, begrüßte ihn mit schieffühender Haube und flatternden Haaren. Ihre Ärmel waren über ihre roten Ärmel aufgestreift und ihre Backen glühten vom Herdfeuer. Sie erzählte ihm noch schnell, daß sie einen herrlichen Ochsenbraten bereite, mit der zarten Brühe von Kalbfüßen und einem Guß Kognak. Hastig kehrte sie dann in ihre Küche zurück, wo eben ein Topf überkochte und das Wasser auf der glühenden Herdplatte laut zischte.

Durtal fand den Dechanten von seinem Rheumatismus heftig geplagt, aber geduldig und heiter wie immer. Sie plauderten ein wenig, und da der Kaplan bemerkte, wie Durtal einige Harzstückchen betrachtete, die auf seinem Schreibtisch lagen, sagte er:

„Das ist Weihrauch vom Karmel zu Chartres.“

„Ach!“

„Ja, die Karmeliter brennen nur wirklichen, ganz echten Weihrauch. Ich habe mir diese Probe von ihnen geben

lassen, um dieselbe Sorte Harz auch für unsere Kathedrale zu besorgen.“

„Weihrauch wird wohl sehr häufig gefälscht?“

„Ja, er kommt in drei Sorten auf den Markt. Der männliche Weihrauch ist der beste, wenn man ihn rein bekommt. Der weibliche Weihrauch ist schon mit kleinen, rötlichen Körnern, die man trockenen Kastaniengries nennt, vermischt, die dritte pulverisierte Sorte ist meistens nur ein Gemisch von schlechtem Harz und Benzoë.“

„Und Ihrer da?“

„Dies ist männlicher Weihrauch. Sehen Sie nur diese länglichen Tränen, diese fast durchsichtigen, blassen Ambra-tropfen; welcher Unterschied zwischen ihm und dem, den man in Notre-Dame verwendet. Der ist erdig zerbröckelt und voller Körner und ich möchte wetten, daß sein Kastaniengries aus Sodakristallen besteht und nicht aus reinen Harzperlen.“

„Halt,“ rief Durtal, „dieser Gegenstand erweckt in mir die Idee eines Symbolismus der Gerüche, hat es den je gegeben?“

„Ich zweifle daran, aber er würde auch nur sehr einfach sein. Die aromatischen Substanzen, deren sich der Gottesdienst bedient, sind die vier: Weihrauch, Myrrhen, Balsam und Thymiaura; dieser letzte Duftstoff wird aus verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt, doch wird er nicht mehr verwendet.“

„Ihre Bedeutung kennen Sie ja wohl. Der Weihrauch ist die Gottheit des Sohnes, und mit seinen Wolken steigen unsere Gebete hinauf bis zum Throne des Höchsten, sagt schon der Psalmist. Die Myrrhe ist die Buße, das Leiden Christi und sein Tod. Sie bedeutet auch die Märtyrer und

und nach M. Olier die heilige Jungfrau, die die Seelen der Sünder heilt, wie die Myrrhe die Fäulnis der Wunden verhindert. Der Balsam ist nur ein anderes Wort für Tugend. Aber wenn auch die Liturgie nur wenige Düfte kennt, so sind doch die mystischen Gerüche weit zahlreicher. Nur besteht darüber keinerlei Lehre noch Wissenschaft.

Wir wissen nur, daß der Geruch der Heiligkeit dem des Teufels widerspricht und auch, daß viele Auserwählte zu ihren Lebzeiten und nach ihrem Tode wunderbare Düfte verbreiteten, deren Analyse wir nicht kennen, so die heilige Magdalena von Pazzis, der heilige Stephan von Muret, der heilige Philippus von Neri, Sankt Paternien, der heilige Omer, der verehrungswürdige François Olympe, Jeanne de Matel und viele andere.

Wir wissen auch, daß unsere Sünden stinken, und zwar verschieden, je nach ihrer Art. Dies bewiesen schon die Heiligen, die den Zustand des Gewissens aus dem Geruch des Körpers erkannten. Man denke nur an den heiligen Joseph von Cupertino, der einem Sünder, der ihm begegnete, zurief: Mein Freund, Du riechst schlecht, geh und wasche Dich!

Was den Duft der Heiligkeit anbetrifft, so wird er manchmal ganz natürlich, indem er ein bekanntes Aroma annimmt.

So strömte der heilige Treverus einen zusammengesetzten Duft von Rosen, Lilien, Balsam und Weihrauch aus, die heilige Rosa von Viterbo aber roch nach Rosen. Der heilige Cajetan duftete nach Drangenblüten, die heilige Katharina von Ricci nach Veilchen. Die heilige Theresese abwechselnd nach Lilien, Jasmin und Iris, der heilige Thomas von Aquino nach Weihrauch und der heilige Franz von Paula

nach Moschus, um nur einige aus dem Gedächtnis zu nennen.

Ja, und die heilige Indwina verbreitete in ihren Krankheiten einen Duft, der sich auch dem Geschmack mittheilte. Aus ihren Geschwüren stieg eine feine Wolke würzigen Duftes und sickerte eine Flüssigkeit hervor, die reine Zimmet-Essenz war."

"Dagegen ist auch bekannt," fuhr der Kaplan wieder fort, "daß die Hexen abscheulich rochen. Alle Exorzisten und Dämonologen sind sich in diesem Punkt einig und bezeugen einstimmig, daß nach einer Erscheinung des Teufels ein übler Schwefelgeruch zurückblieb, selbst in den Zellen der Heiligen, die ihn vertrieben.

Der üble Geruch des Teufels wird auch durch die Geschichte der Christine von Stumbelen bestätigt. Kennen Sie die unflätigen kotigen Angriffe, die der Teufel gegen diese Heilige unternahm?"

"Natürlich, Herr Kaplan!"

"Die Erzählung dieses Falles ist uns ja durch die Volandisten erhalten, die in ihren Annalen die Lebensgeschichte dieser Heiligen durch ihren Beichtvater, den Dominikaner Pierre de Dacie, aufschreiben ließen.

Christine wurde in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts geboren, etwa um 1242, in Stumbelen oder Stommeln bei Köln. Sie wurde seit ihrer Kindheit vom Teufel verfolgt. Er braucht gegen sie alle Waffen, erscheint ihr als Hahn, Stier und in der Gestalt eines Apostels. Er bedeckt sie mit Ungeziefer und füllt ihr Bett mit Läusen, schlägt sie bis aufs Blut, weil sie sich ihm nicht ergeben und Gott abschwören will.

Er findet neue Mittel, verwandelt ihre Nahrung vor

ihrem Munde in Kröten, Schlangen und Spinnen, so daß sie vor Ekel nichts essen mag und fast Hungers stirbt. Sie muß immer erbrechen und fleht Gott um Hilfe, aber der schweigt.

Als einziger Trost in ihren Prüfungen bleibt ihr die Kommunion. Der Teufel weiß dies und beraubt sie auch dieser Tröstung. Er erscheint ihr auf der Hostie in der Form derselben Tiere. Schließlich verwandelt er sich in eine dicke Kröte und setzt sich zwischen ihre Brüste. Vor Schrecken wird Christine ohnmächtig. Aber dann hilft ihr Gott und auf seinen Befehl verhüllt sie die Hand mit dem Armel, schiebt sie zwischen ihre Brust und den Bauch der Kröte, reißt sie hervor und schleudert sie zu Boden. Und hier zerplatzt sie mit lautem Knall wie ein alter Schuh, erzählt die Heilige selbst.

Diese Verfolgungen dauern bis zum Advent 1268. Von da an beginnen die groben Unflätigkeiten.

Pierre de Dazie erzählt, wie der Vater der Christine eines Abends in das Kloster zu Köln gekommen sei und ihn gebeten habe, doch mit ihm zu kommen, da der Teufel seine Tochter so sehr belästige. Er geht, begleitet von einem anderen Dominikaner, dem Bruder Wipert, und sie finden in Stumbelen in der heimgesuchten Hütte den Pfarrer des Orts, den Prior der Benediktiner, Gottfried von Brunweiler und den Kellermeister dieses Klosters. Sie unterhalten sich, während sie sich wärmen, über die ekelhaften Angriffe des Teufels und plötzlich beginnen diese von neuem. Sie werden alle mit einem Male von Rot überschüttet und Christine war nach den Worten des Schreibers ganz damit bedeckt. Und er fügt hinzu, seltsamerweise hatte die Masse, die nur lauwarm war, ihre Haut ganz verbrannt, so daß Blasen entstanden.

Dies dauerte drei Tage. Endlich beginnt eines Abends der Bruder Wipert die Gebete des Exorzismus zu sprechen. Aber da erschüttert ein schrecklicher Lärm das Zimmer, die Kerzen erlöschen und ihn trifft ein Klumpen so harten Stoffs ins Auge, daß er aufschreit: Zu Hilfe, mein Auge ist verloren!

Man führte ihn darauf in ein Nebenzimmer, wo die Kleider, die immer gewechselt werden mußten, trockneten und stets heißes Wasser für Abwaschungen bereit stand, und wäscht ihm das Auge aus. Als er sah, daß er keinen Schaden genommen, kehrt er mit den beiden Benediktinern, mit Pierre de Dacie und Matines, in das Zimmer zurück, um die Gebete fortzusetzen. Aber als er an das Bett der Dulderin tritt, hebt er voll Verwunderung die Hände:

Sie ist zwar mit Rot bedeckt, aber alles hat sich verwandelt. Der unerträgliche, unmenschliche Gestank war einem himmlischen Blumenduft gewichen. Das Gottvertrauen und die Heiligkeit Christinens hatten über den Bösen den Sieg davongetragen und alle beeilten sich, dem Himmel zu danken. — Was meinen Sie zu dieser Geschichte?"

„Sie ist gewiß höchst merkwürdig. Ist sie übrigens der einzige Fall höllischer Befudelung?"

„Nein, ein Jahrhundert später ereignet sich ein ähnlicher Fall bei der Elisabeth von Reute und auch bei der gottseligen Bétha. Auch da treibt Satan die ekelhafteste Verunreinigung. Er entleert sich neben dem Lager der Heiligen, bedeckt den Boden und beschmiert die Wände mit seinem Unrat. Auch in neuerer Zeit wird von ähnlichen Heimtuchungen des Pfarrers von Urs berichtet."

„Das alles hat ja eigentlich nichts mit der Symbolik der

Gerüche zu tun," versetzte Durtal. „Auf jeden Fall ist das Gebiet nur beschränkt und wenig bearbeitet und die Zahl der zu nennenden Duftstoffe ist nur zu gering.

Es ist da im alten Testament die Rede von gewissen Essenzen, die auf die heilige Jungfrau deuten. Einige darunter werden auch noch in anderem Sinne gebraucht, wie die Narde, die Cassia und der Zimmet. Die erste drückt die Kraft der Seele aus, die zweite das Wort Gottes und der dritte die Schönheit der Tugenden. Wir haben auch noch den Duft der Zeder, der im 13. Jahrhundert die Leuchten der kirchlichen Lehre bedeutete. Dann kommen die drei Wohlgerüche der Liturgie selbst: Weihrauch, Myrrhen und Balsam, endlich der Duft der Heiligkeit, der sich bei manchen Heiligen genau feststellen läßt und dann der Teufelsgestank, der von der Ausdünstung wilder Tiere bis zum unerträglichen üblen Geruch fauler Eier und des Schwefels sich steigert.

Man müßte jetzt noch untersuchen, ob der persönliche Geruch eines Auserwählten auch in Harmonie steht mit den Tugenden oder den guten Werken, deren Urheber oder Vorbild er in seinen Erdentagen gewesen ist. Dies wird glaubhaft, wenn man beobachtet, daß der heilige Thomas von Aquino, der die wunderbare Prosa des heiligen Sakraments schrieb, den Duft des Weihrauchs ausströmte, daß die heilige Katherina von Ricci, ein Beispiel an Demut, nach Veilchen duftete, die eben diese Tugend verkörpern, aber...

Hier trat der Kaplan Plomb ein, und als er von Durtal vernahm, daß es sich um die Osmologie der Mystik handele, sagte er:

„Sie vergessen bei dem Teufelsgeruch die Hauptsache.“

„Wieso?“

„Nun, Sie vergessen die falschen Wohlgerüche, die der Fürst der Verdammnis annimmt. Denn außer dem Gestank nach Rot und Excrementen verfügt er auch über eine Art nachgemachten Duftes von Heiligkeit, der sehr anziehend und verführerisch ist. Damit wollte der Böse auch den heiligen Dominitus de Gusman versuchen. Er ließ köstliche Ausströmungen von ihm gehen und hoffte ihn dadurch für die vergänglichen Freuden der Welt zu gewinnen. Ebenso hielt er es mit Jourdain de Saxe, der einen süßen Wohlgeruch ausströmte, wenn er die Messe las. Aber Gott sagte ihm, welchen teuflischen Ursprungs dieser Duft sei, und danach verschwand er.

Da fällt mir auch noch eine merkwürdige Geschichte des Quercetanus von einer Maitresse Karls des Großen ein. Der Kaiser konnte sich nicht entschließen, ihren Leichnam begraben zu lassen, weil er bei der Auflösung einen Duft von Rosen und Veilchen ausströmte. Man untersuchte endlich die Leiche und fand in ihrem Munde einen goldenen Ring. Als man den fortgenommen hatte, war der höllische Zauber gebrochen, Verwesungsgeruch verbreitete sich und Karl gab die Erlaubnis, die Leiche zu beerdigen.

Diesem anziehenden Wohlgeruch des Teufels kann man einen anderen üblen Geruch an die Seite stellen, mit dem er den Gläubigen belästigen, ihn am Beten verhindern und ihn von seinem Nächsten entfernen will, um ihn so zu Fall zu bringen und in Verzweiflung zu stürzen. Aber dieser üble Geruch, mit dem der Teufel einen Menschen durchtränkt, gehört auch zu den Gerüchen der Versuchung, denn hier will er dem Betroffenen nicht Eitelkeit, sondern Furcht und Schwäche einflößen.

Doch ich habe hier etwas anderes für Sie," wandte sich der Kaplan an Durtal, „ich habe hier einige Buchtitel für Ihre Arbeit über die symbolischen Tiere des Mittelalters. Haben Sie schon das ‚De Bestiis et aliis rebus‘ von Hugo de Saint Victor gelesen?"

„Allerdings."

„Gut, so müssen Sie noch Albert den Großen, Barthélemy de Glanville, Pierre de Bressuiere studieren. Ich habe hier auch ein Verzeichnis aller Bestiarien aufgeschrieben, sie stammen von Hildebert, Philippe de Thann, Wilhelm von der Normandie, Walther von Metz und Richard de Fournival. Nur müssen Sie sich die Bücher in Paris aus der Bibliothek beschaffen."

„Das würde mir nur wenig nützen. Schon früher habe ich einen Teil dieser Werke gelesen, sie geben aber keine Aufklärungen, die mir für meine Arbeit nützlich sein könnten. Sie enthalten nur die Beschreibungen von Fabeltieren und die Legenden über ihren Ursprung und ihre Gewohnheiten. Das Spicilegium Solesmense und die Analekta des Dom Pitra sind da weit lehrreicher. Mit ihnen, dem heiligen Isidor, dem heiligen Epiphanius und Hugo de Saint Victor hat man den Schlüssel zu der Bildersprache der Fabeltiere."

Es ist ja seit dem Mittelalter kein französisches Werk über den Symbolismus geschrieben worden, denn die Arbeit des Abbé Auber über diesen Gegenstand ist nichts wert. Über die Blumen würden Sie auch vergeblich nach einem Handbuch suchen, das der katholischen Eigenschaften der Pflanzen auch nur Erwähnung täte. Ich denke dabei natürlich nicht an die blöde Sprache der Blumen für Verliebte, die neben der perfekten Köchin und dem neuen „Traumbuch" bei den

Händlern am Kai ausliegen. Und ebenso geht es mit den Farben. Noch nie ist etwas Authentisches über fromme oder sündhafte Farben geschrieben, denn die Arbeit, die Frederic Portal über diesen Stoff schrieb, hat mit der christlichen Wertung der Farben gar nichts zu tun. Um das Werk des Fra Angelico zu erklären, mußte ich in allen Mystikern herumstöbern, um hier und da einen Anhalt dafür zu finden, welche Bedeutung er seinen Farben beilegte. Und ebenso werde ich es bei der religiösen Fauna auch machen müssen. Von den technischen Büchern ist in dieser Beziehung nichts zu erwarten und man kann nur aus der Bibel und der Liturgie, den ersten Quellen des Symbolismus schöpfen. Aber hatten Sie mir nicht, Herr Kaplan einige weitere Mitteilungen zu machen über...“

„Ja, wir werden...“

„Zu Tisch, wenn ich bitten darf!“ rief hier Frau Bavoil.

Der Dechant Gévresin sprach das Benediktus und dann aß man die Suppe. Danach brachte die Haushälterin den Ochsenbraten mit Möhren auf den Tisch. Er war saftig und zart und wohl durchdrungen von der fetten, kräftigen Brühe.

„Solchen Braten werden Sie wohl bei den Trappisten nicht essen!“ sagte Frau Bavoil.

„Und auch nicht in irgend einem anderen Orden!“ bestätigte der Kaplan Plomb.

„Nehmen Sie mir nicht im voraus allen Mut,“ rief Durtal lachend, „und lassen Sie mich ohne Hintergedanken genießen... Es muß alles seine Zeit haben...“

„So haben Sie sich also entschlossen, an die Revue eine Arbeit über die allegorischen Tiere zu schicken?“

„Jawohl, Herr Kaplan.“

„Ich habe nämlich für Sie die Spezialstudien von Fillion und Lefèvre über die Irrtümer der Bibelübersetzer, die durch falsche Benennung wirkliche Tiere ins Reich der Fabelwesen gebracht haben, gelesen. Das Resultat meiner Nachforschungen ist kurz dies:

Es hat in der heiligen Schrift überhaupt nie eine mythologische Fauna gegeben. Der hebräische Text ist durch die Übersetzungen ins Griechische und Lateinische entstellt worden. Die seltsamen Tiere, die uns in gewissen Kapiteln der Bücher Jesaias und Hiob in Erstaunen setzen, sind nur falsche Benennungen bekannter Tiere.

So sind die Zentauren und Sirenen, von denen der Prophet spricht, nach dem hebräischen Wortlaut ganz einfach Schakale. Die Lamie, dieser Vampir, halb Schlange und halb Weib wie die Wiver, ist ein Nachtvogel, die Eule oder der Kauz. Die Satyrn und Faune, die behaarten Wesen, von denen in der Vulgata die Rede ist, sind nichts als wilde Böcke, Schirim, wie die mosaische Sprache sie nennt.

Das Tier, das in der Bibel so oft als Drache vorkommt, ist im Originaltext verschieden bezeichnet. Einmal handelt es sich um die Schlange oder das Krokodil, ein anderes Mal um den Schakal oder den Walfisch. Was endlich das berühmte Einhorn angeht, so ist es nur der primitive Nashorn, der Auerochse, der auf assyrischen Basreliefs abgebildet ist und, heute fast ausgestorben, nur noch in Litauen und im Kaukasus lebt.“

„Und der Behemot und der Leviathan, von dem Hiob redet?“

„Das Wort Behemot bedeutet im Hebräischen die Mehr-

zahl von höchsten Vorzügen. Er bezeichnet ein mächtiges, starkes Tier, wie etwa das Rhinoceros oder das Hippopotamus. Der Leviathan bedeutet ein besonders großes Reptil, etwa eine Riesenschlange."

"Schade genug!" rief Durtal, "die phantastische Zoologie war viel amüsanter! Aber was für ein Gemüse essen wir heute?" fragte er dann, indem er das merkwürdige grüne Püree kostete.

"Es ist gekochter und gehackter Löwenzahn mit Spedsauce angemacht," erwiderte Frau Bavoil. "Schmeckt Ihnen dies Gericht?"

"Außerordentlich gut. Dieser Löwenzahn ist mit Spinat und Chicoree verglichen, was der Hase zum Kaninchen und die wilde Ente zur zahmen ist. Die Gartengemüse sind häufig fade und geschmacklos, während diese wildwachsenden Pflanzen eine wohltuende Herbheit, eine herzliche Bitterkeit besitzen. Es ist ein Gemüse-Wildbret, was Sie uns da vorsetzen, liebe Frau Bavoil!"

"Ich glaube," begann hier wieder der Kaplan Plomb, wir können ebenso wie wir es bei der mystischen Flora gemacht haben, auch eine Liste der Sünden aufzeichnen, die durch Tiere verkörpert werden."

"Natürlich, das wird gar nicht schwer sein. Der Hochmut ist nach Vincent de Beauvais durch den Stier, den Pfau und den Löwen, den Adler, das Pferd, den Schwan und den wilden Esel verkörpert.

Die Habsucht nach Theobald durch den Wolf und durch die Spinne. Die böse Lust wird durch den Bock, das Schwein die Kröte und den Esel versinnbildlicht. Die Fliege bezeichnet nach Gregor dem Großen die frechen Begierden der Sinne, der Sperber, der Uhu und die Eule den Neid. Die

Unmäßigkeit meint das Schwein und der Hund. Der Löwe, der Eber und der Leopard drücken nach Adamantius den Zorn aus. Die Trägheit hat ihre Vertreter nach Rabanus Maurus in dem Geier, der Schnecke, der Eselin und dem Maultier.

Dagegen sind nun die Tugenden anzuführen, und wir finden die Demut beim Ochsen und Esel. Die Selbstverleugnung beim Pelikan, dem Sinnbild des betrachtenden Lebens. Die Keuschheit bei der Taube und dem Elefanten. Dieser wird zwar von Peter von Capua der Hoffart angeklagt und ein großer Sünder vor dem Herrn genannt. Die Lerche und der Pelikan besitzen die Barmherzigkeit, das Reh die Mäßigkeit, während der Gemse außerordentliche Laster nachgesagt werden.

Die Abtissin Herrade und der Anonymus von Clairvaux verbinden mit dem Löwen, dem Pfauen, der Ameise und vor allem dem Hahn den Begriff der Wachsamkeit. Fügen wir noch zum Schlusse hinzu, daß die Taube alle Tugenden zugleich in sich vereinigt."

"Ja, und daß sie und das Lamm die einzigen Tiere sind, die Satan meidet und deren Form er niemals annimmt. Kein Mensch könnte ihr je etwas übles nachsagen."

"Sie teilt diesen Vorzug mit dem Weiß und dem Blau, den beiden Farben, die nicht durch das Gesetz des Kontrastes beherrscht werden und auf die sich die Beschreibung keines Lasters anwenden läßt."

"Ja, die Taube," rief Frau Bavoil, die eben die Teller wechselte, „sie spielt schon eine so herrliche Rolle in der Geschichte der Arche Noah. Lieber Freund, darüber müßten Sie nur die Mutter Matel hören."

"Was sagt sie denn darüber?"

„Sie behauptet, daß die Erbsünde die ganze Menschheit mit der Sünde überflutet habe und daß davon nur die heilige Jungfrau reingeblichen sei, die daher vom ewigen Vater zu seiner göttlichen Taube auserwählt sei.

Sie erzählt dann, wie der Teufel, der durch den Raben verkörpert gewesen, der Arche durch das Fenster des freien Willens entflohen sei und wie dann Gott, der Maria von Ewigkeit her im Herzen trug, das Fenster des Willens seiner Vorsehung geöffnet. Von seinem Herzen, der Arche des Himmels, sandte er die jungfräuliche Taube herab auf die Erde, wo sie den Ölweig der ewigen Barmherzigkeit pflückte, damit zur Arche des Himmels zurückflog und diesen Ölweig im Namen der ganzen Menschheit zu des Ewigen Füßen niederlegte. Und dann hat sie die ewige Güte, doch die Sündenflut aufzuhalten und forderte den göttlichen Noah auf, aus der Arche zu kommen, und er trat hinaus, ohne sich vom Busen des Vaters, von dem er untrennbar ist, zu scheiden.“

„Et Verbum caro factum est et habitavit in nobis“ schloß der Abbé Gévresin.

„Diese Auslegung Noahs als Vorläufers Christi ist wirklich merkwürdig,“ sagte Durtal.

„Auch auf den Abbildungen der Heiligen sind häufig Tiere angebracht,“ fuhr der Kaplan Plomb fort. „Soweit ich mich erinnere, ist der Esel das Wappentier des heiligen Marcel, des heiligen Johannes Chrysostomus, des heiligen Germain, des Sancti Auber und der heiligen Franziska Romaine. Der Hirsch gehört zum heiligen Hubertus und dem heiligen Rieul. Der Hahn zum heiligen Landry und dem heiligen Vitus. Der Rabe ist das Tier des heiligen Benedikt und des heiligen Apollinarius, des heiligen Vin-

zenz, des heiligen Expeditus und der heiligen Ida. Der Damhirsch gehört dem heiligen Heinrich, der Wolf ist dem heiligen Waast, dem heiligen Norbert, dem heiligen Remacle und dem heiligen Arnold beigelegt. Die Spinne ist bezeichnend für den heiligen Conrad und den heiligen Felix von Nola, der Hund für den heiligen Gottfried, den heiligen Bernhard, den heiligen Rochus, die heilige Margarete von Cortone, und wenn er eine brennende Fackel im Munde trägt, für den heiligen Dominikus. Die Hirschkuh charakterisiert den heiligen Gilles und den heiligen Ivo, die heilige Genoveva von Brabant und den heiligen Marime...

Diese Reihe ließe sich bis ins Unendliche fortsetzen. Werden Sie in Ihrem Aufsatz von diesen Gefährten der Heiligen auch reden?"

"Ich glaube, daß die größere Zahl dieser Tiere weniger eine symbolische, als eine geschichtliche Bedeutung besitzt. Aus diesem Grunde werde ich sie wohl kaum erwähnen."

Nach kurzem Schweigen begann plötzlich der Kaplan Plomb von neuem, indem er sich an Durtal wandte.

"In acht Tagen werde ich nach Solesmes fahren und ich habe Seiner Hohehrwürden dem Abt versprochen, Sie mitzubringen."

Durtal sah erstaunt auf, und der Kaplan fuhr lächelnd fort: „Man will Sie aber nicht gleich für immer festhalten. Sie können nach Chartres zurückkehren. Es soll nur ein einfacher Besuch für einige Tage sein, damit Sie einmal die Klosterluft atmen können. Sie werden dort die Benediktiner näher kennen lernen und sehen, wie sie leben..."

Durtal schwieg; ihn hatte dies Angebot, einige Tage in einem Kloster zu verbringen, etwas erschreckt. Es stieg in ihm die lächerliche, seltsame Angst auf, dieser Schritt sei

bindend, und er übernehme damit eine gewisse Verpflichtung gegen Gott, dann auch den Rest seiner Tage dort zu verbringen.

Und merkwürdigerweise machte ihm dieser Gedanke, der ihn plötzlich so ganz erfüllte, daß er keiner anderen Erwägung Raum geben konnte, ganz wehrlos und feige. Es handelte sich nicht nur um Solesmes, der Ort war Nebensache; was ihn in Verwirrung versetzte, war das Gefühl, nun zu entscheiden, ob er diesem dunklen Drang, diesem sicher vorhandenen, wenn auch noch nicht klar formulierten Wunsch, sich ganz Gott zu weihen, nachgeben wolle.

Er fühlte sich bedrängt und die Zwangslage, in die er sich gebracht glaubte, war ihm peinlich.

Er versuchte dagegen anzukämpfen, sich zu beruhigen und die Sache verständig zu überlegen, aber es gelang ihm nicht. Er hatte ein Gefühl von Ohnmacht und ihm war, als wenn seine Seele, den andern unbemerkt, langsam vor Mattigkeit und Furcht hinsinke.

„Aber das ist ja wahnsinnig, das ist ja ganz wahnsinnig!“ rief er erregt aus.

„Was ist Ihnen denn nur?“ fragten beide Priester erschreckt.

„Verzeihung, nichts.“

„Fühlen Sie sich nicht wohl?“

„Danke, nein.“

Es entstand ein Augenblick peinlichen Schweigens, das er zuerst unterbrach:

„Haben Sie schon einmal Chlorätheröl eingeatmet, das man in der Chirurgie bei kurzen Operationen verwendet? Nein? Nun man fühlt ein Brausen im Kopf und im Moment, wo man die Besinnung verliert, ist es, als höre man

das Rauschen ungeheuren Wassers. Dies Gefühl habe ich jetzt; nur spielen sich diese Erscheinungen nicht in meinem Gehirn, sondern in meiner Seele ab, die davon so angegriffen wird, daß sie ganz erschüttert ist."

"Ich hoffe, daß nicht der Gedanke an Solesmes Sie in diese Verwirrung gebracht hat," erwiderte der Kaplan.

Durtal hatte nicht den Mut, die Wahrheit zu gestehen. Er fürchtete, lächerlich zu erscheinen, wenn er den Grund seiner Erregung gestand und vermied durch eine unbestimmte Geste eine Antwort.

"Ich wüßte auch nicht, weshalb Sie nicht gern dorthin gehen sollten, denn Sie können gewiß sein, dort mit offenen Armen empfangen zu werden. Der Abt ist ein wirklich bedeutender Mann, und was wesentlich ist, ein Freund der Kunst. Und schließlich, und das mag Sie am meisten beruhigen, ist er auch Mönch und dazu ein sehr einfacher, ganz guter."

"Ja, aber ich muß meinen Artikel noch fertig machen."

Die beiden Priester lachten. „Nun, Sie haben ja noch acht Tage Zeit, um den zu schreiben."

"Hat es aber wohl Wert, in ein Kloster zu gehen, so lange man sich in dem nüchternen und zerstreuten Seelenzustand befindet, in dem ich augenblicklich bin?" fragte Durtal mit einem letzten Versuch, auszuweichen.

"Selbst die Heiligen sind nicht frei von Zerstreuung," antwortete der Dechant Gébresin, „wie jener fromme Mönch beweist, von dem Tauler erzählt, daß er, als er im Mai aus seiner Zelle trat, die Kapuze über den Kopf zog, um seine Seele nicht durch den Anblick des Frühlings von ihrer inneren Anschauung abzuziehen."

"Lieber Freund," rief nun Frau Davoil aus, „soll denn,

wie die heilige Jeanne sagt, der süße Jesus ewig wie ein Bettler vor der Pforte unseres Herzens liegen? Kommen Sie, fassen Sie einen Entschluß und öffnen Sie ihm ihr Herz!“

Und Durtal, dem so jeder Rückzug abgeschlossen wurde, gab endlich dem Wunsche der anderen nach, aber er that es mit schmerzlicher Miene und konnte den Gedanken nicht aus seiner Seele verschrecken, daß er damit auch Gott ein stummes Versprechen gebe.

7.

Dieser Gedanke, der ihn einige Augenblicke lang so heftig gequält hatte, ließ aber nach ihn zu bedrücken, und am andern Tage blieb nichts zurück, als eine gewisse, auffallende Erregung, die er sich selbst nicht zu erklären vermochte. Er zuckte über sich selbst die Achseln, aber vom Grunde seiner Seele stieg doch eine unbestimmte Furcht auf. Bedeutet dieses Gefühl nicht eben wegen seiner Absurdität eine Art Vorgefühl, das man zuweilen empfindet, ohne es sich erklären zu können? War es nicht wie der stumme Befehl einer inneren Stimme, ein geheimer und deutlicher Rat, diesen Besuch im Kloster nicht als eine bedeutungslose Vergnügungsreise anzusehen?

Aber das ist doch ganz unmöglich, sagte sich schließlich Durtal. Als ich nach La Trappe gegangen bin, um dort an mir die große Waschung vornehmen zu lassen, fühlte ich keine Besorgnisse dieser Art. Wenn ich später häufiger dort hin zurückkehrte, um mich selbst zu prüfen, habe ich nie den Gedanken gehabt, daß ich für immer im Kloster bleiben könnte und nun, da es sich nur um einen kurzen Aufenthalt im Kloster der Benediktiner handelt, zittere ich und scheue zurück.

Diese Angst ist ganz kindisch. Aber vielleicht, sagte er sich plötzlich, kommt es daher: wenn ich nach Notre-Dame de l'Utre ging, war ich ganz sicher, nicht dort zu bleiben, denn die harte Ordensregel würde ich nie ertragen haben. Ich brauchte daher auch nichts zu fürchten. Aber im Benediktiner-Kloster, wo die Regel weit weniger streng ist, bin ich nicht so sicher, nicht dort bleiben zu wollen.

Nur deshalb also... aber um so besser. Einmal muß man sich doch entscheiden, muß man über sich selbst klar werden. Einmal muß man sich doch vergewissern, wo die Werte unseres Lebens liegen und nach welcher Seite unsere Neigungen den Ausschlag geben.

Vor einigen Monaten noch sehnte ich mich innig nach dem Klosterleben, so viel ist gewiß, und heute erfüllt mich Zweifel. Meine guten Vorsätze sind oft totgeboren. Meinen Plänen fehlt die Ausdauer und meine innigsten Wünsche bleiben mir nicht treu. Ich müßte natürlich zu einem Ende kommen! Aber was nützt es mir, stets die eigene Seele zu erforschen, so tief ich auch in sie hinabsteige, ich finde nur kalte Leere und Dunkelheit.

Wenn ich noch länger in dieser Finsternis suche, wird es mir gehen, wie den Kindern, die so lange ins Dunkel starren, bis sie sich selbst Gespenster schaffen. So ist auch meine Furcht nur aus mir geboren. Denn dieser Besuch in Solesmes hat nichts an sich, was meine Angst rechtfertigen könnte.

Wie töricht dies alles ist, und wie viel besser es wäre, einfach dahinzuleben und vor allem, sich leiten zu lassen.

Aber da liegt der Punkt, fuhr er nach längerem Nachdenken fort. Da liegt die klare Ursache meiner Nöte. Es ist der Mangel an Hingabe und Vertrauen zu Gott und

auch mein Mangel an Liebe zu ihm, der mich in diesen Zustand versetzt.

Aus diesen Mißständen hat sich langsam die Krankheit entwickelt, an der ich nun leide. Eine tiefe Seelen-Blutarmut, verschlimmert durch die Angst des Kranken, der die Gefahr übertreibt, weil er die Natur seines Leidens nicht kennt. So steht meine Bilanz seitdem ich in Chartres weile.

Und ist mein Zustand nicht der gleiche, wie in Paris? Nein, denn die Phase, die ich jetzt durchlebe, ist der früheren ganz entgegengesetzt. In Paris war meine Seele nicht dürr und trocken, sondern weich und feucht; sie war aufgelöst und man versank darin. Ja, war ich nicht in einen Zustand der Gleichgültigkeit versunken, der schmerzlicher war wie diese Trockenheit, die mich ausdörft? Wenn man aber die Dinge recht betrachtet, haben sich zwar die Symptome geändert, aber das Übel besteht fort. Sei es nun Aufgelöstheit oder Seelenhärte, das Resultat bleibt das gleiche.

Aber ist es nicht auffällig, daß diese geistige Blutarmut sich jetzt in so ganz widerspruchsvoller Weise äußert? Einmal empfinde ich eine Mattigkeit, einen Überdruß, eine Abneigung gegen das Gebet, das mir hohl und sinnlos erscheint, weil ich es gefühllos spreche, und ich möchte alles hinwerfen und schweigend warten, bis eine neue Inbrunst mich erfüllt, auf die ich doch nicht mehr hoffe. Und im selben Augenblick fühle ich eine stille innere Arbeit, den steten Drang, das tiefe Bedürfnis nach Gebet, glaube ich unaufhörlich, die Stimme Gottes zu vernehmen, die mich nicht ruhen läßt. Und dann gibt es wieder Momente, wo, bei allem Willen fest zu bleiben, doch alles um mich zu

schwanken scheint, wo mir ist, als risse es mich ins Verderben.

In solchen Augenblicken, wo mein Geist sich zu gleicher Zeit getrieben und festgebannt fühlt, hilft mir nur die hohe Mystik der heiligen Theresese oder der heiligen Angela. Dann fühlt meine Seele neues Leben und neuen Aufschwung. Dann ist mir, als würde sie wieder gesund und jung. Aber wenn ich diese Erleuchtung benutzen will zur Sammlung und zum Gebet, so verschwindet plötzlich alles und es ist schlimmer wie zuvor. Welche Qualen und welcher Jammer!

Bis jetzt hat mich der Dechant Gébresin immer wieder geleitet.

Er hat sich meistens darauf beschränkt, weniger die Anfälle zu bekämpfen, als die allgemeine Schwäche zu beheben und mich zu trösten. Er hat mir Übungen vorgeschrieben, die meine Seele stärken sollten, er ließ mich kommunizieren, wenn er mich schwach werden sah. Heute scheint er seine Taktik zu ändern, da er sieht, daß sie nichts geholfen hat. Oder vielmehr, er verbessert sie. Seine Behandlung hat, ohne daß ich es merkte, mich in einen Zustand versetzt, den er erreichen wollte. Und nun möchte er, um seine Kur zu vollenden oder zu unterstützen, mich in ein Kloster schicken.

Dies scheint zu seinem System zu gehören, denn er hat es damals ebenso gemacht, als er mich bekehrte. Damals hat er mich zu den heißen Heilquellen für kranke Seelen geführt, zu den bitteren, heilsamen Wassern. Jetzt scheint er solche harte Kur nicht länger für notwendig zu halten. Er will mich in eine mildere Luft, in größere Ruhe bringen.

Er hat sogar dieselbe Art, den Menschen im Augenblick unerwartet zu ergreifen und mit seinen Entschlüssen

plötzlich bekannt zu machen. Und wenn er es auch diesmal nicht selbst übernommen hat, meinem Schwanken ein Ende zu machen und mich zu dieser Reise nach Solesmes zu bestimmen, es ist doch seine Art und sein Wille. Denn in dieser Angelegenheit ist ein Punkt nicht ganz klar. Warum hat der Kaplan Plomb den Benediktinern versprochen, mich mitzubringen? Er hat doch natürlich im Auftrage des Dechanten gehandelt. Er hatte keinen anderen Grund, von mir zu den Mönchen zu reden. Ich habe wohl zu ihm auch von meinen Anfechtungen gesprochen, von meinem stillen Wunsch nach Zurückgezogenheit und meiner Vorliebe für Klöster. Aber ich habe ihn nie beauftragt, so schnell vorzugehen und die Entwicklung der Dinge so zu überstürzen!

Aber was nützt es mir jetzt noch, nach Gegengründen den Mittag um vierzehn Uhr zu suchen? Nach Absichten zu forschen, wo vielleicht gar keine waren. Und selbst wenn sie vorhanden gewesen wären, haben diese treuen Freunde nicht zu meinem Heil ihre Pläne geschmiedet?

Ich sollte auf sie hören und ihnen folgen. Und nun will ich das Grübeln lassen und wieder an mein Bestiarium gehen, denn die Zeit verrinnt, und ich muß die Arbeit vor meiner Abreise fertig haben.

Und da Durtal sich gerade vor der Kathedrale befand, begab er sich vor das Südportal, an dem sich die mystische Zoologie und die Teufelsfragen befanden.

Aber er entdeckte nicht die extravaganten Formen, an die er eigentlich dachte. In Chartres sind die Tugenden und Laster nicht durch Tiere, sondern durch Menschen dargestellt. Da waren auf den Pfeilern der mittleren Tür winzige Gruppen als Darstellungen der Sünden ange-

bracht. Die böse Lust war verkörpert durch eine Frau, die einen Mann liebkost, die Trunksucht durch einen wüsten Menschen, der einen Bischof ohrfeigen will, der Zwist durch ein streitendes Ehepaar, neben dem eine zerbrochene Spindel und eine leere Flasche liegen.

An höllischen Tieren waren nur an der rechten Seite zwei Drachen abgebildet, der eine wird von einem Mönch exorziert, den anderen hält ein Heiliger mit einer Stola im Zügel.

An himmlischen Tieren unterschied er in der Reihe der weiblichen Tugenden, die alle von symbolischen Tieren begleitet waren, die Fügsamkeit mit dem Ochs, die Keuschheit mit dem Phönix, die Barmherzigkeit mit einem Schaf, die Sanftmut mit einem Lamm. Die Kraft ging mit dem Löwen und die Mäßigkeit mit dem Kamel. Warum bedeutete hier der Phönix die Keuschheit, die er sonst im Mittelalter nie versinnbildet?

Etwas enttäuscht über die Unzulänglichkeit der Fauna, tröstete sich Durtal mit dem Gesamtanblick des Südportals. Es war als Gegenstück zum Nordportal gearbeitet und stellte die Verherrlichung Christi dar, wie er als Richter des Himmels unter seinen Heiligen thront.

Das Portal war zur Zeit Philipp Augusts begonnen und vom Grafen de Dreux und Alix von der Bretagne gestiftet worden. Vollendet wurde es erst unter Philipp dem Schönen. Es war wie die beiden anderen beiden in drei Teile geteilt, in eine mittlere Tür, über der in einem Spitzbogen-Giebelfeld das jüngste Gericht dargestellt war, dann in die rechte Tür, die den Märtyrern und die linke, die den Beichtvätern gewidmet war.

Die mittlere Türöffnung war wie ein aufrechter Schiffs-

rumpf geformt. In ihren ausgebogenen Seitenwänden waren von jeder Seite sechs Apostel aufgestellt und in der Mitte stand die Einzelfigur Christi.

Seine Statue war wie die von Amiens berühmt. Jeder Führer rühmt die Regelmäßigkeit und Ruhe des Antlitzes. In Wirklichkeit ist er kalt und langweilig und von einer ganz seelenlosen Schönheit. Wie viel lebendiger und ausdrucksvoller ist dagegen der Christus aus dem 12. Jahrhundert vom Hauptportal, der zwischen den vier Tieren der Evangelisten sitzt!

Die Apostel waren ja wohl etwas weniger wild und plump als die Patriarchen und Propheten um die heilige Anna, aber sie waren auch weniger ursprünglich. Sie waren wie der Christus, den sie umgaben, nur allzu bürgerlich; es war eine sozusagen rechtschaffene aber langweilige Kunst. Sie hielten ihre Marterinstrumente so brav in ihren Händen, wie Soldaten ihre Flinten.

Da präsentierte der heilige Petrus das Kreuz, an dem er mit dem Kopf nach unten angeschlagen wurde, und der heilige Andreas ein lateinisches Kreuz und nicht eins in Form eines X, an das man ihn genagelt hat. Die Heiligen Philippus, Matthäus, Thomas und Simon, waren alle mit einem Schwert bewaffnet, obwohl Philippus gekreuzigt und gesteinigt worden ist, der heilige Thomas von einer Lanze durchbohrt und der heilige Simon zersägt wurde.

Rechts stand der heilige Paulus als Vertreter des Matthäus, des Nachfolgers des Judas. Er hielt einen Degen. Der heilige Johannes sein Evangelium. Jakobus der Ältere trug ein Schwert. Jakobus der Jüngere eine Gerberkeule und der heilige Bartholomäus das Messer, mit dem man ihm den Hals durchschnitten.

Sie waren in einer Reihe auf halben Säulen aufgestellt und die nackten Füße der Apostel ruhten auf den Rücken ihrer Stenker. Sie hatten lange abstehende Haare und strähnige, wie mit der Gabel gekämmte Bärte, außer dem heiligen Johannes, der bartlos und dem heiligen Paulus, der nach der Tradition kahl war. Sie alle waren gleich gekleidet, in dieselben Mäntel mit denselben steifen Falten gehüllt. Nur Jakobus der Ältere zeichnete sich durch eine mit Muscheln besetzte Hirtentasche aus, wie sie die Pilger tragen, die ihn in Compostella, in einem der großen Heiligtümer, die zu seinen Ehren im Mittelalter erbaut wurden, verehren.

Er ist der in Spanien am meisten verehrte Heilige. Aber hat er wirklich das Land zum Christentum bekehrt, wie es der heilige Hieronymus, der heilige Isidor und das Brevier von Toledo behaupten? Auf jeden Fall erzählt im 13. Jahrhundert Durand de Meuse seine Geschichte folgendermaßen: Er war in dies Land gesandt worden, um die Heiden zu bekehren. Dies gelang ihm aber nicht, und er kehrte deshalb nach Jerusalem zurück, wo Herodes ihn enthaupten ließ. Sein Leichnam wurde darauf nach Spanien gebracht und seine toten Gebeine führten dann die Bekehrung des Volkes herbei, die dem lebenden Apostel nicht gelungen war.

Wir sind über das Leben der Apostel eigentlich recht wenig unterrichtet, dachte Durtal. In den Evangelien bleiben sie fast immer sozusagen hinter den Kulissen und außer dem heiligen Petrus, dem heiligen Johannes und dem heiligen Paulus, deren Bild zuweilen etwas deutlicher wird, bleiben die anderen nur schattenhaft und undeutlich, werden ganz überstrahlt von dem hellen Glanz, der auf Christum ruht. Und nach dessen Tode verflüchtigen sie sich

noch mehr, und nur dunkle Legenden reden noch von ihrem Dasein.

So der heilige Thomas, der Schatz Gottes, wie ihn die heilige Brigitte nennt. Wo ist er geboren? Man weiß es nicht. Wie kam es, daß er auserwählt wurde? Auch darüber haben wir keine Auskunft. In welchem Lande predigte er das Christentum? Hierüber herrschen verschiedene Meinungen. Die einen sagen, er bekehrte die Meder, Parther und Perser, die anderen verlegen seine Thätigkeit nach Hindostan. Man stellt ihn gewöhnlich mit einem Winkelmaß und Lineal dar, denn man behauptet von ihm, daß er in Meliapour eine Kirche erbaut habe. Deshalb war er auch im Mittelalter der Schutzheilige der Architekten und Maurer.

Nach dem römischen Brevier wurde er in Calamina durch einen Lanzenstich getötet. Nach der goldenen Legende wurde er in einer nicht näher angegebenen Gegend durch Degenstiche getötet, und die Portugiesen behaupten, daß sie seinen Körper besäßen, und zwar in Goa, dem Hauptort ihrer Besitzungen in Indien.

Im 13. Jahrhundert war dieser Heilige der Typ harten nächtigen Zweifels. Nicht allein, daß er Christum erst anerkennen wollte, nachdem er seine Wunden berührt hatte, er soll auch den gleichen Zweifel bei der Himmelfahrt der Jungfrau bewiesen haben, und Maria mußte ihm erst ihren Gürtel zuwerfen, ehe er glaubte.

Sankt Bartholomäus' Bild verschwindet noch mehr im Dunkel der Jahrhunderte. Er war der Jünger von der besten Herkunft, sagt die Schwester Emmerich, denn die anderen, Petrus und Andreas besonders, hatten aus ihrer niederen Abstammung die groben Formen und das unfeine Äußere behalten.

Nannte er sich Bartholomäus? Man nimmt es an. Die Synoptiker zählen ihn zu den Aposteln, aber der heilige Johannes läßt ihn aus und nennt an seiner Stelle einen Mann mit Namen Nathanael, von dem die drei anderen Evangelisten wieder gar nicht sprechen.

Vielleicht sind diese beiden Apostel identisch. Das scheint fast sicher und der heilige Bernhard nimmt an, daß dieser Bartholomäus oder Nathanael der Bräutigam der Hochzeit zu Kana gewesen sei.

Was weiß man von seinem Leben? Er soll in Arabien, Persien und Abessinien gewesen sein, soll die Iberer und die Völker des Kaukasus getauft haben, ebenso wie der heilige Thomas die Indier. Aber kein authentisches Zeugnis ist dafür vorhanden. Nach den einen soll er enthauptet worden sein, nach anderen ist ihm in Albanien bei lebendigem Leibe die Haut abgezogen, und er danach gekreuzigt worden.

Diese letztere Ansicht, die auch das römische Brevier vertritt, herrscht vor. Er wurde auch von den Mehrgern zum Schutzheiligen ernannt, weil sie die Tiere enthäuten, auch ist er der Patron der Gerber, der Lederhändler, der Schuhmacher und Buchbinder, die alle Leder verarbeiten. Ja sogar auch der Schneider, denn die Primitiven stellen ihn oft dar, wie er die Haut, die von der einen Hälfte des Körpers abgezogen ist, wie ein Kleidungsstück über dem Arm trägt.

Noch seltsamer und unklarer ist die Geschichte des heiligen Judäus; er wird auch Thaddäus oder Lebbaus genannt und war der Sohn des Cleophas und der Maria, einer Schwester der heiligen Jungfrau. Er war, so heißt es, verheiratet und hatte Kinder.

In den Evangelien wird er kaum erwähnt, und es wird nur betont, daß er nicht mit Judas zu verwechseln sei. Wegen der Ähnlichkeit seines Namens mit dem des Verräters wird er im Mittelalter von den Gläubigen verleugnet und von den Zauberern angerufen.

Er schweigt stets in der heiligen Schrift und nur beim Abendmahl stellt er eine Frage über die Prädestination, die der Herr ihm nur ausweichend oder richtiger gar nicht beantwortet. Er ist auch der Autor einer kanonischen Epistel, die stark vom Geiste des Apostels Petrus beeinflusst zu sein scheint. Nach dem heiligen Augustinus brachte er das Dogma von der Auferstehung des Leibes in das Glaubensbekenntnis.

Die Legenden nennen ihn stets mit dem heiligen Simon. Nach dem Brevier hat er Mesopotamien evangelisiert und mit seinem Gefährten den Martertod in Persien erlitten. Die Bollandisten behaupten dagegen, er sei der Apostel von Arabien, und der griechische Menolog erzählt, daß er in Armenien von den Pfeilen der Ungläubigen niedergestreckt worden sei.

Die Überlieferung schwankt nur zu sehr und die bildlichen Darstellungen haben die Verwirrung noch vergrößert, indem sie diesem Apostel die verschiedensten Attribute beilegen. Einmal trägt er eine Palme wie in Amiens, oder ein Buch wie in Chartres, ein anderes Mal ein Kreuz oder ein Winkelmaß, ein Boot, einen Stab, eine Art, eine Säge oder eine Hellebarde.

Aber jedenfalls hat man ihm im Mittelalter trotz der fatalen Namensverwandtschaft mit Judas als einen Mann der Barmherzigkeit und des Glaubenseifers angesehen, und man gab ihm als Symbol den Chrysopras mit

dem purpurgoldenen Feuer, das Sinnbild der guten Werke.

Doch dies alles ist ohne Zusammenhang, sagte sich Durtal. Auch erscheint es mir seltsam, daß dieser Heilige, dem unsere Vorfahren nur eine laue Verehrung darbrachten, so daß man ihm lange Zeit überhaupt keinen Altar weihte, doch zwei Abbildungen hier in Chartres besitzt. Denn den Verlaine vom Hauptportal kann man mit ziemlicher Sicherheit für sein Bild halten.

Ich möchte wirklich wissen, weshalb die Kunsthistoriker diese Szene des jüngsten Gerichts, die in dem Giebelfeld über der Tür ausgehauen ist, für so außerordentlich halten? Das scheint mir durchaus falsch, denn diese Darstellung ist sehr gewöhnlich, und sicherlich minderwertiger als viele andere.

Der dämonische Teil ist hier in Chartres jedenfalls ruhiger, weniger lebendig und nicht so stark wie an den anderen Basiliken derselben Epoche. Gewiß sind diese Dämonen mit Wolfsgebiß und Eselsohren, die mit ihrem feuerspeienden Drachenmaul nach Königen, Bischöfen und Mönchen schnappen, diese Teufel mit Ziegenbärten und aufgerissenen Mäulern, die die Sünder verschlingen wollen, gewiß sind sie wirkungsvoll verteilt und in geschickten Gruppen dem Ganzen eingegliedert. Aber dieser Weinstock des Bösen ermangelt der Üppigkeit und seine Früchte sind nur fade. Diese Teufelsfräßen sind zu wenig gefährlich; sie sehen fast aus wie harmlose Verkleidungen und die Verdammten bleiben bei ihrem Anblick ruhig.

Wieviel ausschweifender ist dagegen die Hölleorgie in Dijon! Und Durtal dachte an die Notre-Dame-Kirche dieser Stadt, dieses seltsamste Werk der Gotik des

13. Jahrhunderts, des burgundischen Stiles in Frankreich. Diese Kirche war von fast kindlicher Einfachheit. Über ihren drei Portalen erhob sich eine gerade Mauer, die nur durch Bogengalerien in zwei Etagen abgeteilt wurde, und auf diesen waren die grotesken Figuren angebracht. Rechts von der Fassade erhob sich ein kleiner Turm mit einer spizen Kappe. Seitlich davon befand sich ein Uhrwerk aus schön durchbrochenem Eisenwerk, an dem drei Figuren die Stunden anschlugen. Hinten über dem Transept erhob sich noch ein kleinerer Turm, an dessen Basis vier vergitterte Glockentürmchen heraussprangen; das war alles.

Wenn man dies bescheidene Bauwerk mit den großen Kathedralen vergleicht, so zeichnet es sich durch eine gewisse flämische Note aus. Es hat die bäuerlich biedere Art und auch den heiteren Glauben dieses Volkes. Dies anspruchslose Heiligtum ist so recht fürs Volk geschaffen. Vor der schwarzen Madonna, die noch auf dem Altar steht, konnte es sich ungeniert über seine kleinen Sorgen und Angelegenheiten aussprechen, hier konnte es sich unbefangen geben wie zu Hause.

Aber dem guten, freundlichen Anblick dieses Baues war nicht ganz zu trauen, denn diese groteske Versammlung über den Portalen und auf den Galerien strafte den heiteren Frieden Lügen.

Da standen sie, wohl vielfach ausgebessert oder ersetzt, in dichten Reihen und wiesen ihre furchtbaren Fragen. Ein toller, dem Stein entsprungener Reigen von frechen Nonnen, wüsten Mönchen, erschreckten Bauern und ausgelassenen Weibern mit nervösem greulichem Lachen und widerlich grinsenden Teufeln. Und inmitten dieser Horde

heulender Verdammter erhob sich die menschliche Gestalt eines Weibes, das von zwei Dämonen gefoltert, sich über das Geländer hinabstürzen will. Ihre weit geöffneten Augen sind voll Entsetzen und mit gerungenen Händen weist sie von Grauen geschüttelt auf das Gotteshaus, wie zum Eintritt mahnend. Und voll Schauern bleibt man stehen vor diesem angstverzerrten Gesicht, vor dieser Todesqual inmitten der höllischen Meute, diesen Ausgeburten des Satans. Wild und voll Liebe zugleich droht sie und bittet und fleht. Und der Anblick dieser auf ewig Verdammten, dieser für immer aus dem Heiligtum Verwiesenen und auf seine Schwelle Gebannten, verfolgt den Beschauer wie ein Bild des Leidens, wie ein gräßlicher Angsttraum.

Nicht noch einmal in der höllischen Menagerie der Beauce gibt es ein Bildwerk von ähnlich eindringlicher, starker Wirkung.

Auch in anderer Beziehung, in Hinsicht auf den Gesamteindruck und die Einteilung des jüngsten Gerichtes an der Notre-Dame von Chartres, steht es weit hinter der Darstellung desselben Vorwurfes an der Kathedrale zu Bourges zurück. Letztere scheint mir überhaupt die merkwürdigste von allen zu sein. Weder die ähnlichen Szenen in Reims und Paris mit ihren Gruppen von Sündern, die von Teufeln an Ketten geführt werden, noch die analogen Bildwerke von Amiens haben eine solche Größe.

Wie auf allen ähnlichen Werken des Mittelalters steigen auch in Bourges die Toten aus ihren Gräften, während auf einer höheren Etage unter Christus, den die Jungfrau und der heilige Johannes um Gnade anflehen, Sanct Michael die Seelen wägt. Links werden sie dann von

Teufeln fortgezerrt, rechts von Engeln zum Himmel geführt.

Die Auferstehung der Toten, wie der Bildhauer Berrn sie hier schuf, läßt einen über die aufdringliche Prüderie der Katholiken lachen, denn die Figuren sind zwar nackt, aber man hat gewisse Merkmale, die man wenigstens dem weiblichen Geschlecht nicht unterschlagen kann, einfach fortgelassen. Männer und Weiber rücken die Grabsteine fort, steigen über den Rand der Särge und springen und stürzen einer über den anderen. Hier erheben sie in heißem Gebet Hände und Augen zum Himmel, dort sehen andere sich ängstlich um. Einige straucheln vor Schrecken und breiten die Arme aus und einige schlagen voll Reue an ihre Brust, um jetzt noch Buße zu tun. Noch andere stehen geblendet vom neuen Licht und schütteln die Glieder, von denen die Starre noch nicht wich.

Das wilde Getümmel dieser plötzlich Erweckten, die wie Nachtvögel ins Tageslicht geworfen scheinen, zitternd vor Angst, vor der bangen Stunde des Gerichts und der Freude des Wiedersehns, ist mit größter künstlerischer Kraft dargestellt und läßt mit ihrer lebensvollen Auffassung das kleinliche, dem Zeitgeschmack mehr entsprechende Werk des Künstlers der Beauce weit hinter sich.

Wie herrlich spielt sich oben das Gericht ab, wo der heilige Michael mit ausgebreiteten Flügeln steht und die schwere Wage hält. Er liebkost lächelnd ein Kind, das mit gefalteten Händen vor ihm steht, und daneben wartet ein Teufel mit Bossgesicht und Schwanz und will mit der Gabel nach ihm greifen, wenn der Erzengel es losläßt. Und hinter diesem zögernden Dämon beginnt die bezammernswerte Reihe der Verurtheilten. Da ist keine höl-

lische Höflichkeit mehr wie in Chartres, nicht mehr die sanfte Rücksicht, mit der die bösen Geister ihre Herde vor sich treiben, nein, da beginnt gleich die Grausamkeit mit all ihren Schrecken und ihrer rohen Gewalt. Da fehlt jede komische Seite. Die Diener der Hölle machen Ernst mit ihrer Arbeit. Hier schlägt ein Teufel mit Wolfszähnen, dessen geschwollener Bauch ein zweites Antlitz trägt, auf den Schädel eines Unglücklichen, der sich wehren möchte, unter gräßlichem Zähnefleischen ein, und sein Schwanz, der in einen Schlangenkopf endet, beißt ihn ins Bein. Ein anderer Henkersknecht, mit Bocksfuß und Hörnern reißt einem Verurtheilten mit einem Haken ein Ohr ab. Ein drittes Ungetüm mit platter Nase, hängenden Zügen und einem zweiten Gesicht am Unterleib, an dem auch hinten Flügel sitzen, umfaßt mit beiden Armen einen Mönch, den er mit dem Kopf zuerst in einen siedenden Kessel stürzt, der im aufgesperrten Rachen eines Drachen steht und dessen Flammen noch von zwei Dienern des Satans mit Blasebälgen entfacht werden.

Aus diesem höllensput heben sich noch zwei symbolische Figuren ab, die üble Nachrede und die böse Lust verkörpernd; die Bilder eines Mannes und einer Frau, die sich winden und schreien, denn zwei riesige Kröten fressen dem einen die Zunge aus, saugen an der Brust der anderen.

Auf der anderen Seite des heiligen Michael ist die Szene vollkommen verändert. Dort setzt ein freundlicher, pausbäckiger Engel ein kleines Kind seinem Gefährten auf die Schulter, das fröhlich mit einem Zweige winkt. Hinter ihm her schreitet langsam eine Gesellschaft frommer Seelen, eine Frau, ein König und ein Mönch vom heiligen Petrus

zu einer Pforte geführt, hinter der in einem besonderen Raum der alte Abraham sitzt. Aus dessen Schoß sehen viele kleine Köpfe hervor, alles jubilierende, gerettete Seelen.

Und indem Durtal sich die Gesichter des heiligen Michael und der Engel deutlich vorstellte, schienen sie ihm Brüder der heiligen Anna, des heiligen Joseph und des Engels am Hauptportal von Reims. Es war in der That dasselbe Modell, dasselbe jugendliche und doch altfluge Gesicht mit der Hakennase und dem spizen, wenn auch etwas weniger eckigen Kinn als an der Fassade zu Reims.

Diese Familienähnlichkeit, diese verwandten Züge führten zu der Annahme, daß dieselben Bildner oder ihre Schüler die Skulpturen der beiden Kirchen gemacht hatten. Aber in Chartres hatten sie kaum gearbeitet, denn kein ähnlicher Typ war dort zu finden, wenn auch einige Werke des Nordportals mit einigen Figuren anderen Genres an der Kirche zu Reims eine gewisse Ähnlichkeit besaßen.

Aber hier ist jede Annahme möglich, und keine kann als richtig anerkannt werden, denn es besteht kein Dokument über die Bildner dieser Zeit. Nach diesen Betrachtungen wandte sich Durtal zur linken Seitentür des Portals, die den Märtyrern gewidmet war.

Da standen sie nebeneinander in der Wölbung der Tür: der heilige Vinzenz von Spanien der Diakon, Sankt Dionysius der Bischof, der Priester Sankt Piat und der heilige Georg der Krieger, alle vier Opfer der ausgesuchten Grausamkeit der Ungläubigen.

Sankt Vinzenz stand in seinem langen Gewand und ließ gar traurig den Kopf hängen. Den haben sie in ganz küchenmäßiger Weise zu Tode gebracht, dachte Dur-

tal, denn wenn man der Legende von Voragine Glauben schenken darf, so schabte man ihm so furchtbar den Leib mit Stabklämmen, daß ihm die Gedärme herausstraten. Nach dieser Vorspeise von Leiden brieren seine Köche ihn am Spieß, spickten ihn mit Nägeln und begossen ihn mit der Soße seines Blutes. Er aber blieb unbewegt und betete noch, während er sich über den Flammen bräunte. Als er ausgelitten hatte, befahl Dacien sein Verfolger, daß sein Leib auf das Feld geworfen würde, damit ihn die wilden Tiere fräßen. Aber ein Rabe hielt neben seinem Leichnam Wache und verschenkte mit dem Schnabel einen Wolf, der sich nabte. Darauf band man ihm einen Mühlstein um den Hals und warf ihn ins Meer, doch er landete bei frommen Frauen, die ihn dann beerdigten.

Der heilige Dionysius, der erste Bischof von Paris, war den Löwen zum Fraß hingeworfen worden, die aber wichen vor ihm zurück. Danach hatte man ihn auf Montmartre mit dem heiligen Eleutherius und dem heiligen Rustikus enthauptet. Der Bildbauer hatte ihn nicht, wie meistens, mit seinem Kopf in der Hand dargestellt, sondern aufrecht und ganz, mit Mitra und Krummstab, nicht sanft und traurig wie seinen Nachbarn, den Diakon von Spanien, sondern stolz und gebietend, die Hand eher zum Befehl als zum Segen erhoben. Und Durtal dachte an diesen Schriftsteller, dessen kleines Werk doch einen so wichtigen Platz in der Reihe der mystischen Bücher einnimmt. Wenn man dies Werk wirklich ihm zuschreiben darf, so war er der erste unter den kontemplativen Autoren, der die Grenze des Himmels überschritt und den Menschen Auskunft gab über das, was dort vorgeht. Die Frage nach der Rangordnung der Engel stammt von ihm; denn er hat die Organisation

der himmlischen Heerscharen erkannt, hat eine Ordnung, ein Staatswesen beobachtet, nach dessen Vorbild sich die Menschheit richtet, und das selbst die Hölle verzerrt nachahmt. Er war der Botschafter zwischen Himmel und Erde, und er hat das himmlische Vaterland erforscht, wie später die heilige Katharina von Genua das Reich des Fegefeuers erforschte.

Weniger interessant war Piat, der Priester von Tournai, den ein römischer Prokonsul enthaupten ließ. In dieser illustren Versammlung berühmter Heiliger war er ein wenig der arme Verwandte aus der Provinz, nur der Heilige einer Diözese. Er stand nur hier, weil seine Gebeine der Kathedrale gehörten, denn die Geschichtsschreiber behaupten, daß seine Gebeine im 9. Jahrhundert zu Chartres aufgefunden worden seien. Neben ihm stand der heilige Georg in der Ritterkleidung aus der Zeit Ludwigs des Frommen. Er war barhäuptig mit Stahl gepanzert und mit Schild und Speer bewaffnet, und auf seinem Sockel war beschrieben, wie er durch die Tortur des Räderns zu Tode gemartert worden ist.

Dieser Statue entsprach eine ähnliche auf der anderen Seite der Thür; es war Theodor von Heraklea, der dort in Helm und Schuppenpanzer stand und ebenfalls Schild und Lanze hielt.

Neben diesem Heiligen, den man in der Stadt Amasea langsam kochte, waren noch der heilige Stephan, der heilige Klemens und der heilige Lorenz aufgestellt.

Und im Giebelfeld darüber, hinter dieser doppelten Mauer von Märtyrern, sah man die Geschichte des heiligen Stephanus dargestellt, wie er mit den Schriftgelehrten disputiert und von den Juden gesteinigt wird. Und noch

rings um die Wölbung des Portals waren auf den vieredigen Pfeilern die gemarterten Gestalten abgebildet: der heilige Lorenz, der heilige Thomas von Canterbury, der heilige Bacchus und der heilige Quentin. Es war eine große Zahl von Gottseligen, die man blendete, verbrannte, aufschnitt, peitschte oder enthauptete. Alle waren in einem bejammernswerten Zustand, denn die Witterung und die Zerstörungswut der Sansculotten hatten die armen Heiligen noch mancher Gliedmaßen beraubt, und so die Greuel der Marter noch nach ihrem Tode vergrößert.

Die rechte Thür war den Beichtvätern gewidmet und in der Seitenwand ihres hohen Bogens stand der heilige Nikolaus, Erzbischof von Myra mit erhobener behandschuhter Hand. Er trat den grausamen Wirt unter seine Füße, der die Kinder getötet, so viel Leid verursacht hatte. Dann der heilige Ambrosius, der Kirchenlehrer und Erzbischof von Mailand. Er trug eine seltsame Mitra in der Form eines Löschhutes. Sankt Leo, der Papst und Besieger des Attila und endlich Sankt Laumer, eine Größe der Gegend um Chartres. Er war ähnlich dem heiligen Piat von der linken Seite, ein ziemlich Unbekannter unter diesen hervorragenden Heiligen. Ehemals in der Beauce war er sehr verehrt worden. In seiner Kindheit hatte er die Schafe gehütet, dann war er Küster der Kathedrale geworden, später Anachoret und schließlich Mönch und Abt des Klosters von Corbion in den Wäldern von Orne.

In der anderen Seitenwand standen Martin, der Bischof von Tours, der heilige Hieronymus der Kirchenlehrer, Sankt Georg der Papst und Kirchenlehrer und Sankt Avit.

Auffällig ist der Parallelismus dieser Thür, dachte Dur-

tal. Rechts steht Sanct Nikolaus, der große Wundertäter des Orients und links der heilige Martin, der berühmte Wundermann des Okzidents. Dann folgen die beiden Kirchenlehrer, Sanct Ambrosius und Hieronymus. Der erste in seiner minderwertigen Prosa geschwollen und voller Wiederholungen, aber reizvoll und eigenartig in seinen Hymnen. Der Zweite hat in der Vulgata wirklich erst die Kirchensprache geschaffen, indem er das Latein des Heidentums durchlüftet und gereinigt hat, das in seiner Sinnenslust ein sündhaftes Gemisch von Bocksgeruch und Rosenduft ausströmte. Ihnen folgen die beiden Päpste Leo und Gregor und diesen die Äbte Sanct Laumer und Sanct Abit, der auch Vorsteher eines Klosters in den Wäldern von Perche war.

Die letzten beiden Statuen waren jedenfalls später hinzugesetzt worden, denn sie wiesen durch ihre Kleidung und Haltung auf eine spätere Epoche. Vielleicht waren sie nur an Stelle anderer Heiligen aufgestellt worden.

Auch das Giebelfeld zeigte diese Ähnlichkeit der Einteilung, die der Meister jedenfalls beabsichtigt hatte. Auch hier waren die beiden großen Wundertäter wie eine Antwort des Westens an den Osten dargestellt. Der heilige Nikolaus beschenkt die Tochter eines verarmten Edelmannes, der sie aus Not verkaufen will, mit einer Mitgift. Außerdem ist sein Grab dargestellt, aus dem ein heilendes Öl geflossen sein soll. Daneben teilt Sanct Martin einem armen Bettler seinen halben Mantel zu, und gleich darauf erscheint ihm Christus mit diesem Mantel angetan.

Der Rest der Bildwerke an der Tür war weniger bemerkenswert. Da standen noch auf kleinen Pfeilern ganze Reihen von Kirchenvätern, dann die neun Chöre der

Engel, das Gleichniß von den klugen und den törichten Jungfrauen, die Propheten des Alten Testaments, die Tugenden und Laster, die heiligen Frauen und Apostel, alle mehr oder weniger beschädigt und unkenntlich.

Mit seinen 783 Statuen und Figuren war dies Südportal, das die Führer immer als das sehenswerteste nennen, für den Künstler sicher das am wenigsten interessante. Denn wenn man von den herrlichen Bildnissen des heiligen Theodor und des heiligen Georg absah, so waren die übrigen Bildwerke recht schwach in künstlerischer Beziehung und bei weitem nicht so fein wie die an der Fassade aus dem 12. Jahrhundert, noch wie die am Hauptportal, dessen Darstellung der beiden Testamente vielleicht barbarischer, aber weniger kalt und langweilig war.

Durtal wurde es klar, daß man das Äußere der Kathedrale von Chartres mit drei Worten kurz kennzeichnen könne: Patrie, Hyperdolie und Dolie. Die Patrie ist die Verehrung Gottes am Hauptportal, die Hyperdolie die Verehrung der heiligen Jungfrau am Nordportal und Dolie Verehrung der Heiligen am Südportal.

Denn wenn auch der Erlöser in dem jüngsten Gericht des Südportals verherrlicht wird, so tritt er doch etwas hinter den Heiligen zurück. Seinen wahren Triumph feiert er auf dem Thron des Liebefeldes im Hauptportal.

Und ehe er weiterschritt überflog Durtal mit einem letzten Blick die Reihen der Auserwählten und blieb noch einen Augenblick vor dem heiligen Klemens und dem heiligen Gregor stehen. Vor dem heiligen Klemens, dessen ungewöhnlicher Tod fast sein Leben vergessen ließ, das der unaufhörlichen Arbeit auf dem Acker Christi geweiht ge-

wesen. Die Legende erzählt von ihm, daß er unter der Regierung des Trajan nach Chersonesien verbannt worden sei. Dort warf man ihn mit einem Anker um den Hals ins Meer, während die Christengemeinde am Ufer auf den Knien zu Gott flehte, er möge doch seinen Körper erhalten. Darauf sei das Meer um drei Meilen zurückgewichen und die Gläubigen konnten trockenen Fußes zu der Kapelle wandern, die von Engeln unter den Wogen errichtet worden, und in der der Leib des Heiligen ruhte. Und seit Jahrhunderten zieht sich das Meer jedes Jahr während einer Woche zurück, damit die Pilger zu seinen Gebeinen wallfahren können.

Sanft Gregor, der erste Benediktinermönch, der zum Papst ernannt wurde, der Meister der Liturgie und Schöpfer des Kirchengesangs. Dieser wundervolle Papst erglühete für die Kunst, entbrannte für das Recht und war voll heißer Liebe und Barmherzigkeit gegen die Menschen erfüllt. Sein umfassender Geist war so groß, daß er es als eine Versuchung des Teufels ansah, wenn die Mucker und Pharisäer seiner Zeit die weltliche Literatur verbieten wollten, denn, so sagte er, sie lehrt uns die andere zu begreifen.

Da man ihn wider seinen Willen zum Papst erwählt hat, wird sein Leben von Ängsten verfolgt, weint er nach der verlorenen Ruhe des Klosters. Trotzdem bekämpft er mit unglaublicher Energie die Barbaren und Heidenvölker Afrikas, die Intrigen von Byzanz und die Simonie der Seinigen.

Herrlich steigt er auf aus dieser üblen Zeit, diesem Sabbat von Schismen und Glaubenszänkereien, wie er in all der Verwirrung die Armen gegen die Gier der Reichen

verteidigt, sie selbst ernährt und ihnen täglich die Füße küßt. Und in diesem Leben, das von Arbeit überlastet, keinen Augenblick der Ruhe kennt, findet er noch Zeit, die Klosterdisziplin zu verbessern, überall, wo er kann, den Keim benediktinischer Zucht auszustreuen und so die Seelen zu retten, die noch durch die schmalen Fenster der Klöster ins Verderben flattern wollen.

Wenn er auch nicht wie Sankt Clemens den Martertod erlitt, so starb er doch für Christus an Überanstrengung und Erschöpfung nach einem Leben voll unaufhörlicher Leiden durch einen von Krankheiten untergrabenen und durch freiwillige Fasten und Bußübungen noch geschwächten Körper.

Aus diesem Grunde ist wohl auch sein Antlitz so nachdrücklich und traurig! dachte Durtal. Und doch horcht er auf die Taube, das Symbol der Inspiration, die ihm nach einer alten Legende die Melodien der Kirchenmusik einflüsterte und sicher auch seine Dialoge, seine Homelien, seine Kommentare zum Buche Hiob, seine Hirtenbriefe und alle anderen Werke, deren Ruf im ganzen Mittelalter weit verbreitet war, eingab.

Noch auf dem Heimwege dachte Durtal an all diese Frommen und dabei fiel ihm auf einmal ein: es fehlt in Chartres das Bild eines Heiligen, dessen Hilfe früher fast am häufigsten in Anspruch genommen wurde, der heilige Christophorus, der meistens am Eingang der Kirchen auf einem besonderen Platz stand.

So stand er früher am Eingang von Notre-Dame zu Paris, und so sieht man ihn noch heute in seinem Winkel der Hauptfassade zu Amiens. Aber fast überall haben ihn die Bilderstürmer zerstört und nur an wenigen Kirchen

existiert noch die Figur dieses Trägers Christi. Er hatte auch sicher an der Kathedrale von Chartres seinen Platz, aber wo, das weiß man nicht und die Geschichtsschreiber geben darüber auch keine Auskunft.

Und im Gehen dachte er an diesen Heiligen, dessen Volkstümlichkeit begreiflich ist, denn unsere Väter glaubten, wenn sie sein Bild nur ansähen, wären sie den ganzen Tag vor Unglücksfällen und besonders vor dem plötzlichen Tode geschützt.

Deshalb stand er auch stets draußen, recht sichtbar und groß, damit ihn die Vorübergehenden selbst von weitem erkennen konnten. Manchmal war auch sein Bild in Riesengröße im Inneren der Kirche aufgestellt. So sieht man ihn auch im Dom zu Erfurt auf einer stark reparierten Fresse des 15. Jahrhunderts. Diese ungeheure, fünf Etagen hohe Figur, reicht vom Boden bis zur Wölbung. Christophorus trägt einen Bart, der in breiten Strömen niederwallt und seine Beine sind wie die Kirchenpfeiler. Er trägt anbetend und gebeugt auf seinen Schultern ein Kind mit rundem Kopf, das lächelnd mit einem gepuderten Pierrotgesicht die Betrachter segnet. Dabei wadet er mit nackten Füßen durch einen Teich voller kleiner Rosen, Teufelchen, gehörnter Fische und seltsamer Blümchen, die alle ganz winzig gezeichnet sind, um dadurch die Größe des Heiligen noch zu unterstreichen.

Der Ärmste, dachte Durtal, er wurde wohl vom Volk verehrt, von der Kirche aber stets etwas links liegen gelassen, denn er gehört mit dem heiligen Georg und einigen anderen Märtyrern zu jenen, deren Lebensgeschichte etwas zweifelhaft ist.

Der heilige Christoph wurde im Mittelalter zur Heilung fieber Kinder und auch gegen die Pest angerufen.

Waren nicht die Heiligen überhaupt die wahren Ärzte dieser Zeiten? Alle Krankheiten, die weder Ärzte noch Quacksalber heilen oder erleichtern konnten, wurden ihnen anvertraut. Einige Krankheiten waren sogar nach dem Nothelfer benannt, der sie heilen sollte. So wurde die Sicht das Übel des heiligen Maurus genannt, die Lepra die Krankheit des Hiob, der Krebs das Übel des heiligen Gilles, die Heiserkeit war die Krankheit des heiligen Aven-
tin und der Blutfluß die des heiligen Fiacre, und so noch viele andere.

Manche sind noch heute berühmt wegen der Linderung gewisser Leiden, die man in ihre Behandlung gibt. So die heilige Genovesa bei der Brennseuche und der Augen-
entzündung, die heilige Katharina von Alexandrien bei Migräne. Die heilige Reine half bei geheimen Krank-
heiten, Sankt Bartholomäus bei Konvulsionen, Sankt Firmin bei Krämpfen. Sankt Bernhard ward angerufen bei Rotlauf und Steinleiden. Sankt Loup bei Leibschmerzen und der heilige Hubertus bei Tollwut. In der Kapelle des Hospitals Saint-Jean zu Brügge stand noch eine Statue der heiligen Appolonia, die ganz behängt war mit Rosen-
fränzen aus Zähnen und Zahnstümpfen aus Wachs, weil sie Gesichtsneuralgien und Zahnschmerzen heilen soll.

Da man aber zugibt, dachte Durtal bei sich, daß auch heutzutage noch die ganze medizinische Wissenschaft auf Schwindel beruht, sehe ich nicht ein, warum man nicht zum Heilmittel des Gebets, zur Universalmedizin der Mystik zurückkehren soll. Wenn die Heiligen in manchen Fällen uns nicht heilen wollen, so verschlimmern sie doch wenigstens unseren Zustand nicht, irren sich nicht in der Diagnose und geben uns keine schädlichen Mittel ein.

Und selbst wenn die Ärzte auch keine Nichtswisser wären, so hülfte es uns doch nichts, denn die Medizin, die sie verschreiben, wird auf jeden Fall gefälscht.

8.

Endlich war der Tag gekommen, an dem er den Koffer packen mußte, um mit dem Kaplan Plomb zu reisen.

Durtal wurde vor Erwartung ganz nervös. Um die Zeit totzuschlagen, ging er aus, wurde aber von einem heftigen Regen in die Kathedrale getrieben.

Nachdem er kurze Zeit vor der Madonna auf dem Pfeiler verbracht hatte, setzte er sich mitten im Hauptschiff auf einen Stuhl und gab sich seinen Betrachtungen hin:

Bevor ich nun den stillen Gang meines Lebens in Chartres durch diese Reise unterbreche, sollte ich nicht, und wäre es nur für Minuten, noch einmal still mit mir zu Rate gehen und überschlagen, welchen Gewinn ich eigentlich gemacht habe, seitdem ich in dieser Stadt lebe und was ich früher besaß?

Meine Seele? Ach, die hat weniger gewonnen als ausgetauscht; sie hat nur ihre Gleichgültigkeit gegen Dürre ausgewechselt, und ich weiß noch nicht, ob dieser Handel vorteilhaft war.

Der Geist hat wohl sichtbarere Vorteile daraus gezogen, und wenn ich ein Inventar machen will, brauche ich nur drei Reihen zu sehen:

Die Vergangenheit: in Paris, als ich an nichts dergleichen dachte, hat Gott mich plötzlich ergriffen und mich in den Schoß der Kirche zurückgeführt, indem er sich dabei meiner Liebe zur Kunst, zur Mystik, zur Liturgie und zur Kirchenmusik bediente.

Allein während der Arbeit dieser Befehrung habe ich die Mystik nur in Büchern studiert. Ich besaß sie also bloß in der Theorie, nicht in der Praxis. Die Kirchenmusik, die ich in Paris hörte, war auch nur minderwertig und flach. Entweder wurde sie durch Frauenstimmen verwässert oder durch Knabenchöre ganz entstellt. Ich habe in den meisten Kirchen nur fast klanglosen Messen, einem halberstorbenen Gottesdienst beigewohnt.

In dieser Zeit bin ich dann nach La Trappe gefahren. Bei diesen Asketen fand ich dann nicht allein die erzählte, geschriebene und zur Lehre formulierte Mystik, ich sah sie auch angewandt, sozusagen experimentell dargestellt, ins Leben übertragen und von diesen Mönchen täglich vorgelebt. Ich konnte mich davon überzeugen, daß die Wissenschaft von der Vervollkommenung der Seele nicht auf Schwindel beruht, daß die Behauptungen der heiligen Theresese und des heiligen Johannes vom Kreuz richtig waren. Auch wurde mir dort der hohe Genuß eines authentischen Gottesdienstes und einer richtigen Kirchenmusik zuteil.

Die Gegenwart. — Hier in Chartres habe ich mich neuen Übungen unterworfen, bin ich anderen Spuren gefolgt. Ganz ergriffen von der unvergleichlichen Schönheit und Pracht dieser Kathedrale, habe ich unter dem Einfluß eines sehr klugen und sehr gelehrten Priesters mich mit der religiösen Symbolik beschäftigt, habe diese große Wissenschaft des Mittelalters kommentiert, die eine besondere Kirchensprache gebildet hat aus Bildern und Zeichen und die in der Liturgie in Worten ausgedrückt ist.

Um ganz deutlich zu sein, muß man sagen: in dem Teil der Liturgie, der von den Gebeten handelt. Denn der andere, der von den Formen und den Geboten des Kultes

handelt, ist selbst Symbolismus, ja ist des Symbolismus eigentliche Seele. In Wahrheit lassen sich diese beiden Wissenschaften kaum trennen, denn sie sind so eng miteinander verbunden und vermischt, beziehen sich so sehr eine auf die andere, daß sie schließlich eins werden.

Die Zukunft. — Wenn ich jetzt nach Solesmes gehe, werde ich meine Erziehung beenden. Dort werde ich die vollkommenste Ausführung der Liturgie und des gregorianischen Gesanges hören, den das kleine Kloster in Notre-Dame de l'Utre wegen der geringeren Zahl seiner Offizianten und Stimmen nur in verkleinertem Maßstabe, wenn auch in ganz getreuer Wiedergabe bieten konnte.

Füge ich nun meine Studien über religiöse Malerei, die ich in Kirchen und Museen gemacht habe, und meine Arbeiten über verschiedene Kathedralen, die ich eingehend studiert habe, hinzu, so habe ich damit den ganzen Umkreis den die Mystik umschließt, durchheilt, habe den Extrakt selbst des Mittelalters gewonnen und habe so die Blumen zu einem Strauß gesammelt, die seit Jahrhunderten zerstreut lagen. Danach habe ich eine der Blüten, die Symbolik, näher betrachtet, obwohl einige Teile von ihr durch Vernachlässigung fast verloren gegangen sind.

Die Symbolik! — Sie war die eigentliche Anziehungskraft meines Lebens in Chartres. Sie hat mich erleichtert und getröstet, wenn ich unglücklich war über die Beschwerden meiner niedrigen Seele. — Und er rief sich noch einmal alles ins Gedächtnis zurück, versuchte noch einmal das Ganze zusammenzufassen.

Wie ein üppiger Baum, dessen Wurzel bis auf den Grund der Bibel reichen, erhob sich diese Wissenschaft. Aus ihr zog sie ja ihre Substanz und ihren Saft. Der Stamm war

die Symbolik des alten Testaments, das ja nur eine Vorbereitung auf die Evangelien war. Die Zweige waren die Allegorien der Architektur, der Farben, Gemmen, der Flora und Fauna, die Hieroglyphen der Zahlen, Zeichen, Gebrauchsgegenstände und Gewänder der Kirche. Ein kleiner Zweig bedeutete noch die liturgischen Düste und ein winziges, gleich wieder verdorrtes Ästchen den Tanz.

Denn der religiöse Tanz hat in Anfängen bestanden. Er war im Altertum die Darbietung der Andacht, war ein Opfer der Freuden. Ein Beweis dafür ist David, der vor der Bundeslade tanzte.

In der ersten Zeit des Christentums tanzten Gläubige und Priester zur Ehre Gottes und wollten mit diesen Sprüngen das Glück der Seligen und die Freude der Engel nachahmen, die uns der heilige Basilius darstellt, wie sie an einem himmlischen Freudenfest im Tanze schreiten.

Man ging bald so weit, wie zum Beispiel in Toledo, sogenannte mussarabische Messen abzuhalten, bei denen die Pfarrkinder in der Kirche herumsprangen. Aber diese Spiele entbehrten doch des frommen Geistes, dem sie dienen sollten, sie wurden nur ein Pfeffer für das Ragout der Sinne und daher von verschiedenen Konzilen verboten.

Noch im 17. Jahrhundert gab es in gewissen Provinzen fromme Tänze. So in Limoges, wo der Pfarrer von Saint-Leonard und seine Pfarrkinder sich im Chor der Kirche im Tanze drehen. Im 18. Jahrhundert entdeckt man noch Spuren davon im Roussillon. Und selbst heute noch gibt es einen Kirchentanz, und zwar hauptsächlich in Spanien, wo sich die Tradition dieser frommen Spiele erhalten hat.

Noch vor nicht allzulanger Zeit ging am Fronleichnam:

fest zu Campostella der Prozession ein großer Mensch voraus, der auf seinen Schultern einen anderen trug. Und in Sevilla tanzten die Chorknaben am Sakramentsfest vor dem Hauptaltar eine Art langsamen Walzers, den sie mit frommen Gesängen begleiten. In anderen Städten wieder tanzt man am Fest der heiligen Jungfrau eine Sarabande um ihre Bildsäule und klappert dabei mit Stöcken und Kastagnetten. Und an Stelle des Amens werden zum Schluß Schüsse abgegeben.

Aber dies alles ist nur von geringem Interesse und ich frage mich vergeblich, welchen Sinn man in diese Sprünge, in diese Weibebewegungen legen könnte. Ich kann mir nur schwer vorstellen, daß Farandolen und Voleros Gebete ausdrücken sollen. Es will mir nicht einleuchten, daß man eine fromme Handlung begeht, indem man mit den Füßen wie auf Pfefferkörner stampft und mit den Armen dazu drehende Bewegungen wie mit einer Kaffeemühle macht.

Schuld daran trägt, daß man den Symbolismus des Tanzes überhaupt nicht kennt, daß uns keine Regel überkommen ist, kein Aufschluß über die Bedeutung, die von den Alten hineingelegt wurde. Im Grunde bleibt der religiöse Tanz eine grobe Lust der Bewohner des Südens. Wir wollen uns daher nur auf seine kurze Erwähnung beschränken.

Welches ist nun in praktischer Hinsicht der Einfluß des Symbolismus auf die Seelen gewesen?

Durtal beantwortete sich diese Frage folgendermaßen: das Mittelalter wußte, daß auf dieser Erde alles nur Sinnbild, alles nur ein Gleichnis ist, daß das Sichtbare nur die wertlose Schale des Unsichtbaren darstellt. Das Mittelalter, das sich also nicht wie wir vom Schein betrügen ließ,

hat deshalb diese Wissenschaft tief ergründet und sie zur Dienerin und Stütze der Mystik gemacht.

Überzeugt davon, daß das einzig erstrebenswerte Ziel, der einzige Zweck, den es zu erfüllen galt, der ist, in direkte Beziehungen zum Himmel zu gelangen, dem Tod vorauszuweichen und in Gott ganz zu versinken, sich in ihm ganz aufzulösen, riß es die Seelen fort und unterwarf sie den strengen Klosterregeln. Dort waren die Menschen fern von allen irdischen Zerstreuungen, allen fleischlichen Versuchungen. Alle Gedanken waren auf Verzicht und Buße gerichtet, auf die einzigen Gedanken der ewigen Gerechtigkeit und Liebe. Und um sie so zu erhalten, um sie vor sich selbst zu schützen, wurden sie ganz eingehüllt und abgeschlossen in Gott, umgab Er sie in allen Formen und in jedem Bilde.

Jesus lebte in allen Dingen, in der Fauna, in der Flora, in der Form der Bauwerke, im Schmuck und in den Farben. Wohin er sich auch wandte, überall erblickte der Mensch nur Ihn.

Und ebenso sah er überall wie in einem Spiegel seine eigene Seele. In gewissen Pflanzen sah er die Vorzüge, nach denen er streben, die Laster, gegen die er kämpfen mußte.

Doch auch noch andere Vorbilder standen vor seinen Augen, denn die Symbolisten begnügten sich nicht damit, für ihre Lehren die Botanik, die Mineralogie, die Naturgeschichte und die anderen Wissenschaften auszudeuten; einige von ihnen, darunter der heilige Meliton, kamen dahin, allen Dingen überhaupt eine besondere Bedeutung beizulegen. Für sie war in der Brust des frommen Menschen ein Saitenspiel; die Glieder des menschlichen Körpers verwandelten sich in Sinnbilder. Der Kopf bedeutete Christus,

die Haare die Heiligen. Die Nase war die Verschwiegenheit, die Nasenflügel der Geist des Glaubens. Das Auge war die Betrachtung und der Mund die Versuchung. Der Speichel war der Saft des inneren Lebens. Die Ohren bedeuteten den Gehorsam, die Arme die Liebe zu Jesu. Die Hände sind die Werke, die Nägel die Vollkommenheit der Tugenden. Die Knie die Bußsakramente und die Beine die Apostel. Die Schultern sind das Joch des Sohnes, die Brüste die evangelische Lehre. Der Leib ist das Bild des Geizes und die Eingeweide das der geheimen Lehren unseres Erlösers. Der Hals und die Brust sind die unreinen Gedanken, die Knochen die Verhärtung und der Knorpel und die unreinen Gliedmaßen sind der Antichrist...

Diese Schriftsteller dehnten ihre Methode selbst auf die gebräuchlichsten Gegenstände, bis auf das Handwerkszeug eines jeden aus.

Das Dasein war eine ununterbrochene Schule der Frömmigkeit. Yves von Chartres bestätigt, daß die Priester das Volk in der Symbolik unterrichteten und auch Dom Pitra kommt zu der Überzeugung, daß im Mittelalter das Werk des heiligen Meliton allgemein bekannt war und überall gelesen wurde. So wußte der Bauer, daß sein Wagen das Sinnbild des Kreuzes war und die Spuren, die er im Wege hinterließ, die schwergeprüften Herzen der Heiligen. Er wußte, daß die Ohren die Früchte der Zerknirschung waren, das Mehl die Menge der Gläubigen. Der Kornspeicher bedeutete das Königreich des Himmels... Und so war es in jedem Gewerbe. Diese Methode der Analogien bewirkte für jeden eine unablässige Mahnung zum Gebet und zur Selbstbetrachtung.

So wurde die Symbolik zum Gitter vor den Stufen, die

zur Sünde führen und zur Stütze für die Seelen, die mit ihrer Hilfe die sieben Stufen zum mystischen Leben ersteigen können.

Natürlich konnte diese Wissenschaft, die in viele Sprachen übersetzt worden war, von der breiten Masse nur in ihren großen Umrissen begriffen werden. Und wenn sie von einem vertrackten Geist, wie dem des guten Durand de Meuse zerpfückt wurde, konnte sie wohl den Anschein von Zusammenhanglosigkeit von Widersinnigkeit und Willkür erwecken. Es hat oft den Anschein, als ob dieser Symbolist daran ginge, mit einer feinen Schere noch die Wimpern auszusacken. Aber trotz dieser Übertreibungen, die die Kirche lächelnd duldete, gelang es ihr, doch mit dieser eindringlichen Methode die Seelen zu retten und einen großen Heiligentkultus herbeizuführen.

Dann kam die Renaissance und mit ihr trübte sich die Symbolik, ebenso wie der fromme Baustil.

Besser als alle ihre Verwandten hat die eigentliche Mystik dieses Zeitalter der heiteren Schande überdauert, denn wenn sie auch in dieser Periode nichts hervorgebracht hat, so trieb sie danach in Spanien ihre herrlichsten Blüten im heiligen Johannes vom Kreuz und in der heiligen Theresese.

Seit dieser Zeit scheint die mystische Lehre zu versiegen, nicht aber die angewandte Mystik, denn die fährt fort, in den Klöstern zu wirken und sich zu entfalten.

Die Liturgie und die Kirchenmusik haben unterdessen die verschiedensten Stadien durchgemacht. Nachdem sie in den Meßbüchern der verschiedenen Provinzen immer mehr verändert und zerseht worden waren, wurde die Liturgie von Dom Guéranger wieder zur römischen Einheitlichkeit zurückgeführt und es besteht die Hoffnung, daß es den Benedikt-

tinern endlich gelingen wird, auch den wirklichen Meßgesang wieder in den Kirchen einzuführen.

Und hoffentlich hier vor allem! seufzte Durtal und betrachtete wieder seine Kathedrale, die ihm in diesem Augenblick noch teurer ward, weil er sie für einige Zeit verlassen sollte. Und um sich ihr Bild noch einmal ganz ins Gedächtnis zu graben, faßte er ihre ganze Bedeutung noch einmal zusammen.

Sie ist ein Gleichnis des Himmels und der Erde. Des Himmels, dessen dichte Phalanx von Bewohnern, Propheten, Patriarchen und Engeln sie zeigt, die mit ihren durchsichtigen Leibern das Innere der Kirche zum Ruhme der Mutter und des Sohnes erleuchten. Der Erde, weil sie den Aufstieg der Seele predigt, die Erhebung des Menschen. Sie gibt in der That dem Christen ein klares Abbild des vollkommenen Lebens. Er muß, um das Symbol zu verstehen, durch das Hauptportal eintreten, dann das Hauptschiff, den Transsept und das Chor, die drei Stufenfolgen der Askese, durchschreiten, dann erreicht er auf der Höhe das Kreuz, dort, wo gekrönt von den Kapellen der Apfisis das geneigte Haupt Christi ruht, den der Altar und die schräge Achse des Chors darstellen.

Und hier hat er die vollkommene Einheit erreicht, bei der Jungfrau, die nicht mehr weint wie bei der schmerzvollen Szene des Kalvarienberges, am Fuße des Baumes. Nein, die im Schatten des Allerheiligsten bei ihrem Sohne weilt, dicht bei ihm, um ihn besser zu trösten, ihn besser ansehen zu können.

Und diese Allegorie auf das mystische Leben wird noch durch den äußeren beredten Anblick der Kirche verstärkt.

Krank vor Sehnsucht nach der Vereinigung mit Gott,

dem Leben abgewandt, hat die Seele nur den einen Wunsch, die Hölle ihres sündigen Leibes zu verlassen. Deshalb beschwört sie den himmlischen Bräutigam mit den erhobenen Armen ihrer Thürme, doch Mitleid mit ihr zu haben, doch zu kommen, sie bei den gefalteten Händen ihrer Glockenthürme zu fassen und sie von der Erde hinweg zu nehmen, mit sich hinauf in seinen Himmel.

Dabei ist diese Basilika auch das herrlichste Kunstwerk, das das Mittelalter uns vermacht hat. Ihre Fassade hat nicht die erschreckende Majestät der durchbrochenen Fassade von Reims, nicht die Schwere und Traurigkeit der Notre-Dame von Paris. Auch nicht die riesenhafte Grazie von Amiens oder die starre Feierlichkeit von Bourges. Aber sie besitzt eine imposante Einfachheit, eine Schlantheit, einen Aufschwung, den keine andere Kirche in gleichem Maße zeigt.

Nur noch das Schiff von Amiens erhebt sich, flammt, lodert, schießt in gleichem steilem Aufstieg vom Boden. Aber sein Inneres ist hell und nüchtern, während das von Chartres geheimnisvoll und warm ist, ja, es mutet fast wie der zarte Körper einer Heiligen an, vergeistigt vom Gebet und beinahe durchsichtig vom Fasten. Auch sind seine Fenster unvergleichlich, schöner selbst als die von Bourges, in welchem Heiligtum doch die herrlichsten Gottesblumen erglühen. Und schließlich sind die Skulpturen seines Hauptportals das Köstlichste und Überirdischste, was je von Menschenhand geschaffen wurde.

Sie ist fast einzig in ihrer Art, denn sie hat noch nichts von dem schmerzvollen, drohenden Ausdruck ihrer großen Schwestern. Nur wenige, grimassierende Dämonen trauern in den Winkeln ihrer Portale, um die Seelen zu peinigen. Sie beschränkt sich darauf, in wenigen Bildwerken die Arten

der Höllenstrafen darzustellen. Die Jungfrau ist hier vor allem die Jungfrau von Bethlehem, die junge Mutter und Christus ist fast überall ihr Sohn, der Ihr gehorcht, wenn Sie ihn bittet.

Sie zeugt für die Größe ihrer Geduld und Barmherzigkeit durch die Länge ihrer Krypta und die Weite des Mittelschiffes, Ausdehnungen, die wir in keiner anderen Kathedrale wiederfinden.

Sie ist in Wahrheit die mystische Kathedrale, wo die Madonna mit der größten Milde die Sünder aufnimmt.

Doch der Dechant Gévresin wird sein Frühstück beendet haben, sagte sich Durtal, indem er auf die Uhr blickte. Ich könnte ihm also jetzt eben Adieu sagen, bevor ich den Kaplan Plomb auf dem Bahnhof treffe.

Er durchschritt den Hof des bischöflichen Palastes und schellte bei dem Priester.

„Sie wollen also wirklich abreisen!“ begrüßte ihn Frau Bavoil, die ihm die Tür öffnete und ihn zu ihrem Herrn führte.

„Allerdings...“

„Ich beneide Sie“, seufzte der Dechant, „denn Sie werden herrlichen Messen beiwohnen und wunderbaren Gesang hören.“

„Ich hoffe es. Wenn nur dies alles endlich dazu führte, mich im Glauben zu stärken und mich in meiner eigenen Seele heimisch zu machen, damit sie nicht ewig herumirrt, allen Winden preisgegeben.“

„Sie muß hinter Schloß und Riegel, Ihre Seele!“ sagte Frau Bavoil lachend.

„Jetzt ist sie wie ein öffentlicher Platz auf dem alle Meinungen streiten und lärmen. Ich komme gar nicht zu mir

selbst, und will ich einmal Einfuhr bei mir halten, ist aller Platz schon besetzt.“

„Aber, lieber Freund, unser Heiland hat auch diesen Fall vorgesehen. Er dachte an diese Zerstreuungen, die den Geist ablenken, als er auf die Klagen der Jeanne de Matel, die über den Lärm der Welt untröstlich war, antwortete, sie solle sein wie der Jäger, dessen Jagdtasche nie leer würde, weil er nicht nur auf die große Beute warte, sondern auch mit der geringen, die ihm über den Weg läuft, zufrieden sei.“

„Wenn ich die wenigstens fände!“

„Leben Sie in Frieden dort unten“, sagte der Dechant. „Grübeln Sie nicht darüber, ob ihre Befehrung vollkommen sei oder nicht. Sie haben die Gewohnheit, oft die Gebete zu sprechen, die Sie auswendig kennen und in diesen Momenten überkommt Sie das Gefühl der Leere. Nun, so lassen Sie diese Gebete und nehmen Sie regelmäßig an den Gottesdiensten in der Klosterkapelle teil. Sie sind Ihnen weniger bekannt und Sie müssen deren Worte, schon um sie zu verstehen, aufmerksam nachlesen; so werden Sie sich nicht so leicht zerstreuen.“

„Ohne Zweifel“, erwiderte Durtal, „aber wenn man nicht die Gebete gesprochen hat, an die man gewöhnt ist, so ist einem, als hätte man überhaupt nicht gebetet. Das klingt vielleicht einfältig, aber ich glaube, jeder Fromme wird diesen Eindruck bekommen, wenn er den Text seines Vaterunser verändert.“

Der Dechant lächelte.

„Die wahre Anbetung ist die der Liturgie“, erwiderte er, „denn Gott selbst hat sie uns gelehrt und ihre Sprache, das heißt, seine eigene Sprache ist allein seiner würdig. Die

Psalmen sind vollkommen und stehen höher als alles, denn alle unsere Wünsche, unsere Reue und unsere Klagen sind in ihnen ausgedrückt. Der Prophet hat alles vorausgesehen und allem Ausdruck verliehen. Lassen Sie daher ihn für sich reden, lassen Sie ihn Mittler sein zwischen Gott und Ihnen.

Wenn Sie außerhalb dieser Stunden mit Gott reden wollen, so machen Sie es kurz. Ahmen Sie die Einsiedler Agyptens nach, die Väter der Wüste, die Meister des Gebets waren. Der alte Isaaß sagte zu Cassien: betet nicht zu lang, aber häufig; damit nicht, wenn eure Gebete zu lang dauern, der Teufel komme und sie störe. Halten auch Sie sich an dieses Gebot, so werden Sie vor innerem Zwiespalt bewahrt bleiben. Gehen Sie nun in Frieden und wenn irgend ein neuer Zweifel Sie befällt, so fragen Sie den Kaplan Plomb um Rat.“

„Vielleicht, lieber Freund,“ sagte lachend Frau Bavoil, „könnten Sie auch zur Abwehr der Zerstreuungen das Mittel gebrauchen, das die Abtissin Aura anwandte, wenn sie die Psalmen las. Sie setzte sich auf einen Stuhl, dessen Rücklehne hundert spitze Nägel hatte, und wenn sie merkte, daß ihr Geist zerstreut wurde, so lehnte sie ihre Schultern fest an die scharfen Spitzen. Es gibt nichts Besseres, garantiere ich Ihnen, um die Aufmerksamkeit zu wecken...“

„Ich danke schön...“

„Noch etwas anderes, vielleicht verschieben Sie Ihre Reise um einige Tage, denn übermorgen wird ein Fest zu Ehren der Jungfrau gefeiert. Man erwartet Pilgerzüge von Paris und man wird den Schrein mit dem Schleier der Jungfrau durch die Straßen tragen.“

„Rein,“ rief Durtal, „ich liebe diese gemeinschaftliche

Frömmigkeit nicht. Wenn Unsere Liebe Frau ihre feierlichen Empfänge hält, bleibe ich lieber beiseite und warte, bis sie wieder allein ist. Diese brausenden Gefänge und diese Augen, die fromm niedergeschlagen nach einer Stecknadel auf der Erde suchen, sind mir unendlich. Ich liebe die verlassenen Königinnen, die einsamen Kirchen und dunklen Kapellen. Ich bin der Ansicht des heiligen Johannes vom Kreuz, der auch von sich gesteht, daß er die gemeinschaftlichen Wallfahrten nicht liebe, weil man von ihnen zerstreuter zurückkehre, als man fortgegangen sei.

Rein, was mir den Abschied von Chartres schwer macht, ist gerade diese Stille, diese Einsamkeit der Kathedrale, das nächtliche Dunkel ihrer Krypta und das Dämmerlicht ihres Hauptschiffs mit dem Bild der Jungfrau. Ach, nur hier fühlt man sich ihr nahe, nur hier sieht man sie.

Gewiß,“ fuhr er nach einem Augenblick des Nachdenkens fort, „man sieht sie im wahren Sinn des Wortes oder man kann sich doch einbilden, sie zu sehen. Wenn irgendwo, so kann ich mir gerade in Chartres ihr Antlitz, ihre Haltung, kurz ihr Bild vorstellen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, Herr Dechant, wir besitzen ja eigentlich keine Auskunft darüber, wie die heiligste Mutter ausgesehen hat. Ihre Züge bleiben ungewiß, und zwar absichtlich, glaube ich, damit jeder sie sich so vorstellen kann, wie Sie ihm am meisten gefallen würde, jeder Sie mit dem Idealbild umkleiden mag, das er sich träumt.

Sankt Epiphanius zum Beispiel beschreibt sie uns, groß, mit mandelförmigen Augen, mit schwarzen, gebogenen Brauen, Adlernase, rosigem Mund und goldiger Haut; es ist die Vision eines Orientalen.

Nimmt man Maria d'Agreda, so erscheint ihr die Jungfrau sehr groß, mit schwarzem Haar und schwarzen Brauen, dunklen, grünlichen Augen, grader Nase, roten Lippen und braunem Teint. Dies stellt ganz das Ideal spanischen Reizes dar, wie es diese Äbtissin empfinden mußte.

Hört man dagegen die Schwester Emmerich, so ist nach ihr Maria blond, hat große Augen, eine ziemlich lange Nase und ein etwas spitzes Kinn. Sie ist nicht sehr groß und hat eine weiße Hautfarbe. Wir haben es hier eben mit einer Deutschen zu tun, der die dunkle Schönheit nicht zusagt.

Und doch sind beide Frauen Seherinnen, denen die Jungfrau erschienen ist und zwar jeder in der Form, die ihr am meisten gefallen mußte. So zeigte sie sich der Melanie von La Salette und der Bernadette von Lourdes unter dem Bilde einer süßlichen Schönheit, der einzigen, die sie zu fassen vermochten.

Ich aber, der ich nun kein Visionär bin und deshalb Ihr Bild aus meiner eigenen Phantasie schöpfen muß, ich sehe Sie in den Umrissen, im Ausdruck der Kathedrale. Ihre Züge sind ein wenig verschleiert im blassen Glanz der großen Rosette, die hinter Ihrem Haupt wie ein Heiligenschein flammt. Sie lächelt und Ihre Augen haben den unvergleichlichen Glanz der hellen Saphire, die am Eingang des Schiffes aufleuchten. Ihren durchsichtigen Körper umgibt ein keusches Flammentkleid, durch die Pfeiler gestreift wie der Rock der falschen Bertha. Ihr Antlitz ist von schimmernder Weiße und Ihr Haar, wie aus Sonne gesponnen, zerflattert in goldenen Fäden. Sie ist die Geliebte aus dem hohen Lied: „Pulchra ut luna, electa ut sol“. Die Kirche, in der Sie wohnt und die mit ihr Eines wird, er-

strahlt von ihren Reizen. Die bunten Edelsteine der Fenster rühmen Ihre Tugenden. Die feinen, schlanken Säulen, die sich so kühn vom Boden bis zum höchsten Gewölbe erheben, sprechen von Ihrer Sehnsucht, Ihren Wünschen. Der Fußboden redet von ihrer Demut und die Gewölbe, die sich über Ihr zu einem Thronhimmel vereinigen, preisen ihre Barmherzigkeit, Steine und Glas singen Ihren Ruhm. Bis auf das kriegerische Ansehen einiger Teile des Heiligtums, bis auf den an die Kreuzzüge erinnernden ritterlichen Schmuck der schwert- und schildförmigen Fenster und Rosetten, den helmförmigen Spitzbogen, dem Schuppenpanzer des alten Glockenturms und dem eisernen Gitter gewisser Fenster ist nichts, was nicht von dem „*terribilis ut castorum acies ordinata*“ spricht, nicht von dem Vorrecht, das Sie besitzt, wenn Sie nur will, zu werden, wie ein wohlgeordnetes, furchtbares Schlachttheer.

Aber hier will Sie es nicht oft, glaube ich. Diese Kirche ist vor allen Dingen der Abglanz ihrer unerschöpflichen Milde, das Echo Ihres ungetheilten Ruhmes.“

„Ach, vieles wird Ihnen vergeben werden, denn Sie haben Sie so sehr geliebt!“ rief Frau Bavoil ergriffen aus.

Als dann Durtal sich erhob, um Abschied zu nehmen, umarmte sie ihn herzlich und voll mütterlicher Liebe:

„Wir werden mit allen Kräften zu Gott beten, lieber Freund, daß er Sie erleuchte und Sie auf den rechten Weg führe.“

„Ihnen, Herr Dechant, wünsche ich, daß Ihr Rheumatismus etwas nachlasse, während ich fort bin!“ sagte Durtal, indem er dem alten Priester die Hand schüttelte.

„O, man sollte nie wünschen, gar nicht zu leiden,“ erwiderte der Dechant, „denn es gibt kein schwereres Kreuz

als von Leiden frei zu sein. Machen Sie es deshalb so wie ich, oder besser wie ich, denn ich seufze noch oft. Nehmen Sie freudig diese Dürre als eine Prüfung auf sich. Leben Sie wohl und der Herr segne Sie!"

„Und die Mutter aller Madonnen in Frankreich, Unsere Liebe Frau von Chartres beschütze Sie!" setzte Frau Bavoil hinzu. Als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, sagte sie seufzend:

„Mir ist das Herz doch recht schwer bei seinem Abschied, da er nun für immer unsere Stadt verläßt, denn er war uns doch fast wie ein Sohn ans Herz gewachsen. Aber trotzdem würde ich sehr glücklich sein, wenn er wirklich Mönch werden würde."

Und mit plötzlichem Lachen fuhr sie fort:

„Mein Vater, wird man ihm auch den Schnurrbart abschneiden, wenn er ins Kloster eintritt?"

„Selbstverständlich!"

Sie versuchte einen Augenblick, sich Durtal bartlos vorzustellen und schloß dann lachend:

„Ich fürchte, das wird ihm nicht sehr gut stehen!"

„Diese Frauen!" sagte der Dechant, indem er sanft den Kopf schüttelte.

„Welchen Ausgang erwarten Sie wohl von dieser Reise?"

„Darüber zu reden steht mir nicht zu, Frau Bavoil."

„Das ist wahr," sagte sie und indem sie die Hände faltete, murmelte sie: „Das steht nur bei Dir. Stehe Du ihm bei in seiner Prüfungszeit und bedenke, daß er nichts ist ohne Deine Hilfe, Du Versucherin zum Guten, Unsere Liebe Frau vom Pfeiler, Madonna de Sous-Terre!"

E n d e.

